This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

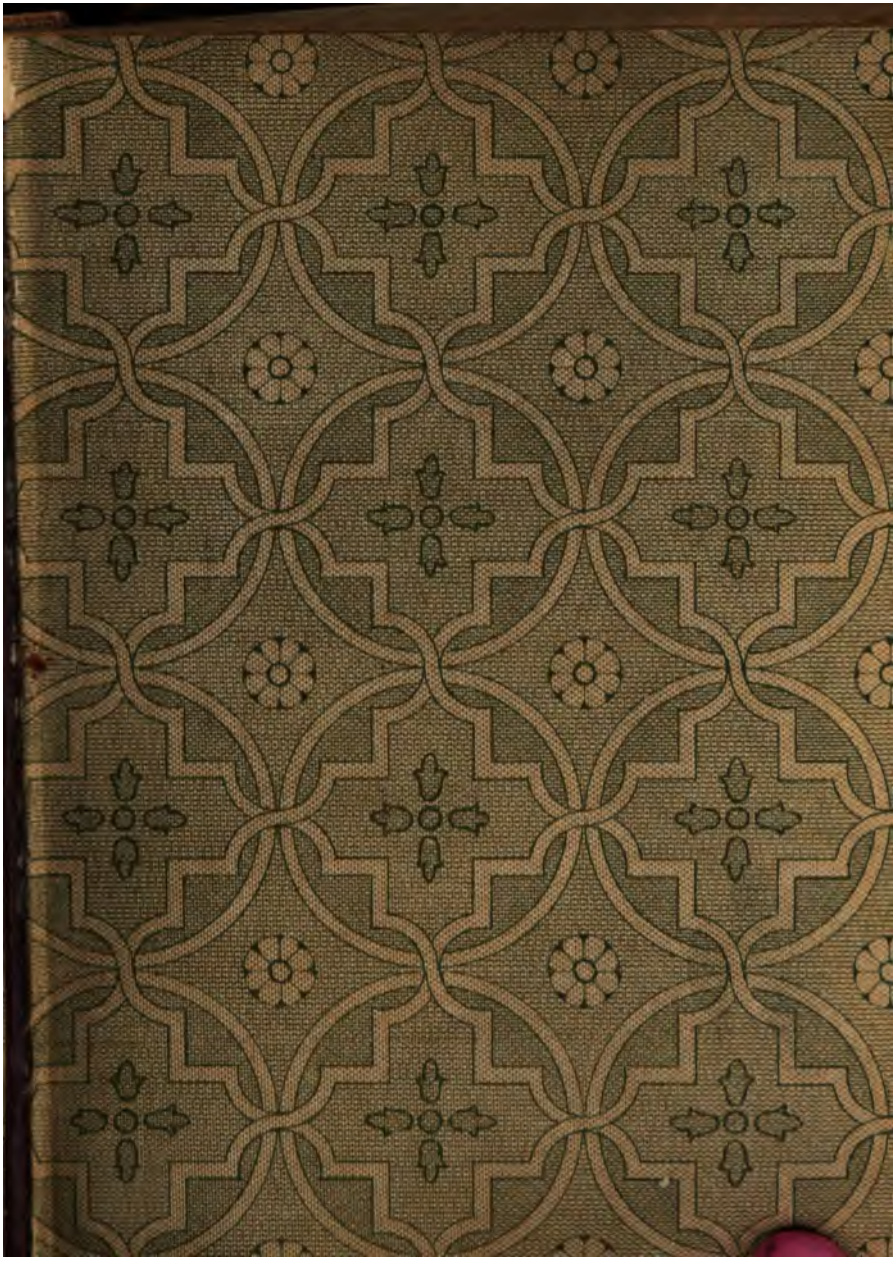
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 489933

EX LIBRIS
I. H. EPSTEIN



Meine Beziehungen

zu

Ferdinand Lassalle.

II

Alle Rechte vorbehalten.

Meine Beziehungen

zu

Ferdinand Lassalle.

Von

Helene von Racowitza,

geb. v. Dönniges.

Vierte,

unveränderte Auflage.

Breslau, 1879.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

HX
276
L352
R12
1879

Stacks
Yale
10-3-73
1022170-291

Warum trete ich jetzt mit der einzigen Begebenheit meines Lebens hervor, die auch für das große Publikum genug Interesse hat, um die volle Wahrheit darüber erfahren zu wollen? Warum habe ich solange geschwiegen? So lange alles erdenklich Nachtheilige über mich sagen lassen? — Leicht und doch schwer zugleich ist die Erklärung.

Zuerst das leicht zu Beantwortende: Es drängte mich längst mein Schweigen zu brechen, und einmal meinerseits, als die einzige wahrhaft dabei Betheiligte, die Einzige, die Auskunft geben kann über all' die so verschieden berichteten Ereignisse, eine möglichst genaue Erzählung zu liefern, von jenen Zeiten und Fügungen, die den Tod eines so großen Menschen, wie Ferdinand Lassalle es gewesen, zur Folge hatten. Aber es waren in den ersten Jahren nach der Katastrophe, so viele niedrige, ja ehrlos gehässige Angriffe gegen mich gerichtet, deren Ton meist tief unter jeder Erwiderung stand,

die mich aber doch auch in eine gereizte, und daher ebenfalls heftige Gemüthsverfassung brachten, daß ich fürchtete, die wohl auch für weitere Kreise interessanten Erinnerungen nicht objectiv und rein sachlich halten zu können.

So verschob ich es von Jahr zu Jahr, und versuchte mich zu möglichst ruhiger Unparteilichkeit durchzukämpfen. — Dies ist's, was leicht einzugestehen; schwer hingegen fällt mir zu sagen, was nun folgt: Ich kann von jener Zeit und der sie endenden furchtbaren Katastrophe nicht reden, ohne einige mir nahestehende Personen, vor Allen meinen Vater, hart zu beschuldigen. Das vermochte ich lange nicht über's Herz zu bringen, namentlich während seiner Lebzeit. Ich wußte, daß die Enthüllungen, die ich zu machen hatte, ihm in der öffentlichen Meinung schaden mußten — und das wollte ich nicht!

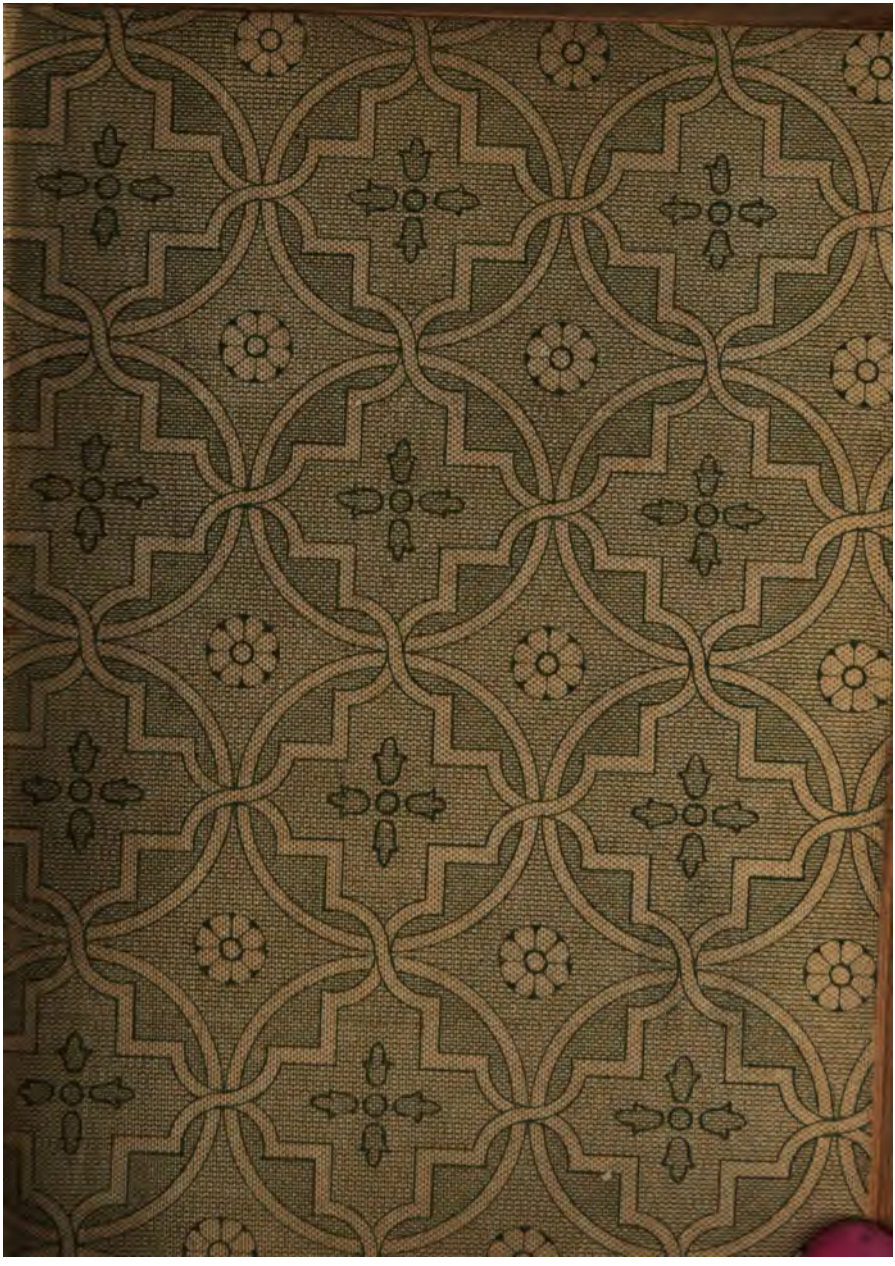
Jetzt, wo ich mich von Allem, was meine frühere Familie betrifft, vollständig losgelöst fühle, wo keine Mahnung an diese mein Herz mehr wärmer schlagen läßt, und wo die Zeit besänftigend manche allzu bittere Gehässigkeit gemildert hat, fühle ich erst den Muth zu erzählen, was ich aus meinen Erinnerungen herauf beschwören kann.

Wenn manches lückenhaft oder ungenau erscheint,

Zeit, Ort- und Namensbezeichnungen, oder andere Kleinigkeiten betreffend (denn nur um solche kann es sich handeln), so ist mein Gedächtniß verantwortlich, welches weder durch ein Tagebuch, noch durch irgend welche Aufzeichnungen unterstützt wird.

Noch vorausschicken will ich, daß für Wesen mit „milchfrommer Denkungsart" und mit jenem christlichen, und desto leichter „germanisch entrüsteten" Sinn, die keinen gesunden, kräftigen Haß und keine gesunde, rückhaltslose Liebe begreifen können, — daß für solche diese Erinnerungen nicht bestimmt sind. Sie thun besser, davon zu bleiben, um kein Aergerniß zu erleben, denn an den beiden genannten sündigen Leidenschaften wird es nicht fehlen. — — Ehe ich dazu schreite, die Erlebnisse der Jahre 1862 bis 1864 zu schildern, die, ich weiß es wohl, hier einzig das größte Interesse beanspruchen, muß ich einen, wenn auch oberflächlichen und möglichst kurzen Abriß, der Zeit und der Verhältnisse geben, die in meinem Leben dem tragischen Roman mit Lassalle vorangingen. — Ich will mich dadurch nicht rechtfertigen, die Schuld der Willensschwäche und Frivolität, die auf mir lastet, nicht zurückweisen, — ich will nur dem mir völlig fremden Leser die Möglichkeit geben, manche gar zu schroffe und unverständliche Gegensätze in meinem Cha-

EX LIBRIS
I. H. EPSTEIN



Meine Beziehungen

zu

Ferdinand Lassalle.

II

Alle Rechte vorbehalten.

Meine Beziehungen

zu

Ferdinand Lassalle.

Von

Helene von Racowitza,

geb. v. Dönniges.

Vierte,
unveränderte Auflage.

Breslau, 1879.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

HX
276
L352
R12
1879

Stacks
Hoff
10-3-73
1022170-291

Warum trete ich jetzt mit der einzigen Begebenheit meines Lebens hervor, die auch für das große Publikum genug Interesse hat, um die volle Wahrheit darüber erfahren zu wollen? Warum habe ich solange geschwiegen? So lange alles erdenklich Nachtheilige über mich sagen lassen? — Leicht und doch schwer zugleich ist die Erklärung.

Zuerst das leicht zu Beantwortende: Es drängte mich längst mein Schweigen zu brechen, und einmal meinerseits, als die einzige wahrhaft dabei Betheiligte, die Einzige, die Auskunft geben kann über all' die so verschieden berichteten Ereignisse, eine möglichst genaue Erzählung zu liefern, von jenen Zeiten und Fügungen, die den Tod eines so großen Menschen, wie Ferdinand Lassalle es gewesen, zur Folge hatten. Aber es waren in den ersten Jahren nach der Katastrophe, so viele niedrige, ja ehrlos gehässige Angriffe gegen mich gerichtet, deren Ton meist tief unter jeder Erwiderung stand,

HX
276
.L352
R12
1879

10-3-73
10221.70-291

Warum trete ich jetzt mit der einzigen Begebenheit meines Lebens hervor, die auch für das große Publikum genug Interesse hat, um die volle Wahrheit darüber erfahren zu wollen? Warum habe ich solange geschwiegen? So lange alles erdenklich Nachtheilige über mich sagen lassen? — Leicht und doch schwer zugleich ist die Erklärung.

Zuerst das leicht zu Beantwortende: Es drängte mich längst mein Schweigen zu brechen, und einmal meinerseits, als die einzige wahrhaft dabei Betheiligte, die Einzige, die Auskunft geben kann über all' die so verschieden berichteten Ereignisse, eine möglichst genaue Erzählung zu liefern, von jenen Zeiten und Fügungen, die den Tod eines so großen Menschen, wie Ferdinand Lassalle es gewesen, zur Folge hatten. Aber es waren in den ersten Jahren nach der Katastrophe, so viele niedrige, ja ehrlos gehässige Angriffe gegen mich gerichtet, deren Ton meist tief unter jeder Erwiderung stand,

ſchwiſter. Denn außer der damaligen „Anormal-Zeit“ der italieniſchen Verlobung war ich im Ganzen ein durch etwas Liebe ſehr leicht zu leitendes Kind, mit einem großen Fonds von Gutmüthigkeit und Anhänglichkeit, das man mit einem liebevollen Wort zu Allem bringen konnte. — Aber ich will mich nicht zu lange bei dieſer ganzen Epiſode aufhalten — nur noch des Eindrucks erwähnen, den der Herr Bräutigam, als er nun endlich kam, auf mich machte, und der daraus entſtandenen Folgen. —

Mit einem Wort: er kam und ſiegte — nicht! Ich fand ihn entſetzlich!

So tief abſchreckend erſchien mir der ſtarke, große, wildbärtige, ſchwarze Mann, daß ich, wohl fühlend, bei den Eltern würde ich keine Sympathie finden, zu einer ſeit langen Jahren in unſerm Hauſe bedienſteten Kammerfrau meine erſte Zuflucht nahm. — Es wird von der Thereſe ſpäter noch öfter die Rede ſein müſſen, ſo erlaube man mir, ſie gleich jetzt einzuführen. Sie hing an mir mit ganzer Seele, eine Anhänglichkeit, die ſie mir in ſchweren Stunden oft treu bewährt hat. Damals war ihr Zuſpruch, wenn auch nicht moraliſch fördernd, ſo doch herzlich gemeint und tröſtlich. Sie hatte meine Mutter ſeit langer Zeit ſtudirt, oder beſſer ſondirt, und zwar mit jener ſtillen, jeſuitiſchen Menſchen-

kenntniß, welche Dienstboten, wie überhaupt Wesen in untergeordneten Stellungen, so oft eigen wird. Dabei hatte sie keine Zuneigung zu ihrer Herrin gewonnen, aber mit feinem Verständniß und einer gleichmäßig vertheilten Portion von Herz und Eigennutz wußte sie ihre Stellung bei derselben zu einer interessanten und vortheilhaften zu machen. Damals stand sie, wie übrigens das ganze Haus, außer den Eltern, vollständig auf meiner Seite; sie hatte auf jener Reise durch Sardinien, wo sie meine Mutter begleitete, den Italiener kennen und hassen gelernt; der ihr, der sehr frommen Katholikin, schon seines wahrhaft cynischen Atheismus wegen, ein Gräuel war. So tröstete sie mich denn mit dem Ausspruch: „Wir (denn daß Thereſe mich begleiten würde, stand fest) wir wollen ihn heirathen, den wüsten Patron, denn wir müssen! Die Frau Mama ist zu verrannt in die Idee — da hilft kein Beten! Aber was thut's? Der liebe Herrgott und die heilige Jungfrau werden schon ein Einsehen haben und uns bald einen Andern schicken, der besser zu uns paßt — dann geht man durch! Oder wenn Nichts hilft, so bin ich sicher, das Herz Jesu und die lieben Heiligen werden es als keine Sünde anrechnen, wenn man so einen abscheulichen Menschen, der den ganzen Himmel und die Höll' obendrein verspottet, wenn man den umbringt!

Kurz, wir werden ſchon wieder frei werden. Freilich zuerſt wird's eine ſchwere Zeit!" —

Dieſe etwas laxe und dolchbewaffnete Moral leuchtete mir zwar, in meiner romanhaft erhitzten Phantaſie ein — — aber ihr ſchwacher und fernab liegender Troſt vermochte mich nicht aufzurichten — ich war tief unglücklich! So unglücklich, daß ich mit Hülfe meiner Großmutter mütterlicher Seite, einer ebenſo grundgeſcheidten als guten, ebenſo gebildeten als mit wahrhaft närriſcher, ja abgöttiſcher Liebe an mir hängenden alten Dame, es durchſetzte, dieſe geliebte Großmama nach Berlin begleiten zu dürfen.

Leider geſtattet mir der gedrängte Raum dieſer Aufzeichnungen nicht, mehr und eingehender über all' die tauſend Anecdoten jener Epiſode zu erzählen, ſo amüſant und intereſſant es auch vielleicht wäre, aber es würde zu weit vom Zweck dieſer Schrift ablenken, und muß daher auf eine andere Zeit verſchoben werden. —

Ich ging alſo nach Berlin: um noch einen letzten wiſſenſchaftlichen Schliff in der Metropole der Intelligenz zu erhalten, wie es officiell hieß, in Wahrheit aber, weil die Großmutter hoffte, ein Jahr Trennung würde meine Eltern zu verſtändigeren Ideen, oder mich zu kräftigerer Willensäußerung bringen.

Leider aber war meine Erziehung schon in ein so falsches Fahrwasser geleitet, daß es eines ganz andern Steuermannes bedurft hätte, als dieser Großmutter, die es sich in ihrer wirklich unvernünftigen Liebe zu mir zum einzigen Lebenszweck machte, jeden meiner Wünsche noch vor seinem Entstehen zu erfüllen. Das kleine, oft so wohlthätige Wörtchen: „Nein" bekam ich, selbst bei meinen ungeheuerlichsten Capricen und abenteuerlichsten Phantasieen niemals zu hören.

Daß ich dabei für die Gesellschaft der jungen, norddeutschen Damen gänzlich „verpfuscht" wurde, ist wohl selbstredend. Diese waren entweder in meinem Alter und dann eben Kinder, — also der jungen münchener-italienischen Salondame und Braut ganz unverständlich — oder wohlerzogene Jungfrauen, mit lauter ernsten Dingen beschäftigt, denen ich ein Gräuel, und die mir in meiner überlebhaften, südlichen Anschauung entsetzlich langweilig erschienen — oder endlich, es waren einfältige, oberflächliche Geschöpfchen, denen ein Lieutenant und ein Ball das Höchste im Leben repräsentirte — das paßte Alles nicht zu mir! — So schloß ich, das halbe Kind, mich denn in engerer Freundschaft nur an ein paar junge Frauen an, und ob das gut gethan war? — bezweifle ich heute sehr. —

Dafür war ich so recht geschaffen zum Genossen und Vertrauten der jungen Männerwelt. Durch die Gelehrten und Poeten in meines Vaters Hause, an ernsteres aber auch an freieres Wort und Wesen gewöhnt, als es sonst in gesellschaftlichen Kreisen Sitte, vor keiner Extravaganz zurückschreckend, davon jede in meinem Charakter einen eifrigen Fürsprecher fand, durch meine exceptionelle Stellung mich zu Manchem berechtigt glaubend, was Anderen verboten, — war ich natürlich bald von all' den jungen und selbst älteren Herren der ganzen Verwandtschaft und Freundschaft gesucht und vergöttert. So lernte ich auch den jungen Bojaren, Yanko, Fürst Gehen Racowitza, der im Alter nur wenig von mir verschieden, sonst aber in Allem mein directes Widerspiel war, kennen. —

Um mit einem Wort den Charakter ebenso wie das Aeußere des jungen Mannes zu schildern: man denke sich Othello als Jüngling. So dunkel der Teint und das lockige Haupthaar, die Augen von jenem schwarzen, sammetweichen Glanz, wie sonst nur die afrikanischen Volksstämme aufweisen, das Alles brachte ihm sofort von mir den Spitznamen ein: „mein Mohrenpage." Denn damals war er eben noch ein Knabe und von mir, seiner erwählten Königin, nur als Page angesehen. Aber auch in diesem Knaben schon lagen

alle die edeln, tiefen Charaktereigenſchaften des Shakeſpeare'ſchen Mohren — und — deſſen Schwächen; der Verſtand war nicht überwiegend, ſondern das Herz, und in dieſem hatte die Liebe bald die alleinige Herrſchaft gewonnen, die ſie allmälig und raſtlos behauptete, bis dies junge Herz ſelbſt ſtillſtand.

Seine Freundin wurde ich vor Allen. Ihn, der fern von Heimath und Eltern, fremd in deutſcher Sprache und Sitte, muthete mein ſüdlicheres, wärmeres Weſen an, wie Sonnenluft nach Winterfroſt. Wir konnten in franzöſiſcher, uns beiden näher als die deutſche liegenden Sprache converſiren; wir hatten in unſrer Sehnſucht nach dem tiefer blauen Himmel des Südens, wie nach manchen in Norddeutſchland entbehrten Freuden gar viel Gemeinſames; und ich fand in der weichen, lenkſamen Art des Jünglings den erwünſchteſten Stoff, mir daraus einen Menſchen zu erziehen, wie ich ihn erträumte, das heißt einen Mann, der dieſelben Dichter und Schriftſteller verehren ſollte wie ich, denn er lernte ſie ja erſt durch mich kennen; der denſelben Kultus für die ſchönen Künſte haben ſollte wie ich, denn ich erweckte erſt das Empfinden dafür in ſeiner jungen Seele — kurz, den ich ganz allmälich zu meinem Werk machen konnte, — mir ganz zu eigen.

Mit dieser Beschreibung unseres gegenseitigen Verhältnisses, fasse ich, um kürzer sein zu können, freilich einige Jahre zusammen, Jahre, zwischen denen auch wieder längere Trennungen lagen, die aber in sein Gefühl für mich keine Aenderung brachten, während mich allerhand Interessen von ihm abgezogen, und nur immer das Verständniß für seinen wahrhaft edeln Charakter, die Anerkennung seiner tiefen Liebe zu mir und ein festes Zusammengehörigkeits-Empfinden blieb, das doch stärker und tiefer wie eine gewöhnliche, bloße Jugendfreundschaft war.

Dies Befreundetwerden mit Yanko v. Racowitza ist das einzige, zu der späteren Katastrophe in Beziehung stehende Erlebniß jenes ersten Berliner Aufenthaltes.

Ich gehe jetzt schnell über einige Jahre hinweg, die in ihrem Laufe nur das auch hier Bemerkenswerthe brachten, daß ich nach einigen Monaten schon nach Italien zurückkehrte, dort ein etwas wärmeres Interesse für einen jungen russischen Seeoffizier gewann, und dies mir den Muth eingab, dem alten Italiener bei seinem nächsten Besuche zu sagen: ich hätte ihn immer unausstehlich gefunden, jetzt aber hasse ich ihn. — Den daraus entstehenden Kampf mit meiner Mutter (den Vater schien die ganze Sache unberührt zu lassen, er hat nie ein Wort darüber

geäußert) überließ ich der Großmama, die von da ab bis zu ihrem 1863 erfolgten Tode unzertrennlich bei mir blieb, — der Italiener zog sich zurück, — und so war dies ganze verrückte Hirngespinst bald nichts als eine gleichgültige Erinnerung, die in dem wilden, frivolen Treiben, in das ich jetzt hineingezogen wurde, kaum mehr Bedeutung für mich hatte, als ein vergangener, böser Traum. —

Diese nächsten, hauptsächlich in Nizza verbrachten Jahre möchte ich eher als einen Taumel, ein Wiegen in Sonnenschein, Ballblumen- und Meerfahrtenduft, rasenden Cavalcaden und königlichen Festen bezeichnen, wie als wirkliches Leben. Denn zum Leben gehört Streben, und damals kannte ich kein anderes als: die wildeste Reiterin, die gesuchteste Tänzerin, die Königin aller Tollheiten zu sein. Daß der Geist dabei nicht ganz versumpfte, dafür sorgte glücklicher Weise die immer bedeutende Gesellschaft im Vaterhause, das Zusammenströmen aller möglichen interessanten Elemente — Künstler und überhaupt „über der Allgemeinheit" stehender Menschen, wie Nizza solche jedes Jahr anzieht. Darunter Meyerbeer, die Kunst und Wissenschaft liebende und pflegende Großfürstin Helene von Rußland mit Gefolge, der Kreis, den König Max von Bayern bei seinem Winteraufenthalt dorthin mitbrachte:

Carl Vogt, Lord Bulwer-Lytton und so viele Andere.

Aber damals, ich muß es leider gestehen, hatte doch ein rauschendes Ballfest oder ein Pichil in den blühenden Veilchenfeldern von St. Jean oder la petite Afrique, wenn auch die „Mitwirkenden" der oberflächlichsten aristokratischen Eleganz oder selbst der buntesten Abenteuerlichkeit angehörten, den Hauptreiz für mich, und ich verlor immer mehr jede ernstere Richtung, wurde in den Begriffen, die in nordischeren Kreisen als Moral gelten, immer unklarer und leichtdenkender.

Dafür kann nun wohl weder mich noch meine directe Umgebung ein Tadel treffen; es lag eben in der Luft, wenigstens in der Luft!

Eine Gesellschaft, zusammengemischt aus dem Schaum aller Gesellschaften, der besten, guten, halben und schlechtesten Welt, — aber eben aus dem Schaum, das heißt aus all dem, was Oben bleibt; was seine sprudelnden Perlen hinaufwirft, sie tanzen — schäumen und — zerplatzen läßt, ohne daß Jemand fragt, was aus diesen, eben noch brausenden, blitzenden, dann zersprungenen Dingern geworden, — solche Gesellschaft ist überhaupt kein Aufenthalt für junge Wesen, die noch nicht Ruhe und Kenntniß haben, um die Spreu vom

Weizen zu sondern, die Alles für gleich echt, gleich gut, gleich berechtigt nehmen. —

Diese Jahre, in dieser Gesellschaft, haben denn auch nachdrücklichst auf mein ganzes Leben gewirkt: ich habe das richtige Maß, um Gut und Schlecht, Moral und Unsitte nach deutschem Muster zu messen, nie mehr finden können. — Da war es denn wieder die Großmutter, die, ängstlich für ihren Liebling besorgt, einsah, sie müsse einschreiten und retten, was noch zu retten war.

Eine zweite Reise nach Deutschland wurde projectirt und von mir mit Jubel begrüßt. Ich sehnte mich nach Neuem; die ewigen Vergnügungen fingen an mich zu ermüden und ich erträumte wieder ernstere Studien, Vorlesungen, Bibliotheken und vor Allem: deutsches Theater. — Zu Hause hielt mich Nichts; nur eine meiner Schwestern stand mir nahe, die anderen waren so sehr viel jünger, daß sie gar nicht in Betracht kamen; die Brüder befanden sich auf Schulen, und die Eltern — nun, das Verhältniß zum Vater war gleich Null, und die Sympathie meiner Mutter beruhte wesentlich darauf, daß meine Erscheinung ihren Salons höheren Glanz verlieh.

Dafür war Großmama mir Alles. Jedes Familiengefühl concentrirte ich in ihr. Und so folgte ich ihr

nach Deutschland, wie ich ihr an der Welt Ende gefolgt wäre. Nach einer schönen Reise durch Frankreich, die Schweiz und Süddeutschland kamen wir wieder nach Berlin und ließen uns im Winter 1861 dort nieder. — Das hier rege, geistige Leben hatte mich bald gefesselt: wissenschaftliche Vorträge, die dem weiblichen Geschlecht zugänglichen Collegien der königlichen Universität, Maler- und Bildhauer-Ateliers, Concerte und hauptsächlich die Theater hatten keine eifrigere Besucherin aufzuweisen als mich. So wie ich in Italien in äußerlichen und allenfalls Kunst-Genüssen kein Maß kannte, — so jetzt in geistigen; und zu all diesen Interessen zog ich meinen jungen Freund Yanko heran. Er mußte am Tage nach derartigen Freuden meine Begeisterung über sich ausströmen lassen, und wehe ihm, wenn er sie nicht theilte! Einen Widerspruch oder gar ein kühles Urtheil, wo ich glühte, trug ihm meinen höchsten Zorn ein.

Bälle besuchte ich seltener; doch waren sie natürlich ebenso wenig wie andere gesellschaftliche Verpflichtungen gänzlich verbannt.

Und auf einem Ball gerade sollte mich die erste Mahnung meines Schicksals treffen.

Wer, der damals nur irgend einen Namen in der Kunstwelt hatte, oder der zur besseren Berliner

Gesellschaft gehörte, erinnert sich nicht mit Vergnügen des gastfreien Hauses des alten Präsidenten Bonseri und der freundlichen, kleinen Frau Präsidentin, für die das Wort „liebenswürdig“ so ganz eigens erfunden schien. Denn würdig der Liebe war diese gütige alte Dame, die für Jeden ein herzliches Wort, ein Herz voll Theilnahme, ein offenes Haus hatte; deren kleine Schwächen selbst nur aus ihrem übergroßen Drang zu gefallen, angenehm zu sein, entsprangen. Wäre solch ein naturgeschichtliches Unding möglich, man hätte diese Frau „einen alten Schmetterling“ nennen können. —

Die gute Präsidentin hatte eine ganz besondere Zuneigung zu mir gefaßt, und dadurch die Großmama, die damals schon anfing leidend zu sein, bestimmt, zu erlauben, daß ich die Soireen und Bälle im Bonseri-schen Hause ohne verwandtschaftlichen Schutz, nur unter der Präsidentin Protection gestellt, besuchen durfte. Da waren es mir, bei meinem stark entwickelten Unabhängigkeitssinn, natürlich doppelt willkommene Feste.

Es muß ungefähr im Januar 1862 gewesen sein, als die Präsidentin wieder einen ihrer besonders glänzenden Bälle arrangirte.

Mit außergewöhnlicher Sorgfalt machte ich Toilette; — galt es doch nicht nur Leuten aus meinen gewohnten

Sphären zu gefallen, das war gleichgiltig, weil zu alltäglich, — aber große Künstlernamen, d. h. solche von der Bühne, also mir die interessantesten, hatte ich unter den Eingeladenen nennen hören, und das war mir neu, aufregend — und daher kampfeswerth! Unter diesen waren es vorzüglich die Frauen, auf die ich es bei meinen Eroberungsgelüsten abgesehen hatte: Künstlerinnen! Damen, die sich beim Theater eine bedeutende Stellung errungen hatten! die das erreicht hatten, was ich ganz leise, kaum noch mir selber eingestanden, in meines Herzens Herzen als des Lebens höchstes Ziel verehrte!

Ich kam in den gefüllten Ballsaal und traf zu meiner Freude unter mehreren Anderen, die mir ihres Geistes und ihrer Grazie wegen, besonders zusagende, ihrer berühmt feinen Wiedergabe Shakespeare'scher Frauencharaktere vor Allen von mir verehrte Auguste Formes. Wir gefielen uns gegenseitig, und schon war in einer reizenden kleinen „causerie à trois" denn Frau Cosima von Bülow (jetzige Frau Richard Wagner) und mir bereits befreundet, war die dritte im Bunde, der Abend ziemlich weit vorgeschritten, als die Formes, in bekannter Lebhaftigkeit aufsprang, einen vorbeigehenden Offizier beim Aermel ergriff und ihm hastig zurief: „Hier müssen Sie herkommen, Baron, hier

ist ein merkwürdiges Wunderthierchen, ein Phänomen zu sehen!“ und sich zu mir wendend stellte sie vor: „Rittmeister Baron Korff von den Gardedragonern, Meyerbeer's Schwiegersohn. Dieses rothgoldene Nixenkind hier werden Sie wohl schon gesehen haben. — Sie schauten sich ja wenigstens vorhin halb blind, als sie tanzte; im Uebrigen heißt sie Fräulein von Dönniges!“ Ein paar Sätze genügten uns als wahlverwandte Seelen zu erkennen, und da ein neuer Tanz begann und die beiden genannten Damen entführte, so schlossen wir uns den Walzenden ebenfalls an.

Baron Korff war mir dem Namen nach nicht fremd. Durch seine Heirath mit Meyerbeers ältester Tochter hatte ich auch intimer von ihm reden hören, und nicht nur als von dem Helden aller möglichen, oft halb mittelalterlichen, immer aber ganz tollen Abenteuer, mit denen es ihn amüsirt hatte durch einige Jahre Berlin in Aufregung zu erhalten. — Ich fühlte bald, daß ich einen außergewöhnlich feingebildeten Mann vor mir hatte, und der leise Hauch von Originalität, der seiner Conversation eigenthümlich, machte ihn mir nach kurzer Zeit wie einen alten Bekannten vertraut, so daß auch ich Dinge sagte und besprach, die ich sonst in der „kühlen Berliner Gesellschaft“ schon gelernt zu vermeiden.

Plötzlich, als ich eben wieder irgend etwas, für eine „nordische Jungfrau“ wohl Unzuträgliches gesagt hatte, — ich kann mich nicht erinnern, was oder worüber wir sprachen, — stutzte Korff und mich einen Augenblick ohne zu reden anblickend, sagte er, sich näher zu mir beugend und als wollte er mir etwas Geheimnißvolles mittheilen: „Sie kennen Lassalle?“ —

Nein! erwiderte ich unbefangen. Wer ist das? — Ich hatte bei meiner in den letzten Jahren nur in Italien verlebten Jugend, und meinem ganzen, in vollständig anderen Kreisen verbrachtem Leben, niemals den Namen gehört, jedenfalls ihn nicht beachtet, und er klang mir nicht bedeutsamer wie Schmidt oder Schulz. —

Korff ging mit leichtem Lächeln darüber hinweg und erst nach ungefähr einem viertelstündlichen ferneren Plaudern sagte er fest: „Sie kennen ihn doch! So kann nur eine Dame sprechen, die Lassalle kennt und seine Gedanken theilt.“

„Nein! antwortete ich ebenso bestimmt, gewiß nicht! wer ist's denn?“ —

Und mit ernsterer Stimme sagte der bisher so leichtfertige Cavalier: „O pfui! verleugnen Sie ihn nicht! lassen Sie das den kleinen Seelen um uns her. Reichen wir uns die Hände, und sagen wir mit Stolz: wir kennen und lieben ihn.“ —

Jetzt wurde ich förmlich böse und entsinne mich noch recht gut, daß ich fast heftig entgegnete: „Ach was — lassen Sie mich mit dem langweiligen, fremden Menschen zufrieden! Ich kenne ihn nicht — ich gebe Ihnen mein Wort — mein Ehrenwort! — Glauben Sie mir jetzt?“ —

„Jetzt muß ich es wohl,“ war seine Antwort, „aber dann bedauere ich Sie und ihn um jede Stunde, die Ihr Euch nicht kennt, die Ihr Euch fern bleibt, denn Ihr seid wie für einander geschaffen.“ —

Man zeige mir die Frau, oder gar das junge Mädchen, das nun nicht neugierig geworden wäre?! Und doch war gerade das junge Mädchen und halbe Kind noch lebendig genug in mir, um, da meine Conversation mit Korff gleich unterbrochen wurde, nach jenem Abend, in einem Strudel von allerhand anderen Interessen, den kaum angeregten Traum von dem „für mich geschaffenen Mann“ bald wieder zu vergessen. — Aber es sollte sein! —

Ein paar Wochen später war ich bei Banquier Jaques eingeladen. Es war eines jener Soupers, die an Geist und Magen gleiche Ansprüche stellen, das heißt wo bedeutende, geistvolle Menschen das Beste essen und trinken, was Kunst, Natur und Reichthum beschaffen können und wo man nicht müde wird, mit

dem vorsichtig erwählten Tisch-Nachbar bei der Aufeinanderfolge der erlesensten Weine Witzworte, wirklich Erlebtes und phantastisch Empfundenes auszutauschen.

Mir hatten die liebenswürdigen Wirthe besonderen Genuß zugedacht: sie hatten mich einem Manne zur Seite gesetzt, von dem ich oft und viel, als von einem der geistreichsten Leute Berlins hatte sprechen hören, und dessen Unterhaltung mich nun entzückte, nämlich: Dr. Karl Oldenberg. Wir sind nachher in so guter und langer Freundschaft verbunden gewesen, daß dieser Abend, an dem ich ihn zuerst kennen lernte, ein Festabend im Leben meiner Erinnerungen ist. Von ihm, einem der besten Freunde Lassalle's, sollte ich diesen Namen zum zweiten Male und wieder in ähnlicher Weise wie von Korff nennen hören. Er sagte mir plötzlich: „Sie sind ja ein ganz merkwürdiges, wunderliches Menschenkind! Das erste Weib, die ich mir als Lassalle's Frau denken könnte." — Man kann sich denken, daß ich nun auf's Lebhafteste neugierig war, und daß mein Nachbar nicht so leichten Kaufes davon kam; er mußte erzählen, und — er erzählte!

Als ich an jenem Abend nach Hause kam, nahm ich mir vor, Näheres über den Mann zu erfahren, von dem mir Dr. Oldenberg doch nicht genügend gesagt hatte.

Er hatte hauptsächlich von Lassalle's Geist, seinem tiefen Wissen und von seiner eminenten Gabe gesprochen, eine Gesellschaft zu unterhalten, zu interessiren und so zu fesseln, daß wer einmal in seinem Hause war, die Soireen in der Bellevuestraße 14 jedem andern Vergnügen vorzog — trotz der Gräfin.

Aber wer war diese Gräfin?

Da stockte Oldenberg's Erzählung. Er mochte sich doch scheuen, dem jungen Mädchen, das er soeben erst kennen gelernt, die etwas scabröse Geschichte dieser Gräfin zu erzählen, und so sagte er denn nur: „oh, eine alte Freundin Lassalles, 60 Jahre alt. Geschminkt bis über die Möglichkeit, wie sie in Wien sagen, blutegelartigen, falschen Augenbrauen, einem gelb-pergamentnen, sehnigen Hals, und den ganzen Tag zwei Fuß lange Havanna-Cigarren zwischen falschen Zähnen rauchend; aber in geistiger Beziehung eine außergewöhnlich bedeutende Frau, Nationalökonomie und römisches Recht so gut kennend wie irgend ein Gelehrter, — mit einem Wort ein altes Mannweib." —

Nach dieser leichten Schilderung von Lassalles Leben schuf ich mir ein Bild. — Geist! — Geist! — Geist! — war es, was in allen Erzählungen über den Mann den Ausschlag gab. — Geist und Wissen, — und dazu die alte rauchende Gräfin; so

dachte ich mir denn nach den bewährten Spruch: „Doch ein schöner Jüngling ist gewöhnlich dumm,“ in der unklaren, mir vorschwebenden Gestalt einen kleinen, wenn auch nicht gerade buckligen, so doch höchst unscheinbaren Menschen, einen ungraziösen, schwarzen, eckigen, kleinen „Jüd.“ — Dies Bild setzte sich so fest in mir, daß es mir nie mehr einfiel, nach Lassalle's Aeußeren zu fragen: ich wußte, wie er aussehen mußte!

Am nächsten Tage frug ich meine Großmutter nach Lassalle; doch sie sagte nur, er sei ein „schauderhafter Demagoge“ und einst in einen Diebstahl verwickelt gewesen. Jedenfalls kein Mann, „den man kennen könne.“ —

Da mußte denn wieder Freund Yanko herhalten. Er wußte wohl etwas mehr, aber lange nicht genug, und wurde daher betraut, sich genauer zu erkundigen.

Er meinte freilich auch, es sei unnöthig für mich, die ich „solchem Menschen“ doch nie begegnen würde, Näheres über ihn zu wissen, aber er that doch wie ich ihn thun hieß, und brachte mir bald genaueren Bericht über die Kassettengeschichte, wie mehrere andere sensationelle Prozesse und Reden und — über sein Verhältniß zur Gräfin.

Alles fachte meine Neugier mehr und mehr an.

Während dieſer Zeit hatte ich den jetzt verſtorbenen, bekannten und theils beliebten, theils „verſchrieenen“ Rechtsanwalt Hirſemenzel und ſeine reizende blondlockige Frau kennen gelernt. Beide gefielen mir ſehr, die lebhafte ſchöne Frau beſonders, ebenſo aber ihre höchſt originellen Dienſtags-Soireen, welche auf folgender Baſis gegründet waren: kommen konnte wer und wie Viele nur immer wollten. Zu eſſen gab es nichts, daß heißt das Ehepaar lieferte, unter der Entſchuldigung, nicht ſelbſt Küche zu führen, nichts Eßbares; jeder Gaſt gab an, was er genießen wollte, und dann holte das Dienſtmädchen vom nahen Reſtaurant das Gewünſchte. Brod und Butter ſtellte das Haus Hirſemenzel, außer dem aber noch das Getränk — und was für Getränk! Hirſemenzel hatte einen der berühmteſten Weinkeller Berlins, und war damit ein ebenſo verſchwenderiſcher wie liebenswürdiger Wirth; auch hierin ſtand die Wahl frei: und Flaſche auf Flaſche der verſchiedenſten und edelſten Weine wanderten oft in ſolcher Dienſtags-Nacht vom Kellerdunkel an's Lampenlicht, um gleich darauf mit ihrem feurigen Inhalt den Geiſt und die Laune der verſammelten Schaar aufs Neue lauter und ſprühender zu entfachen.

Zu dieſer Frau Hirſemenzel nun kam ich eines ſchönen Winternachmittags und fand ſie in eleganter Geſellſchaftstoilette.

Sie wollen ausgehen? war meine Frage. „Nein, wir kommen eben nach Hause von einem großen und reizenden Frühstück bei Lassalle!“ —

Lassalle! Sie kennen Lassalle?

„Gewiß! einer der intimsten Freunde meines Mannes.“

O, Sie Glückliche, die Sie Lassalle kennen! Könnte ich ihn nicht einmal bei Ihnen sehen?

„Ja, herzlich gern. Aber das ist darum nicht ganz leicht, weil er nicht kommt, wenn man ihn einladet, sondern gerade nur, wenn seine Laune und Zeit darnach ist; aber Dienstags Abends kommt er oft. Es ist selbst wunderbar, daß Sie sich noch nicht getroffen haben.“ — Damit hatte ich mich zu begnügen. — Aber der Zufall — doch darf ich heute, wo ich weiß, was ich weiß, noch sagen: „der Zufall“? — war mir günstig, — der nächste Dienstag schon sollte unser Schicksal entscheiden. — Ich kam mit Verwandten, etwa um 9 Uhr, wo noch selten Gäste im Hause versammelt waren, und hatte, ehrlich gestanden, nicht im Entferntesten gehofft, meinen Wunsch so bald erfüllt zu sehen.

Als ich eintrat, kam mir die lebhafte, hübsche Hausfrau entgegen und mich rasch zu sich ziehend, flüsterte sie mir zu: „Er ist da!“

Nun erschrak ich doch. Aber schnell meinen Plan fassend sagte ich ebenso leise: — Bitte stellen Sie uns nicht vor; ich möchte nicht, daß er mich gleich sieht. ich habe Gründe. —

Das Zimmer war mit jener geschnitzten Art Möbel eingerichtet, die in den letzten 15 Jahren wieder so modern, hohe gothische Lehnen mit weicher Polsterung verbindend, dem Schönheitssinn wie der Bequemlichkeit genügend.

Ein solch hohes, mitten im Zimmer stehendes Sopha wählte ich mir als Verschanzung, und setzte oder hockte mich vielmehr auf ein niedriges Tabouret, eine Art Schemel, wo ich vollständig verborgen, durch das Schnitzwerk des Sophas doch Alles sehen konnte. — Frau Hirsemenzel, ebenso wie meine Begleiter, an alle Extravaganzen von mir gewöhnt, fanden sich in meine Laune, und die Erstere ging zu der Thür, die in des Rechtsanwalts Arbeitszimmer führte und rief hinein: „Bitte meine Herren, kommen Sie jetzt herein, hier ist mehr Besuch.“

Das Zimmer, in dem wir uns befanden, war durch einen großen Gaskronleuchter erhellt, während das Studirzimmer Hirsemenzel's nur mit einer kleinen, grünen Oellampe erleuchtet, und von Tabaksqualm erfüllt war, so daß es unmöglich war, die Insassen zu

erkennen. Da ſtanden ſie auf und das volle glänzende Licht fiel auf die drei Herren, die alle zugleich durch die geöffnete Flügelthür eintraten; Hirſemenzel, daneben ein kleiner, häßlicher Jude und — ein großer, ſchlanker, ſchöner Mann mit römiſchem Cäſarenkopf und ſtrahlenden Augen, die er gerade, weil in lebhaftem Geſpräch, zu voller Größe öffnete.

Nur einen Augenblick ruhte mein Auge auf ihm mit dem Gedanken: wie ſchade, daß es nicht dieſer iſt! — dann ſah ich den kleinen Schwarzen an, denn nach meinem ſelbſtgeſchaffenen Bilde mußte er es ja ſein. Die Herren waren, wie geſagt in angeregteſtem Geſpräch, es handelte ſich um ein ſo eben erſchienenes Werk — doch ich vergaß welches, und ohne die Converſation zu unterbrechen, nahmen ſie Platz, und zwar ſo, daß der ſchöne Cäſar ſich gerade auf das Sopha ſetzte, hinter welchem ich verborgen kauerte.

Aber nur noch einen kurzen Moment betrachtete ich den kleinen jüdiſch Ausſehenden. — Der auf dem Sopha fing an zu ſprechen! — und in wenigen Secunden hatte ich alles Andere vergeſſen. — Ich wußte nichts mehr, als ihm zuzuhören, dachte nicht mehr, ob dieſer oder der Laſſalle ſein könnte, ich hörte — hörte — hörte mit jeder Fiber meines Seins. —

Um aber lange als ſtumme Horcherin in meiner Ecke zu ſitzen, war ich doch zu lebhaft. Der Sprecher hatte eine Aeußerung gethan, die meinen Ideen entgegen war, — was, weiß ich leider nicht mehr, und mit einem Ruck mein verſtecktes Tabouret vorrollend war ich plötzlich neben ihm, und rief aufſpringend mit etwas energiſcher Stimme: „Nein! das iſt nicht meine Anſicht.“ —

Da ſtanden wir — und ſahen einander zum erſten Male Aug' in Aug', — und dieſer Moment entſchied!

Was die Franzoſen le coup de foudre der Liebe nennen, wenn je von Menſchen empfunden, wir waren davon getroffen. — Einen Augenblick ſahen wir uns Beide ſprachlos an, dann ſagte er, ſich lächelnd wieder ſetzend und mich durch ſeinen Blick ebenfalls niederzwingend: „Nein?! Eine Verneinung alſo iſt das Erſte, was ich von dieſem Geſchöpf da höre?! So alſo ſieht man aus, — das ſind Sie? — Ja ja! ſo hab' ich's mir auch gedacht, — ſo iſt's auch recht.“ —

Ich wollte mich halb verwundert, halb hülfeſuchend zur Hausfrau wenden, wollte die Bitte ausſprechen uns einander vorzuſtellen, — da legte er leiſe ſeine Hand auf meinen Arm und ſagte ruhig: „Wozu? — Wir kennen uns doch. Sie wiſſen wer ich bin, und

Sie sind Brunhilde, — Adrienne Cardoville, — der Fuchs, von dem Korff mir erzählt hat, mit einem Wort: Helena!“ —

Ich lachte, und wie ein Strom goldenen Sonnenlichts brach's in mein Herz: „das ist er! wie gut wie herrlich, daß er so aussieht, daß er nicht dem Bilde gleich sieht, wie es meine Phantasie gemalt hatte!“ — Und nun war ich glücklich! Leicht und frei fühlte ich mich, und ein Empfinden kam über mich, wie ich's nie gekannt: als sei plötzlich Alles auf der Welt gleichgültig geworden — verschwunden, und nur dieser Mann und ich — wir — wir — wir ganz allein der Beachtung werth.

Wie stark dies Gefühl war, sah ich später noch oft daraus, daß es mir bis zur letzten Zeit passirt ist, daß mir Menschen vorgestellt wurden, die ich glaubte nie gesehen zu haben und die mir sagten: „Ich war an dem merkwürdigen Abend bei Hirsemenzel's, als Sie sich zum ersten Male sahen, — Lassalle und Sie; ich habe den Eindruck nie vergessen, den Sie Beide zusammen machten.“ Und Lassalle selbst hat mir später gesagt, er habe gefühlt, als sei nun erst Alles in Ordnung in seinem Leben, als sei er ein Element gewesen, dem zur vollen Entwicklung noch Etwas, eine unbestimmte Kleinigkeit gefehlt, — diese

Ergänzung, dies Bischen Nothwendige habe er an jenem Abend gefunden. Da habe er denn auch die Kraft in sich gefühlt, Alles zu erreichen; und dabei eine Ruhe, eine Sicherheit des Besitzes, vom ersten Augenblick an die Allmacht des Schicksals so stark empfunden, daß er auch gar nicht hastig gehandelt habe — er wußte ja, daß sobald wir im selben Zeitalter lebten, wir auch zusammen gehören mußten. — Und was hatten wir uns Alles zu sagen an diesem ersten Abend! — Wir hatten ja Beide die Welt um uns her vergessen, und beschäftigten uns in unserer, uns Beiden eigenen, enthusiastischen Weise nur mit uns. — Als Frau Hirsemenzel zum Essen rief, standen wir auf, legten wie selbstverständlich die Hände in einander und saßen weiterplaudernd die ganze Nacht, bis 4 Uhr früh.

Von all' unseren ersten Gesprächen weiß ich nur noch wenig wiederzuerzählen: es war ja gleichgültig, was gesagt wurde; daß wir es uns sagen konnten, das vor Allem galt. So suchte er, mich lange ansehend und auf seine ersten Benennungen zurückkommend, in seiner Erinnerung, wen er sich genau so aussehend gedacht hatte, wie er mich fand: Adrienne Cardoville aus Eugène Sue's „ewigem Juden" — aber das war zu naheliegend, das mußte Jedem auffallen, und war mir auch wirklich so oft gesagt worden, daß ich den

Vergleich zur Genüge kannte. Aber Brunhild — und zwar die Brunhild der Edda, ja, die war's! die nordische Walkyre! und er wollte der Siegfried dieser Brunhilde sein! — dann freute er sich wieder kindisch, mit wahrhaftem Jubel über meine Liebe und Verständniß zu einem guten Wein.

„Ach schön! herrlich!" rief er, „eine Frau, die den edeln Wein mit feinem Gefühl liebt, das habe ich mir immer gewünscht! Da wollen wir tüchtig in meinem Weinkeller schwelgen." —

Wann dieses Mitsammen-Schwelgen sein sollte, und wie es zu Stande kommen konnte, darüber sprachen wir nicht — daran glaub' ich, dachte auch er damals nicht: es verstand sich von selbst. —

Ich erinnere mich noch, daß dann ein Herr, ich glaube, es war Lassalle's guter Freund, der Bibliothekar Prietzel, zu ihm trat, um seine Ansicht über ein gewisses Hazardspiel zu hören. Er nahm die Karten, mischte, zeigte eine Art zu spielen und sagte dann plötzlich, die ganze Sache zusammenschiebend: „Ach was, das gehört nicht hierher — laßt mich zufrieden — laßt uns allein!" —

Wahrscheinlich sah man uns erstaunt genug an — ich weiß es nicht — es war mir auch egal. —

Endlich um 4 Uhr wurde die Tafel aufgehoben und Alles richtete sich zum Fortgehen; auch ich mit meinen

Verwandten, einer jungen, als ungemein sittenstreng bekannten Frau, und einem älteren Herrn; ich nahm meinen Mantel und Lassalle, der ihn mir umgab, sagte ungeduldig: „Schnell, schnell — komm, laß uns gehn.“ —

Ich wunderte mich nicht, daß dieser fremde Mann mich plötzlich du nannte; — ich wunderte mich nicht einmal als er, draußen auf dem Treppenabsatz angekommen mich wie ein Kind aufhob und mich ruhig und ungenirt in seinen Armen die drei Treppen des Hauses hinuntertrug. — Ich wunderte mich nicht — aber merkwürdiger ist noch, daß sich meine ernsten, etwas altväterisch gesinnten Verwandten nicht wunderten. Jahre nachher hat mir die Dame gesagt: „es war doch gewiß stark und ungewohnt, aber ich hätte es natürlich gefunden, selbst wenn er dich bei der Hand genommen hätte und einfach mit dir fortgegangen wäre, so zusammengehörig erschient Ihr, so sehr paßtet Ihr zueinander.“

Unten angelangt, setzte er mich nieder und meinen Arm nehmend, sagte er nach kurzer Pause: „Jetzt müssen wir aber vernünftig sprechen! Wann sehen wir uns wieder, und wann soll ich zur Großmama kommen, mit ihr Alles in's Reine zu bringen?“

Nun plötzlich schoß mir alles Blut zum Herzen. — Mir fiel ein, wie man zu Hause über diesen Mann

dachte, und eiskalt überlief es mich. — Was sollte ich antworten? — Ich wollte ihm nicht wehe thun und doch mußte ich ihm die Wahrheit sagen. Mir kam's auf einmal vor, als hätte ich mit unverantwortlichem Leichtsinn gehandelt: ich hatte meine ganze Seele hingegeben — aber wie sollte ich's fortführen? wie zu Ende bringen? — Zögernd und halblaut antwortete ich also: „Nein — kommen Sie nicht — es geht nicht — jetzt nicht — vielleicht später, aber nicht gleich. Es ist so Vieles dagegen — auch ist meine Großmutter so viel leidend." —

Ich sehe diese Momente noch jetzt so deutlich vor mir, als sei es gestern geschehen: der Mond stand voll und klar am Himmel, eine frische, durchsichtige Frühjahrsnacht lag über der Erde, kaum, daß ein leichter Wind die noch dürren Zweige der Bäume aneinander rieb, schwarz und einsam lag der Thiergarten neben uns, an dessen Rande wir hinwanderten, und nur in einiger Entfernung hörten wir das gleichmäßige Aufschlagen der kleinen Stiefel-Absätze meiner Begleiterin auf dem Steinpflaster und den schweren Tritt ihres Gefährten.

Lassalle blieb stehen und zwang mich ihm in die Augen zu sehen; dann sagte er leiser und in fast klagendem Ton: „O Kind! Kind! warum willst Du's uns so schwer machen? — warum verzögern, was doch kommen

muß? Fühlst Du es denn nicht ebenso wie ich, daß wir unser gegenseitiges Schicksal sind? Und weißt Du nicht, daß es gefährlich ist, mit seinem Schicksal zu spielen?“ —

Ich antwortete nicht. Ein leises Zittern überfiel mich und zum ersten Mal überkam mich das Gefühl, das ich später in seiner Nähe immer hatte und das ich in seiner Gegenwart niemals wieder verlor: eine sehnsuchtsvolle Angst, ein Zusammenschnüren des Herzens, Lahmheit des eigenen Willens, und die unklare Furcht, thun zu müssen, wie er bestimmte, ohne selbst zu wollen. Ein Gefühl, wie es die Somnambüle empfinden soll unter dem Einfluß ihres Magnetiseurs: eine wonnige Qual.

Ich wagte nicht mehr, ihm entgegen zu sprechen und wollte doch noch dagegen ankämpfen. Er fühlte wohl wie mir zu Muthe war, so daß er jetzt weich und zärtlich sagte: „Aber nein, Du sollst nicht leiden; es ist ja ein Kind, ein zartes, schwaches Kind, was ich da vor mir habe, und so will ich denn Alles thun, was dieser Kindermund befiehlt. Es ist freilich schade um die verlorene Zeit — aber auch das ist kein Unglück, wir haben ja noch ein langes schönes Leben vor uns.“ -

Und als er sah, daß ich erleichtert aufathmete, sagte er lächelnd: „Du kleiner kindischer Goldfuchs Du! — denn Du weißt doch, daß Korff dich so nennt? — Er

kam am Tage nach dem Ball, wo er Dich zuerst sah zu mir, und rief gleich zur Thür herein: ich habe eine Frau für Sie gefunden Lassalle — aber es ist ein Fuchs!" —

Mit solchen und ähnlichen Worten scherzte er meinen Schrecken hinweg, ich wurde ruhiger, so daß wir in bester Laune an meiner Behausung anlangten, wo wir uns wie alte Bekannte, die sich morgen wiedersehen sollen, trennten. —

Und doch wie lange währte dies ersehnte „Morgen!" — Daß ich in jener Nacht kaum schlief, ist wohl selbstredend; doch hütete ich mich wohl zu irgend Jemand von den Meinen über den empfangenen Eindruck zu sprechen. Nur als Abends mein Freund und Vertrauter Yanko kam, da sagte ich ihm: „Yanko, gestern habe ich einen Mann gefunden, wenn der mich will, so nehme ich weder Dich noch einen Andern, sondern gehe mit ihm, wohin er will." —

Die prachtvollen schwarzen Augen meines armen „Mohrenpagen" füllten sich mit Thränen, aber er antwortete: „wenn es zu Deinem Glück ist — gewiß." —

In der langen Zeit die nun folgte, und die nie mehr eine Gelegenheit brachte, uns wiederzusehen, versuchte Lassalle auf alle nur mögliche Weise sich mir zu nähern; — es ging nicht.

Der Abend bei Hirſemenzels hatte doch in meinen Verwandten Verdacht erregt — man verhinderte auf jede Art, daß ich ohne ſicheren Schutz ausging. Das gaſtliche Haus Hirſemenzels löſte ſich auf, und als gar Frau Auguſte Formes in einem übel berathenen Moment ſich durch ihren Freundeseifer für Laſſalle hinreißen ließ, mir einen zierlichen Einladungsbrief zu einer Theegeſellſchaft in ihrem Hauſe zu ſchreiben: „wo ein von uns Allen hochverehrter junger Gelehrter ſein neueſtes Werk vorleſen wollte“ — und dieſer unſelige Brief in die Hände meiner Großmutter fiel, da hatte die Entrüſtung kein Maß. Es wurde förmlich Familien- und Freundes Rath gehalten und feierlich erklärt, daß „dieſe ſittenloſe Komödiantin und ihre gleichgeſinnten Freunde“ abſolut von jeder Berührung mit mir abgeſchnitten werden müßten, und Frau Formes erhielt ein höchſt ungnädiges Handſchreiben. Ich war natürlich über dies Alles außer mir und vermochte es abermals durch meinen Freund Yanko einen längeren, heimlich geſchriebenen Brief an Frau Formes zu befördern, in welchem ich meine Empörung über die häusliche Tyrannei, meine Verehrung für ſie und einen ſchüchternen Gruß an „Heraklit“ niederlegte.

Das war aber für lange Zeit auch die letzte Verbindung zwiſchen uns; ich hörte ihn kaum mehr nennen.

Nur noch einmal in einer Gesellschaft, wenn ich mich recht erinnere bei Professor Gneist (doch kann ich mich darin irren), kam das Gespräch in meiner Gegenwart auf Lassalle, und ich hörte, wie eine damals renommirt schöne Frau, die Professorin Diderizi ausrief: „Lassalle ist der schönste Mann, den ich je gesehen.“ — In diesem Augenblick trat der berühmte alte Geheimrath Boeckh, der seit langen Jahren im Hause meiner Großmutter wohnte, in's Zimmer und antwortete: „Der schönste Mann? das weiß ich nicht zu beurtheilen, aber Lassalle ist der geistreichste Mann und mit der gelehrteste, der mir je begegnet ist!“ —

Mein Herz schlug hoch auf in glücklichem Stolz, — aber die gesellschaftliche Mauer, die mich umgab, trennte uns mehr und mehr. —

Der Sommer verging, ohne Neues zu bringen. Da zog im Herbst der meiner Familie von Jugend auf befreundete Rechtsanwalt Holthoff mit seiner Frau nach Berlin, und ich schloß mich diesen liebenswürdigen Menschen in wahrhaft enthusiastischer Weise an.

Sie waren Beide nicht mehr ganz jung, da ihre Jugendfreundschaft meinen Eltern gegolten hatte, aber ich fand in Frau Marie ein solches Verständniß, ein solches Mitempfinden meiner Idee, daß ich bald keine liebere Freundin hatte als sie. Ihren Gatten gewann

ich ebenfalls zum warmen Freund, und er nannte mich, in Ermangelung einer eigenen Tochter bald nicht anders als: „sein Töchterchen".

Mit diesen Freunden nun, die das schrankenloseste Vertrauen meiner Großmutter besaßen, durfte ich in unbegrenzter Freiheit verkehren, ausgehen, Bälle und Theater besuchen, und glaube ich wohl annehmen zu dürfen, daß auch für sie diese Zeit nicht zu den unangenehmen Erinnerungen gehört — wenn auch später das Alles so traurig zerstört wurde.

Daß ich an diesen Mann, den mir noch heute, trotz Allem, im Herzen werthen Holthoff in der Folge lernen mußte, hart und nicht immer in ehrenvollster Weise zu denken und ebenso über ihn zu urtheilen, thut mir beim Niederschreiben dieser Memoiren mit am Wehesten. Es war dies auch einer der Gründe, die mich veranlaßten, so lange mit der Veröffentlichung zu zögern und heute noch blutet mir das Herz dabei. Aber die Zeit der Rücksichtnahme ist vorüber: man greift mich von allen Seiten in so gehässiger Weise an, daß auch ich gezwungen werde, das letzte Wort zu sprechen, mag es mir und Anderen noch so wehe thun. —

Doch zurück zum Gang der Begebenheiten.

Es war also Winters Anfang. Bülows erstes Concert. Mit Holthoff trat ich in den Saal und

nachdem wir Damen uns gesetzt, versuchte unser Führer vor Beginn des Clavierspieles einige seiner anwesenden Freunde zu sprechen. Unwillkürlich folgten ihm meine Blicke und mit fast stillstehendem Herzschlag sah' ich, daß der Herr, dem er so warm die Hand schüttelte — Lassalle war. — Kaum konnte ich Holthoffs Rückkehr zu seinem Sitz an meiner Seite erwarten, und ungeduldig, wenn auch mit leiser Stimme frug ich: Kennen Sie denn Lassalle?" —

„Gewiß, er ist mein Freund, und ich außerdem sein Rechtsbeistand. Aber warum? Kennen Sie ihn denn, Töchterchen?" — — „O nein! Nichts! — Ich meinte nur, weil Sie nie von ihm gesprochen."

Das Concert begann, und wenn auch meine Aufmerksamkeit weit mehr durch das dunkelblond gelockte Haupt, dessen Rückseite ich freilich nur sehen konnte, in Anspruch genommen war, die Musik ließ kein weiteres Gespräch zu. — In der ersten Pause stand Holthoff wieder auf und nach einigen flüchtigen Worten mit seiner Frau und mir verließ er uns nochmals, um wieder zu Lassalle zu treten.

Ich sah wie dieser ihn etwas frug — unsere Augen begegneten sich — die meinen mochten wohl einen Moment glücklich und strahlend aufleuchten — er lächelte — und Holthoff kam, etwas schneller als sonst seine Art, zu uns zurück.

Seine ersten Worte schon zeigten mir, wovon Lassalle mit ihm gesprochen hatte, und mein Herz klopfte so, daß ich kaum antworten konnte. Würden wir an diesem beiderseitigen Freunde einen Helfer finden? oder wird er zu den Andern in's feindliche Lager übergehen?

Seine Anrede lautete: „Was giebt es zwischen Lassalle und Ihnen, Helene? Leugnen hilft nichts, ich sehe ja, daß da irgend ein Geheimniß steckt. Lassalle hat mich fast mit gleichen Worten angesprochen, wie Sie vorhin: kennen Sie denn Fräulein von Dönniges? Und als ich's bejahte und nach der Ursache forschte, sagte er auch, nur daß er, nach einem Blick hierher auf Sie, dabei lächelte: O, nichts! ich meinte nur, Sie sprachen nie von ihr! — Also was ist's zwischen Euch? heraus damit!" —

„Es ist wirklich Nichts! — wir sind uns einmal in einer Gesellschaft begegnet und seitdem" —

„Möchtet Ihr Euch gern wiedersehen?" Meine, für dies schnelle Verständniß dankbaren Blicke antworteten wohl deutlich für mich, denn der wundervolle Freund sagte lachend: „Nun, das ist nicht so schwer. Ihr kommt ja Beide oft genug zu uns."

Die zweite Hälfte des Concerts begann und schnitt jede weitere Mittheilung ab, so daß mir Zeit blieb, die wonnevolle Aussicht auf ein Wiedersehen mit dem Helden

meiner phantastischen Träume in allen Möglichkeiten auszumalen.

Jedoch meine gewohnte Offenheit, und diesmal vielleicht auch die Vorsicht, machten es mir zur Pflicht, Holthoff mit dem hohen Stand der Antipathie vertraut zu machen, die in meinem Hause gegen Lassalle herrschte. Er nahm die Sache leichter, als ich gefürchtet hatte und meinte: „Nun, er wird Sie ja nicht gleich verschlingen; er ist kein Währwolf. Das ist Alles nicht so schlimm, und läßt sich schon einrichten.“ —

Ich kam selig heim. Jetzt erst fing eigentlich mein Interesse, mein nie schlummerndes, rastloses, phantastisches Gefühl für Lassalle an. Seit ich wußte, wir sollten uns wiedersehen, ertödtete dieser Gedanke jeden anderen in mir.

Das Verhältniß zu Janko Racowitza, das während des Sommers und Herbstes auf sehr warme, hochgradige Temperatur hinaufgegangen war, trat plötzlich in den Hintergrund, und der Arme hatte in der nächsten Zeit viel zu leiden, schon dadurch allein, daß ich ihm in gewohnter Aufrichtigkeit Alles mittheilte, was mir das Herz bewegte. — Kam mir ab und zu vielleicht doch die Ahnung daß mein Benehmen gegen ihn grausam oder wohl gar herzlos sei, so tröstete ich mich damit, daß er ja so sehr jung, und sich so oder so schon bald

beruhigen würde. — Auch war ich es nicht gewöhnt, um Anderer Willen meinen Leidenschaften und Gefühlen Zügel anzulegen, und grade diese Wildheit, die Schrankenlosigkeit meiner Natur gefiel ihnen ja Allen, sie nannten sie den unwiderstehlichsten Reiz meines Wesens — also mußten sie jetzt auch die unangenehme Seite davon ertragen. —

Dieser merkwürdige Zwitterzustand dauerte einige Wochen. — Da kam der erste Juristenball der Saison. Diese Feste waren zu jener Zeit immer besonders hübsch und sehr gut besucht, und beschlossen wir daher, daß ich in Holthoffs Gesellschaft auf diesem Ball erscheinen sollte. — Kaum war dies festgestellt, da erschien am andern Morgen „Papa" Holthoff, wie ich ihn nannte, bei uns und, einen Moment des Alleinseins mit mir benutzend, sagte er: „Es läßt sie Jemand bitten, ihm die Erlaubniß zu ertheilen, ebenfalls den Juristenball besuchen zu dürfen! Wollen Sie?" —

„Gewiß, das ist ein öffentlicher Ball, ich habe dort nichts zu erlauben und nichts zu verbieten. Aber freuen wird's mich." —

So endete unser kurzes Gespräch, aber bald darauf, als schon die Großmama wieder dabei saß, zeigte mir Holthoff die Ballkarten: es waren drei, eine für seine Frau und ihn, eine für mich und eine — ja für

wen wohl? — Ich wundere mich noch, daß die kluge Großmama durch den Eifer, mit dem ich für meine Toilette sorgte, und daß mir Nichts schön und kostbar genug war, nicht Unheil ahnte. Ganz weiß mußte das Ballkleid sein, von schwerster, weißer Seide, damals für junge Mädchen ungewöhnlicher als heute, da die einfachere Mode Tarlatan und leichte Stoffe für jugendliche Tänzerinnen wählte. Aber wie immer gab Großmama auch darin meiner Laune nach. Also weiße, gerippte Seide mit Wolken von weißem Illusionstüll und vor Allem mit Massen von frischen Blumen: Veilchen und weißen Rosen, viel und reich garnirt. Noch eins war Bedingung, daß diese kunstvoll gebundenen, natürlichen Blumen mit „Aigretten" von silbernen Aehren untermischt sein mußten; die, wußte ich, stimmten am Besten in ihrem weißen Glanz zum rothen Goldschimmer meines Haares. Und als ich dem Spiegel, fertig und siegesgewiß einen letzten Blick zuwarf, da wußte ich, daß ich dem gefallen würde, um dessentwillen ich so geschmückt war. —

Als ich bald darauf an Holthoffs Arm den Ballsaal betrat, und wir die „Mama" auf sicheren Sitz geleitet hatten, flüsterte mir mein Begleiter zu: „So Kind! jetzt wollen wir sehen, ob er schon da ist." —

Ohne zu denken was ich sagte, erwiderte ich ruhig: „Nein Papa! er ist noch nicht da, ich fühle es!"

So eigenthümlich das klingen mag, so wunderlich es Holthoff erschien — es war doch so. Ich hatte eben noch nicht jenes früher beschriebene, angstvoll wonnige Gefühl, wie mich's überkam, wenn Lassalle im selben Raume mit mir weilte. — Aber Holthoff wußte von diesem meinem Empfinden bis dahin noch nichts, und so antwortete er denn mit einem fast ärgerlichen, jedenfalls spöttischem Lächeln: „Um Gotteswillen Kind, fangen Sie mir keine nervös-mystischen Geschichten an; wenn Sie sich auf somnambule Ahnungen verlegen wollen, bringe ich Sie sofort wieder nach Haus und" —

Aber da zuckte ich zusammen — das unnennbare Gefühl war da — und willenlos sagte ich halblaut und zusammenschaudernd: „Jetzt kommt er!"

Holthoff sah sich um, und beinahe verdrießlich, daß ich Recht hatte, und erstaunt über meinen Zustand, sagte er: „Wahrhaftig, Sie haben Recht! Er spricht mit Waldeck und — jetzt kommt er — aber nehmen Sie sich zusammen, Sie zittern ja wie eine Taube vor der Schlange, Muth! Courage!"

Und da stand er vor mir! — Seit jener Frühlingsnacht zuerst mir wieder nahe — zuerst wieder meine energielose Hand in seiner starken, willensfesten Rechten haltend!

Ob ich diesen Augenblick je vergessen könnte, auch

wenn mir ein hundertjähriges Lebensziel gesteckt wäre? —

Er nahm mich von Holthoffs Arm, der mich ihm, wie selbstverständlich überließ, und als hätten wir gestern statt vor einem halben Jahr unser Gespräch fallen lassen, begann er sofort: „Es ist gar kein Ort, so ein Ballsaal, wo sie uns Alle anstarren und es nicht fassen können, wie Ferdinand Lassalle daher kommt, um so ernste Dinge zu besprechen, wie wir zu bereden haben. Aber das Kind hat befohlen — also ich gehorche!“ —

Ich antwortete nichts. — Ich sah ihn nur so unverwandt, so tief und seelig befriedigt an, daß er lachte und dann sagte: „Siehst Du, Du dummer Fuchs, es geht doch nicht ohne einander. Fühlst Du's jetzt? — Ich will heut auch nur zwei Dinge von Dir wissen: was würdest Du thun, wenn Du nun meine Frau wärest und sie verurtheilten mich zum Tode und Du sähest mich auf's Schaffot steigen?“ —

Ich fand die Frage im Ballsaal und nach so langer Pause wohl eigenartig, aber das gerade sagte mir zu, und ich antwortete fast ohne Zaudern: „Ich würde warten bis sie den stolzen Kopf abgehauen hätten, damit meines Adlers Augen bis zuletzt etwas Liebes sähen, und würde dann Gift nehmen — Gift das wir zusammen als sicherstes ausgesucht hätten!“ —

Die Antwort freute ihn, er lachte zufrieden und ſagte gleich: das Gift iſt ſchon vorräthig. Aber ſei ruhig — ſoweit wird es nicht kommen. Mein Stern iſt hell und ſteht im Glücksaufgang; noch lange nicht auf ſeiner Höhe, auf der Wende, die „vom Ende ſingt!“

Ich ſah zu ihm auf und glaubte ihm wohl. Da ſtand er, der ſchöne, kraftvolle Mann mit dem ſtolzen, edeln Römerkopf, den gebietenden, mich völlig magneti-ſirenden Augen, ſo ſiegesgewiß, ſo Triumphatorgleich daß ich nicht verwundert war über ſein Vertrauen; daß ich es für zagende Schwäche gehalten hätte, nicht auch an dieſes Menſchen Glücksſtern zu glauben. In dem-ſelben Augenblick kam Yanko, mich zu einer längſt ver-ſprochenen Mazurka abzuholen, und zum erſten — zum einzigen Mal ſtanden ſich die Beiden friedfertig gegen-über! Nur einen kurzen Moment, nur ſo lange bis der junge Bojar meinen Arm aus dem Arm Laſſalle's empfangen hatte und ſein höfliches: „Sie verzeihen, mein Herr!“ geſagt hatte.

Dann wandten wir uns dem Tanzſaal zu; — aber kaum hatten wir wenige Schritte gemacht, als Yanko ſich umwandte und Laſſalle mit einem tiefen, glühenden Blick meſſend, den dieſer ebenſo erwiderte, ſagte (ich fühlte wie ſein Herz wilder ſchlug und ſeine Stimme zitterte)! „Alſo das iſt er?“ —

Ich wollte etwas erwidern, aber schon befanden wir uns inmitten der Tanzenden, und als wollte er die erwachende Furie der Eifersucht durch einen andern wilden Taumel übertäuben, riß er mich in rasendem Tempo mit sich dahin, und tanzte ohne zu sprechen bis der letzte Takt verklungen und er mich zu Mama Holthoff zurückführte.

Dort stand auch Lassalle. Yanko verließ uns, und Lassalle sagte, ihm nachblickend, mit eigenthümlichem Lächeln halblaut zu mir: „Also diesen jungen Mohrenprinzen muß ich aus dem Wege räumen? Das ist einer der Drachen, die meinen Schatz bewahren?“ —

Ich wollte leugnen, und versuchte gleichgiltig zu erwidern: „Ah bah! Der zählt nicht, das ist mein Page, hat weiter keine Consequenz!“ —

Aber Lassalle meinte ernster: „Mit den Augen? Und glaubt der Fuchs ich wüßte nicht genau Alles, was er gethan und getrieben hat in der langen Zeit des „Zwischenreichs“? Ich weiß alles — Alles!! aber es ist mir alles egal. Ich erreiche doch was ich will, wenn man mir nur ein wenig hilft! — Will man!“ —

Ich nickte und er fuhr fort: „Da muß ich also zuerst Genaueres über die Eltern wissen. Wie ködert man die Mama? Macht man ihr den Hof oder spricht

man vom neuſten Prediger mit ihr? oder ſpielt man Whiſt mit ihr und hält ihr die Strickwolle?“

Ich mußte lachen, wenn ich mir meine ſchöne, coquette Mutter auf die letzten beiden Arten bezwungen dachte: „Nein,“ ſagte ich amüſirt, „da machen Sie ihr ſchon lieber den Hof, — das iſt ſie von den angeführten Dingen doch noch am meiſten gewöhnt. Sonſt können Sie aber auch mit ihr von Allem reden was Wiſſenſchaft, Literatur und Kunſt Intereſſantes bieten.“ — „Und der Vater?“

Ja über den konnte ich wenig ſagen; — aber Laſſalle meinte, mit dem würde er ſchon fertig: „Mit Männern kommt man ſchließlich immer aus, namentlich mit geſcheuten, gelehrten Männern. Das Schlimmſte, das einzig Unüberwindliche in der Welt ſind unvernünftige Frauen.“ —

So plauderten wir eine Weile, bis ich wieder und wieder zum Tanz geholt wurde, den ich mich nicht getraute allzu oft auszuſchlagen des Aufſehens wegen, das aus ſolchem Refüs möglicherweiſe entſtehen konnte. Das machte Laſſalle ärgerlich und er ſagte pikirt: „Es war entſchieden eine ungünſtige Idee hierher zu kommen; es iſt ein abſcheulicher Ort ernſte Dinge zu beſprechen; — oder (da ich ihn bittend anſah) ich bleibe, aber dann tanzen Sie nicht mehr!“ — — Ich wagte

nicht „ja“ und auch nicht „nein“ zu ſagen. Zaghaft und ohne Willenskraft, wie ich damals war, antwortete ich alſo: „Aber das geht ja nicht; — was würden die Leute ſagen, wenn ich gar nicht tanzte, nur um mit Ihnen zu plaudern?!“ —

Er ſah mich einen Moment erſtaunt an: „Was die Leute ſagen werden? Kümmert Sie das? Stehen Sie noch auf dem Standpunkt ſich um die Meinung der Leute zu kümmern? — Aber freilich, ich vergeſſe, ich habe ja „das Kind“ vor mir! Es ſpricht manchmal ſo verſtändig und klug, daß ich ganz vergeſſe welch Baby es noch iſt! — Aber Fuchs, das paßt nicht, — wer mit Ferdinand Laſſalle gehen will, darf nicht den Eſel tragen!“ — „den Eſel tragen?“ Was heißt das?“ frug ich verwundert.

„Ja das iſt eine Geſchichte aus meinem Leben,“ ſagte er, „die Geſchichte, oder vielmehr der Grund meiner Rieſenenergie, meines unüberwindlichen Willens! Will Fuchs es hören?“ „Gewiß! und gleich! und ſchnell!“ —

Mein Ungeſtüm gefiel ihm und mich zu einem etwas abſeits gelegenen Plätzchen führend, erzählte er: „Haſt du geſehen wie ſie mich Alle anſtarren hier auf dem Balle? Jedes mit einer andern Idee, — aber Wenige mit dem Gedanken, daß mein Hierſein recht oder

ſelbſt nur gleichgültig ſei. Der eine findet es „höchſt merkwürdig von einem ſeinwollenden Volksmann,“ der Andere denkt „ſo alſo bringt er ſeine Nächte zu, das ſind die berühmten Studien?“ Kurz, Alle ſehen es als etwas Unerhörtes an was bei Jedem Andern, ſelbſt beim alten Waldeck, als ganz natürlich gilt. Aber das wundert mich nicht, das iſt immer ſo geweſen. Als ich noch ein Knabe war und mit den andern Buben, freilich nur immer als ihr Anführer ſpielte, wurde alles angerichtete Unheil mir in die Schuhe geſchoben. Kein zerbrochenes Fenſter, kein zertretener Garten, an dem Ferdinand Laſſalle nicht Schuld trug. Es wunderte mich oft und ich begriff es nicht.“ —

Ich unterbrach ihn mit der Bemerkung: „O ich begreife das ſehr gut; la superiorité est une infirmité publique!

Er lachte zuſtimmend und fuhr fort: „Da kam gar die Zeit wo mein Vater verſuchte mich zum Kaufmann zu machen; ich wollte nicht und ſetzte es nach langen Kämpfen, die ich Dir ein ander Mal erzählen will, durch, zu ſtudiren. Nun redeten ſich die Leute gar die Mäuler ſchief. Der eine gab dem Vater Recht, der Andere mir, und ſo brachten ſie Hader und Verdruß in unſer Haus, zwiſchen Vater, Mutter und mich. — Da, gerade in der Zeit, fiel mir

ein altes Fabelbuch in die Hände, und ich las darin die kleine Geschichte, wie ein alter Großvater mit seinem kleinen Enkel einen Esel zu Markte trieb. Da begegnet ihnen ein Mann und ruft: „Seid Ihr dumm! habt einen Esel und geht Beide nebenher.“ — Sofort nimmt der Alte sein Enkelkind, hebt's auf den Esel und läßt ihn traben. Da kommt ein Anderer, der ruft dem Knaben zu: „Pfui, schäm dich, hast junge Beine und läßt den Alten nebenher laufen.“ — Das Kind springt ab, Großvater setzt sich auf. Aber wie lange, da kommt ein Bauer und sagt: „Rabenvater! läßt bei der Hitze das Kind zu Fuß gehen!“ — Der Alte nimmt den Knaben zu sich, und froh, daß sie nun Beide so gemüthlich sitzen, geht's weiter. — Kurz vor der Stadt kommt ein Herr mit einer klugen Miene und goldenen Brille, und der meint: „Pfui, über die Thierschinderei, bei solcher Hitze zu Zwei auf dem armen Grauen.“ — Da ward's ihnen zu viel ganz betrübt stiegen sie ab, beriethen einen Augenblick und hoben schließlich, um's Allen Recht zu machen, den Esel auf, ihn so auf ihren Schultern zu Markte tragend! — Siehst Du, das ist die Geschichte vom Esel, den Du tragen willst, und ich nicht! Denn damals als ich's zuerst las, machte es einen mächtigen Eindruck auf mich; ich dachte lange über die tiefe,

furchtbare Wahrheit darin nach, — und dann schwur ich mir feierlichst: mag mir das Leben bringen, was es will, — mag es mich in was immer für Situationen stellen: Den Esel trage ich nicht!"

Das war das letzte Bemerkenswerthe an dem Abend; — ich hab's erzählt und so ausführlich, weil mir scheint, Nichts kann Bezeichnender sein für Lassalle's Charakter als diese kleine Geschichte, die auf den Knaben einen solchen Eindruck machte, daß der Mann sein ganzes Leben danach richtet; und zweitens, weil Lassalle noch oft in späteren Gesprächen darauf zurückkam: „Der trägt den Esel" — oder „der trägt ihn nicht" — Letzteres namentlich von Bismarck. —

Der Ball ging zu Ende, ohne daß er uns Neues brachte; — ich konnte mich zu keinem definitiven Schritt entschließen, und er sagte schließlich: „Ich bin ja schon glücklich deiner nur wieder habhaft geworden zu sein, das war ja schwerer als Brunhilde aus dem Feuer-Zauber zu holen, jetzt wird schon Alles gut gehen, überlasse es nur mir — Alles und ganz!" —

Einige Tage nach diesem denkwürdigen Ball kam Holthoff zu uns, und da die Großmutter schlief, hatten wir unsern kleinen „Plausch" für uns. Das erste was „Papa" mir sagte war: „Würden Sie je einen Mann heirathen, der nicht adlig und Jude ist?"

Ohne mich zu besinnen entgegnete ich: „Gewiß, wenn dieser Mann Lassalle hieße!“ —

Holthoff lachte und meinte, so rasch habe er kaum gehofft an's Ziel zu gelangen; ich aber frug ihn sofort: „Hat Lassalle Sie geschickt, mir förmlich und in seinem Auftrage diese Frage zu stellen?“ Nun wurde der gute Papa etwas verlegen und mit der ihm eigenen Art, es gern Allen Recht zu machen, sagte er zögernd: „Ja — das heißt — so ganz direct nicht — er meinte nur ich sollte doch einmal ausforschen“ — Ich stand auf und sagte entschieden: Ich danke Ihnen, aber dann brauche ich mich auch nicht auf Weiteres einzulassen; und will Nichts weiter wissen.“ — Großmutter war erwacht, ich hatte auszugehen, und Holthoff trat zu ihr in's Boudoir.

Ungefähr vierzehn Tage vergingen, ohne daß ich Neues hörte — ich merkte nur, daß durch allerlei Ausreden Holthoff es zu verhindern wußte, daß Lassalle und ich uns bei ihm trafen. Nach Verlauf dieser Zeit ungefähr trat eines Vormittags Großmutter, einen offenen Brief in der Hand, in mein Zimmer. Ich saß an meinem Schreibtisch mit Correspondenz eifrig beschäftigt und blickte erst auf, als sie schon neben mir saß und anfing zu sprechen. Die Worte waren wohl dazu angethan mich aufzuschrecken: „So, ich habe nun an Deinen

Vater wegen Deiner Heirath mit Laſſalle geſchrieben und ſeine Antwort erhalten. Er ſagt entſchieden „Nein!“ In mir kochte es; und mit vor zorniger Erregung zitternder Stimme erwiderte ich: „Hat Dir Laſſalle, oder habe ich Dir den Auftrag gegeben, mit meinem Vater darüber zu conferiren?“ —

„Nein; aber Holthoff ſagte mir doch“ — „Nun, wenn es zwiſchen Dir und Holthoff eingebrockt wurde, dann laß es auch zwiſchen Holthoff und Dir ausgegeſſen werden. — Weder ich noch Laſſalle bekümmern uns einen Deut darum!“ —

Damit klappte ich meine Briefmappe zu, ſtand auf und ging hinaus, die arme, alte Großmama ganz rathlos-ſitzen laſſend. Sie war von mir ſo gut gezogen worden, daß ſie es ſeitdem nie gewagt hat, mit einer Silbe der Angelegenheit zu erwähnen. Was ſie mit Holthoff darüber geſprochen, weiß ich nicht; — ich vermied jede Anſpielung darüber, und ſo kamen wir denn auch dadurch nicht weiter.

Ich ſah Laſſalle in den nächſten Monaten nur noch einmal flüchtig, als er es dennoch durch Holthoff's Hülfe durchgeſetzt hatte, bei der Uhlandfeier, die im Victoriatheater abgehalten wurde, in derſelben Loge mit uns zu ſitzen. Aber meine Großmutter war dabei, und ſo beſchränkte ſich unſer Geſpräch auf gleich-

giltige, mehr oder minder geistreich verzierte Gemeinplätze. —

Als nach einiger Zeit der abgewiesene Heirathsvorschlag etwas in Vergessenheit gerathen war, oder doch jedenfalls nicht mehr als empfindliche Stelle bei Holthoff nachzitterte, begann dieser wieder mit mehr Muth mir von Lassalle, und wahrscheinlich Lassalle von mir, zu sprechen. Auch Frau Marie fing an sich für unser, durch alle Hindernisse nicht auszurottendes Interesse zu erwärmen.

Sie erzählten mir von den Plänen und Zeichnungen zu Lassalle's neuem Hause, das er sich, ich glaube in der Hohenzollernstraße bauen wollte; und eines Tages kam Holthoff gar, mich um eine Photographie zu bitten: „da Jemand sein Speisezimmer in Pompejanischem Styl einrichten wollte; mit Fresken und vollständig getreuen Nachbildungen.“ Diese Freskomalerei sollte entweder den trojanischen Krieg darstellen, oder die Sagen der Edda, und in beiden Fällen sollte die Heldin, fiele die Entscheidung nun für Helene oder Brunhilde aus, meine Züge tragen. „So liebte Ferdinand seine Helene!“ — Aber dennoch hatten wir uns noch nicht wiedergesehen; wenn wir nun auch immer und immer von einander reden hörten, und das Interesse durch die vermittelnden Freunde wärmer, als

bisher unterhalten wurde. — Da kam mein Geburtstag im März heran und brachte mir, mit einem herrlichen Riesen-Blumenkorb von Veilchen und weißen Rosenknospen ein anonymes Gedicht; aber das Briefpapier, auf welchem es geschrieben, trug die Namenschiffre: F. L. — Und als Mama Holthoff an demselben Tage zum Gratuliren kam, und ich ihr selig mein neues Geheimniß zuflüsterte, theilte sie mir mit, daß Lassalle's Schwester, Frau von Friedland in Berlin sei, und vor Begierde brenne mich kennen zu lernen. Wollte und könnte ich daher am nächsten Tage zum Nachmittagskaffe zu ihnen, Holthoffs, kommen, um diese Zusammenkunft zu erleichtern? — Ob ich wollte!! Und könne? — Nun, ce que femme veut Dieu le veut! — also kam ich! —

Ich fand eine kleine, starke, klug und lebhaft aussehende Dame, die über die erste Jugend hinaus, mich mit excentrischer Freude empfing, und nach einer kurzen Conversation in die Worte ausbrach: „So habe ich mir immer Ferdinands Frau gedacht. Ihr paßt prächtig zusammen, — ich liebe dieses Mädchen fast ebenso, wie mein Bruder es thut.“ — — Natürlich war ich glückselig. Welche Frau, die noch nicht durch Lebens-Schicksale und Familien-Erlebnisse verbittert ist, bringt nicht in hingebenster Zuneigung ihr Herz Denen entgegen, die

durch Blutsbande und innige Liebe dem Manne ihrer Wahl verbunden sind? Ich hätte damals und noch lange, lange Jahre nachher für diese Frau, für seine Schwester jedes nur denkbare Opfer mit vollster Herzensfreudigkeit gebracht, — und wenn sie dies auch nie geahnt hat, und später, mich für ihres Bruders böseste Feindin ansehend, mich schwer und tief verletzt hat — ich sage ihr noch heute Dank für die an jenem ersten Tage bewiesene Zuneigung; — sie mußte später wohl handeln wie sie that, hatte sie doch nicht anders von mir sprechen hören, als von einer giftigen Viper. — Nachdem wir ein Weilchen im angenehmsten Geplauder gesessen, meinte Frau von Friedland, ob ich nicht Holthoff aus seinem Arbeitszimmer herüber holen wollte. Es war dies eines meiner Privilegien, daß ich mit dreimaligem Klopfen den „Papa“ in seinen Arbeits- und Sprechstunden stören durfte. —

Glücklich also tänzelte ich hinüber — durch den großen Saal, das Boudoir, das Speisezimmer, und schon hatte ich den Finger zum Klopfen erhoben, als auch mein Herz anfing wild und ungestüm zu pochen. Zum ersten Male kam mir der Gedanke: „wie, wenn Er drinnen wäre. Er weiß von seiner Schwester, daß ich hier bin — und“ — Tack! tack! tack! hatte fast ohne meinen Willen der erhobene Finger geklopft, und

im Moment kam auch die Antwort: „Herein!“— aber nicht von Holthoffs Stimme. Die Thür öffnete ſich und ehe es mir recht in's Bewußtſein trat, fühlte ich mich von zwei Armen umſchloſſen und zu einem tiefen Lehnſtuhl getragen. Ich war ſo ſelig, und doch erſchreckt und confus, daß ich zuerſt gar nicht bemerkte, war Holthoff überhaupt anweſend oder nicht? Aber er war da, und machte ſeine Autorität ſofort geltend, indem er ſeine Hände ſchützend über mich breitete und ſagte: „Aengſtigen Sie mir das Kind nicht, Laſſalle; und vor Allem ſchwört mir Beide, daß Ihr nie verrathen wollt, Euch bei mir getroffen zu haben — die Großmutter und die ganze Familie verzeihen mir nie.“ —

Er hielt uns, halb im Scherz und halb ernſthaft, das Kreuz eines Dolchgriffes vor, damit wir ſchwören ſollten. Ich that es, Laſſalle aber erwiderte: Ich glaube an dies Zeichen nicht, kann alſo auch nicht dabei ſchwören. Aber ich ſchwöre auf das, was mir das Liebſte und Heiligſte auf der Welt iſt (meine Hand ergreifend) auf dieſe kleine Kinderhand hier. Genügt das?“

Holthoff war's zufrieden, und ich hatte gar bald den eigentlichen Zweck meines „Anklopfens“ vergeſſen. Wir ſaßen, in unſer Geſpräch verſunken, bis die beiden verlaſſenen Damen nach einer Stunde ſelbſt kamen und den Kaffee herüberbrachten. An jenem Tage wurde

nicht viel Ernstes besprochen, nur daß Lassalle im Sommer zu meinen Eltern gehen wollte, sie durch List, „zufällig“ kennen lernen und sie durch seine bezaubernde Gabe, die Menschen zu beherrschen und zu fesseln, bezwingen wollte. — Sonst aber scherzten und lachten wir den ganzen Nachmittag und Abend hinweg, ohne daß irgend Bedeutungsvolles beschlossen worden wäre.

Lassalle schien unsere Sache für abgemacht zu halten, ohne daß ich doch je ein entscheidendes Wort zu ihm selbst gesprochen hatte. Er betrachtete mich als sein ihm vom Schicksal zugetheiltes Eigenthum; — hätte er oder ich geahnt, daß dies für so lange Zeit unser letztes Begegnen sein sollte, so hätten wir wohl Beide anders gehandelt, und — vielleicht wäre dann Alles anders — besser gekommen! doch was helfen späte Klagen? —

Wenige Tage nach diesem herrlich verlebten Abend, wurde meine arme Großmutter sehr krank, und hat sich seitdem nie mehr erholt. Wir mußten in's Bad, reisten Genesung suchend, in verschiedene Orte. Meine Mutter kam nach Berlin, um ihre kranke Mama und meine ihr erstes Kind erwartende Schwester, Baronin K.-P. zu pflegen; diese starb im Wochenbett und die Großmutter kränkelte noch den ganzen Sommer, um Anfangs Winter ebenfalls zu sterben.

So kam der erste gewaltige Schmerz über mich; denn nur zugut empfand ich, daß ich mit dieser gütigen, mich vergötternden Frau jede Stütze, jeden Anhalt in meiner Familie verloren hatte. Was übrig blieb war „die Blume des Egoismus.“ — Bis zu ihrem letzten Athemzuge hatte Großmama, wohl wissend, zwischen welchen Menschen und Verhältnissen sie ihren Liebling zurückließ, für mich gedacht. Wenige Tage vor ihrem Tode, als sie diesen bereits genau vor sich sah, hatte sie sich Yanko zu einem langen, fast zwei Stunden währendem Gespräch rufen lassen, und ihm da, wie ich später erfuhr, ihr Kind anvertraut. Sie sagte ihm, daß, obgleich sie wohl wisse, er sei noch fast ein Knabe (er war damals 19 Jahre,) so sei er doch auch der Einzige, in dessen Ehrenhaftigkeit und Liebe zu mir sie volles Vertrauen hege; und deshalb verlange sie von ihm das Versprechen mich nie zu verlassen, und vor allen Dingen in jeder Lebenslage neben seiner Ehre mein Glück im Auge zu halten und dafür zu sorgen. — Er hat es ihr versprochen und — hat es treu gehalten! —

Ich verließ mit meiner Mutter Berlin, um in das Vaterhaus zurückzukehren. Dort fand ich dasselbe Leben, wie ich es vor meiner Berliner Reise verlassen: nur wenig durch die doppelte Trauer gemildert, aber allerdings etwas verändert durch die verschiedene Art der

Geſelligkeit in Nizza und in Genf, wo meine Familie jetzt lebte. Mein Vater war Chargé d'affaires in Bern; weil aber dort das Klima für die Mutter zu rauh, ſo war man nach Genf gezogen.

Wiederum geſtattet mir der Raum und Zweck dieſer Aufzeichnungen nicht länger bei meinen damaligen Genfer Erlebniſſen zu verweilen, wenn dieſe auch in mehr als einer Weiſe intereſſant waren; ich muß mich ſtreng an mein Thema halten, und erzähle das Andere vielleicht ein andermal.

Der Winter verging alſo in allerlei Luſtbarkeiten, — kleinen Fahrten und Reiſen in der Schweiz und dem ſüdlichen Frankreich, und von meiner Seite in regſter Correſpondenz mit den auswärtigen, namentlich den Berliner Freunden. Holthoff gar war mein eifrigſter „Briefwechsler;“ aber auch er hielt ſich von jeder ausführlichen Beſprechung über Laſſalle's Thun und Treiben zurück. — So hörte ich nichts weiter von dieſem, als was die Zeitungen über ihn brachten, und da demokratiſch oder gar ſocialiſtiſch geſinnte Blätter nicht in unſer Haus kamen, ſo war der Ton in dem ſie den, damals in ſeiner regſten Wirkſamkeit ſtehenden Agitator beſprachen und die über ihn gefällten Urtheile, nicht gerade die freundlichſten. —

Im März kam Yanko zu einem mehrwöchentlichen

Besuch in unser Haus, und mit ihm ein noch lustigeres geselliges Treiben, da die gesellschaftlichen Talente des jungen „Mohrenprinzen", wie es nun hieß, ihn als vortrefflichen Tänzer und ausgezeichneten Musiker überall willkommen sein ließen. Auch weiß man wohl wie sehr die „vorurtheilsfreien Republikaner" Titel und Rang bei ihren Gästen lieben; und der „walachische Prinz", von altem, tartarisch-fürstlichem Geschlecht, war überall besonders gern gesehen. — Mein Vater faßte eine merkwürdige Vorliebe für seinen jungen Gast und ich habe ihn selten fröhlicher gesehen, als wenn der allabendliche Theetisch einige Freunde, unter ihnen besonders zwei Genfer Familien und einige ungarische Emigranten, mit ihren jungen Frauen, — den Grafen Keyserling, der sich damals schon lebhaft mit meiner Schwester Margarethe beschäftigte und Yanko als „Musikant" vereinte. — Für mich sind dies jedenfalls die letzten sonnigen Erinnerungen an das Vaterhaus.

Im Anfang Mai, einem in Genf bereits sehr heißen Monat, wurde ich krank. Nervenschwäche und eine beängstigende Energielosigkeit blieb von dem Fieber, das mich befallen, als unangenehmer Rest zurück und die Aerzte verordneten das Hochgebirge — jedenfalls einen kühleren Aufenthalt. Eine uns befreundete Familie, eine junge englische Dame mit ihren Kindern, kam von

Nizza, ebenfalls um das frischere Klima der Schweiz aufzusuchen, um mit der damaligen amerikanischen Consuls-Familie sich in der Nähe von Bern am Fuß des Nieſen, niederzulaſſen. Dieſer kleinen Colonie wurde ich mitgegeben, um neuen Muth und neue Kräfte zu erlangen. —

Kurz vor meiner Abreiſe von Bern erhielt ich noch einen Brief von Holthoff, worin er mir unter vielem Andern mittheilte: „L. ſei ſehr halsleidend und werde wahrſcheinlich eine Molkenkur auf dem Rigi brauchen müſſen.“ — Auf mich machte dies wenig Eindruck; ich war nervös ſehr herunter und intereſſirte mich für Nichts lebhaft. —

Der Aufenthalt im Berner Land that mir wohl, ich erholte mich ſichtlich und fing wieder an mit Vergnügen an den Ausflügen und Unterhaltungen meiner engliſchen Freunde theilzunehmen. Nachdem wir ſchon mehrere kleine Abſtecher in's Oberland und die näheren Seen gemacht hatten, ſchlug meine Freundin Mrſt. G. d'A. eines Abends vor, den Rigi zu beſteigen. Mit Jubel wurde dieſe Idee von Allen aufgenommen, und wenige Tage darauf hatten wir unſere Kofferchen gepackt und fuhren nach Luzern.

Als wir hinaufritten auf jener tauſendmal beſchriebenen, beſungenen Straße, die jetzt nur noch von Wenigen

benützt wird, da das alles bezwingende Dampfroß auch dies Stückchen Poesie verschlungen hat, zogen sich nach einem sehr heißen Mittag dunkle Wetterwolken über unsere Köpfe zusammen. Ich ritt ein wenig abseits, denn ich fühlte die Schwüle des Tages und wie ein beängstigender Druck lag mir's auf Herz und Stirn. Meine Freundin blickte mich besorgt an, sie fürchtete die Ueberanstrengung, da wir, des heraufziehenden Gewitters wegen scharf zureiten mußten, und meine Gesundheit noch durchaus keine glänzende war. — Plötzlich brach mit Macht der Regen aus den Wolken und wir hatten tüchtig auszugreifen, um unter einen Schuppen zu gelangen, der, wenige Schritte von Rigi-Kaltbad entfernt, zum Schutz für Pferde und Reiter bei ähnlichen Unfällen errichtet war. — Es war ein ungemüthlicher, halbdunkler Aufenthalt, der jetzt neben dem neuen prachtvollen Hotel, das an der Stelle des damaligen erbaut ist, gar keinen Platz mehr finden könnte. — Wir waren natürlich Alle in etwas verdrießlicher Stimmung, durchnäßt und der gehoffte Sonnenuntergang gründlich verregnet. Ich vollends fühlte mich nicht wohl und hing, vornübergebückt, vollständig interesselos auf meinem Pferde.

Plötzlich, wie eine Eingebung ging mir's durch den Kopf, und ehe ich noch darüber nachdachte frug ich

unſern Führer: „Iſt auf dem Rigi eine Molken-Anſtalt?“ —

„Ja wohl!“ lautete die Antwort, „ſogar zwei! eine in Klöſterli und eine hier in Kaltbad.“ —

Vor mir ſtand ein kleiner Junge, ein Kind von vielleicht 8 Jahren; er hatte meinem Pferd ein bischen Heu vorgehalten und mich unverwandt angeſtarrt. Zu dem beugte ich mich hinunter und frug: „Sag' mal mein Kind, weißt Du nicht, ob hier in der Molkenanſtalt ein Dr. Laſſalle lebt?“

Der Bub' ſah mich noch ebenſo dumm an und antwortete: „O Ja!“

Ich lachte; ich war ſo ſicher, daß mich dieſer ſtierende Stockſchweizer gar nicht verſtanden hatte, daß ich, nur des dummen Witzes wegen, fortfuhr: „So! nun dann hol' ihn mir einmal her!“ —

Der Junge verſchwand, und ich wandte mich neugierig auf das Ende dieſer Sache zu meiner Geſellſchaft, von der Niemand ein Wort deutſch verſtand und erklärte ihnen den „dummen Spaß;“ — ſie alle wurden begierig zu wiſſen, was der Bub' wohl anſchleppen würde, — vielleicht ein Glas Waſſer, — vielleicht —

„Bei allen Göttern Griechenland's! Sie iſt's!“ tönte in dieſem Moment eine Stimme, und ſo unverhofft, daß es mir das Athmen raubte, ſtand Laſſalle

vor mir. „Sind Sie's — sind Sie's wirklich!“ war Alles was ich vorbringen konnte; — ich stellte ihn als einen meiner Berliner Freunde den Uebrigen vor und mit wenigen liebenswürdigen Worten, die in französischer Sprache gewechselt wurden, hatte er sich sofort die lebhafte Sympathie Aller erworben. Er nöthigte die Gesellschaft zum Absteigen, um den Abend in Kaltbad zu verbringen, aber sie Alle wollten auf den Kulm und dort die erste Sonne erwarten. Als dies fest beschlossen war, entschied sich Lassalle sofort uns zu begleiten; er müßte nur schnell seine herumliegenden Briefschaften und Papiere einschließen, sein Felleisen sei immer gepackt, aber die Schriften forderten Vorsicht.

„Wissen Sie, ahnen Sie denn mit was ich beschäftigt war, als dieser Bursch mich rief, weil eine prachtvolle Dame mich zu sehen wünsche?“

Natürlich wußte ich es nicht, war aber nicht wenig überrascht, als er mir sagte; „Ich saß und schrieb an den alten Boekh und an Holthoff um Einführungsbriefe zu Deinem Vater. Denn nun ist's genug des Spieles, die Sache muß zum endlichen und guten Schluß kommen.“

Damit schritt er mit energischer Bewegung des Hauptes wieder dem Hause zu, um wenige Minuten später, mit gepacktem Ränzchen, sich unserer Partie anzu-

schließen. — In der kurzen Zeit, die er von uns entfernt geblieben war, hatten mir meine Begleiter in aller Eile ihre Bemerkungen über den „ersten Eindruck“ mitgetheilt. Sie waren Alle „very pleased“ mit seinen leganten, feinen Manieren, „Dieu qu'il est bien!“ rief meine Freundin aus, dann sah sie mich lange an und fragte plötzlich: „Seid Ihr denn nicht verwandt? Ihr seht Euch merkwürdig ähnlich!“ —

Indem trat Lassalle wieder zu uns, und da er die letzten Worte noch gehört hatte, so sagte er zu mir: „Weißt Du, daß dies schon mehrfach gefunden wurde? Der Maler dem ich Deine Photographie brachte, um ein Bild danach zu malen, fand beim Arbeiten, daß unsere Gesichter die völlig gleiche Anatomie aufweisen.“

Ich antwortete: „Desto besser! dann weiß ich gewiß, daß wir uns immer gefallen werden, denn jeder Mensch findet sich selbst doch mehr oder weniger, wenn nicht am schönsten, so doch sympathischer als alle Andern. — Aber jetzt vorwärts, der Regen hat aufgehört, vielleicht bekommen wir noch einen schönen Sonnenuntergang; auf zum Kulm!“ —

Ich wurde später noch einmal in recht eclatanter Weise an dieses „Uns ähnlich sehen“ erinnert. Das war 1874, als ich in Breslau gastirte. Ich spielte in einem tollen, kleinen Lustspiel von Moser, wo eine

Verkleidungsscene mich nöthigt in Männerkleidern und mit einer krausen blonden Knabenperücke zu erscheinen, Als ich auftrat hörte ich ein Gemurmel im Haus, und es wurde mir nach dem Theater mitgetheilt, daß mehrere Freunde und einige Verwandte von Lassalle der Vorstellung beigewohnt hätten, und daß diese gradezu entsetzt über die Aehnlichkeit gewesen seien, die sie zwischen mir und dem 14 bis 15jährigem Ferdinand, wie er in ihrer Erinnerung lebte, gefunden hätten. Ob diese Gleichheit der Züge wirklich bestand? ich weiß es nicht, habe es selbst auch niemals finden können; Lassalle aber glaubte und freute sich daran. —

Auf unserer Tour zum Kulm hinauf fing nun Lassalle sofort an mich zu belagern; erstens: daß ich ihm definitive Antwort geben solle; und zweitens: daß, wie immer ich auch entschiede, ich eine Tour mit ihm machen solle über die Gemmin bis nach Chamon!! — Ich ging weder auf das Eine noch auf das Andere ein; bis er endlich ganz gereizt frug: „Und warum wollen Sie mich nicht gleich heirathen? Warum nicht sofort morgen von Luzern, statt nach Bern zu reisen nach Frankreich gehen.“ Dort kann ich's durchsetzen, daß wir ohne alle Formalität getraut werden; und sind wir einmal fort, müssen die Eltern schon einwilligen. Einem fait acompli gegenüber ist schwer streiten!“ Ich sagte ihm darauf,

daß ich in eine solche romanhafte Entführung niemals willigen würde, so lange noch ein Funke von Hoffnung da sei, das Gewünschte auf alltäglichem Wege zu erreichen. All seine bezaubernde Redekunst versuchte er, mich für seine Pläne umzustimmen und gab nur endlich nach, als ich sagte: „Das geht auch um Ihretwillen nicht; denken Sie an den maßlosen Scandal, wenn Sie der Führer einer neuen demokratischen, oder wie Sie es nennen, socialistischen Partei, ein Fräulein aus adliger Familie entführen!“

Er meinte nun zwar lachend, Scandal sei ihm gleichgültig, aber er gab das Quälen darum doch auf. Unter solchen Gesprächen kamen wir zum Kulm; und als wir uns nach kurzer Rast zum Souper setzten, bewunderte ich auf's Neue Lassalles großartige Gabe, eine Gesellschaft auf's Angenehmste zu unterhalten, und dabei seine eigenen Zwecke consequent zu verfolgen. Indem er mit einem meiner Begleiter, einem italienischen Maler, über Kunst und Naturschönheiten schwärmte, sprach er mit dem amerikanischen Consul über die Vorzüge einer Republik, und machte daneben den jungen Damen der Gesellschaft in liebenswürdigster Weise den Hof; — Alles indem er dabei mit mir in deutscher Sprache, unsere Angelegenheit zu fördern suchte. Plötzlich frug er mich: „Was haben die Eltern eigentlich gegen

mich?" — Ich mußte ihm der Wahrheit gemäß antworten: Ich weiß es nicht; ich habe nie mit meinen Eltern über Sie gesprochen!"

„Ja, aber damals, als Holthoff bei der Großmutter anfrug, was hat Ihr Vater als Gründe gegen mich vorgebracht?"

Ich erzählte ihm, auf welche Weise ich damals das Gespräch mit der Großmutter abgebrochen hatte, und daß ich seitdem nie seinen Namen in meiner Familie ausgesprochen habe.

„Solch ein Kind!" brach er aus. „Das ist kaum glaublich! unerhört! Wüßten wir jetzt, was die Hauptgründe gegen mich sind, so könnten wir dagegen ankämpfen, — aber gegen Unbekanntes kann man nicht streiten."

Ich wagte schüchtern die Meinung zu äußern, es sei wohl hauptsächlich sein politischer Standpunkt und dann „die Gräfin." — Ersteres wollte er nicht gelten lassen; er meinte, es sei unmöglich, daß man der Politik wegen sein Kind unglücklich mache, auch habe er gar nicht die Absicht immer seine jetzige Stellung in der Politik einzunehmen; „und mit der endgiltigen Position, die ich seiner Tochter geben will, kann auch der ehrgeizigste Vater zufrieden sein." —

Ich verstand in dem Augenblick nicht, was er damit

Geselligkeit in Nizza und in Genf, wo meine Familie jetzt lebte. Mein Vater war Chargé d'affaires in Bern; weil aber dort das Klima für die Mutter zu rauh, so war man nach Genf gezogen.

Wiederum gestattet mir der Raum und Zweck dieser Aufzeichnungen nicht länger bei meinen damaligen Genfer Erlebnissen zu verweilen, wenn diese auch in mehr als einer Weise interessant waren; ich muß mich streng an mein Thema halten, und erzähle das Andere vielleicht ein andermal.

Der Winter verging also in allerlei Lustbarkeiten, — kleinen Fahrten und Reisen in der Schweiz und dem südlichen Frankreich, und von meiner Seite in regster Correspondenz mit den auswärtigen, namentlich den Berliner Freunden. Holthoff gar war mein eifrigster „Briefwechsler;" aber auch er hielt sich von jeder ausführlichen Besprechung über Lassalle's Thun und Treiben zurück. — So hörte ich nichts weiter von diesem, als was die Zeitungen über ihn brachten, und da demokratisch oder gar socialistisch gesinnte Blätter nicht in unser Haus kamen, so war der Ton in dem sie den, damals in seiner regsten Wirksamkeit stehenden Agitator besprachen und die über ihn gefällten Urtheile, nicht gerade die freundlichsten. —

Im März kam Yanko zu einem mehrwöchentlichen

Besuch in unser Haus, und mit ihm ein noch lustigeres geselliges Treiben, da die gesellschaftlichen Talente des jungen „Mohrenprinzen", wie es nun hieß, ihn als vortrefflichen Tänzer und ausgezeichneten Musiker überall willkommen sein ließen. Auch weiß man wohl wie sehr die „vorurtheilsfreien Republikaner" Titel und Rang bei ihren Gästen lieben; und der „walachische Prinz", von altem, tartarisch-fürstlichem Geschlecht, war überall besonders gern gesehen. — Mein Vater faßte eine merkwürdige Vorliebe für seinen jungen Gast und ich habe ihn selten fröhlicher gesehen, als wenn der allabendliche Theetisch einige Freunde, unter ihnen besonders zwei Genfer Familien und einige ungarische Emigranten, mit ihren jungen Frauen, — den Grafen Keyserling der sich damals schon lebhaft mit meiner Schwester Margarethe beschäftigte und Yanko als „Musikant" vereinte. — Für mich sind dies jedenfalls die letzten sonnigen Erinnerungen an das Vaterhaus.

Im Anfang Mai, einem in Genf bereits sehr heißen Monat, wurde ich krank. Nervenschwäche und eine beängstigende Energielosigkeit blieb von dem Fieber, das mich befallen, als unangenehmer Rest zurück und die Aerzte verordneten das Hochgebirge — jedenfalls einen kühleren Aufenthalt. Eine uns befreundete Familie, eine junge englische Dame mit ihren Kindern, kam von

Nizza, ebenfalls um das frischere Klima der Schweiz aufzusuchen, um mit der damaligen amerikanischen Consuls-Familie sich in der Nähe von Bern am Fuß des Nieſen, niederzulassen. Dieſer kleinen Colonie wurde ich mitgegeben, um neuen Muth und neue Kräfte zu erlangen. —

Kurz vor meiner Abreiſe von Bern erhielt ich noch einen Brief von Holthoff, worin er mir unter vielem Andern mittheilte: „L. sei sehr halsleidend und werde wahrscheinlich eine Molkenkur auf dem Rigi brauchen müſſen." — Auf mich machte dies wenig Eindruck; ich war nervös sehr herunter und intereſſirte mich für Nichts lebhaft. —

Der Aufenthalt im Berner Land that mir wohl, ich erholte mich sichtlich und fing wieder an mit Vergnügen an den Ausflügen und Unterhaltungen meiner engliſchen Freunde theilzunehmen. Nachdem wir schon mehrere kleine Abſtecher in's Oberland und die näheren Seen gemacht hatten, ſchlug meine Freundin Mrſt. G. d'A. eines Abends vor, den Rigi zu beſteigen. Mit Jubel wurde dieſe Idee von Allen aufgenommen, und wenige Tage darauf hatten wir unſere Kofferchen gepackt und fuhren nach Luzern.

Als wir hinaufritten auf jener tauſendmal beſchriebenen, beſungenen Straße, die jetzt nur noch von Wenigen

benützt wird, da das alles bezwingende Dampfroß auch dies Stückchen Poesie verschlungen hat, zogen sich nach einem sehr heißen Mittag dunkle Wetterwolken über unsere Köpfe zusammen. Ich ritt ein wenig abseits, denn ich fühlte die Schwüle des Tages und wie ein beängstigender Druck lag mir's auf Herz und Stirn. Meine Freundin blickte mich besorgt an, sie fürchtete die Ueberanstrengung, da wir, des heraufziehenden Gewitters wegen scharf zureiten mußten, und meine Gesundheit noch durchaus keine glänzende war. — Plötzlich brach mit Macht der Regen aus den Wolken und wir hatten tüchtig auszugreifen, um unter einen Schuppen zu gelangen, der, wenige Schritte von Rigi-Kaltbad entfernt, zum Schutz für Pferde und Reiter bei ähnlichen Unfällen errichtet war. — Es war ein ungemüthlicher, halbdunkler Aufenthalt, der jetzt neben dem neuen prachtvollen Hotel, das an der Stelle des damaligen erbaut ist, gar keinen Platz mehr finden könnte. — Wir waren natürlich Alle in etwas verdrießlicher Stimmung, durchnäßt und der gehoffte Sonnenuntergang gründlich verregnet. Ich vollends fühlte mich nicht wohl und hing, vornübergebückt, vollständig interesselos auf meinem Pferde.

Plötzlich, wie eine Eingebung ging mir's durch den Kopf, und ehe ich noch darüber nachdachte frug ich

unſern Führer: „Iſt auf dem Rigi eine Molken-Anſtalt?“ —

„Ja wohl!“ lautete die Antwort, „ſogar zwei! eine in Klöſterli und eine hier in Kaltbad.“ —

Vor mir ſtand ein kleiner Junge, ein Kind von vielleicht 8 Jahren; er hatte meinem Pferd ein bischen Heu vorgehalten und mich unverwandt angeſtarrt. Zu dem beugte ich mich hinunter und frug: „Sag' mal mein Kind, weißt Du nicht, ob hier in der Molkenanſtalt ein Dr. Laſſalle lebt?“

Der Bub' ſah mich noch ebenſo dumm an und antwortete: „O Ja!“

Ich lachte; ich war ſo ſicher, daß mich dieſer ſtierende Stockſchweizer gar nicht verſtanden hatte, daß ich, nur des dummen Witzes wegen, fortfuhr: „So! nun dann hol' ihn mir einmal her!“ —

Der Junge verſchwand, und ich wandte mich neugierig auf das Ende dieſer Sache zu meiner Geſellſchaft, von der Niemand ein Wort deutſch verſtand und erklärte ihnen den „dummen Spaß;“ — ſie alle wurden begierig zu wiſſen, was der Bub' wohl anſchleppen würde, — vielleicht ein Glas Waſſer, — vielleicht —

„Bei allen Göttern Griechenland's! Sie iſt's!“ tönte in dieſem Moment eine Stimme, und ſo unverhofft, daß es mir das Athmen raubte, ſtand Laſſalle

vor mir. „Sind Sie's — sind Sie's wirklich!“ war Alles was ich vorbringen konnte; — ich stellte ihn als einen meiner Berliner Freunde den Uebrigen vor und mit wenigen liebenswürdigen Worten, die in französischer Sprache gewechselt wurden, hatte er sich sofort die lebhafte Sympathie Aller erworben. Er nöthigte die Gesellschaft zum Absteigen, um den Abend in Kaltbad zu verbringen, aber sie Alle wollten auf den Kulm und dort die erste Sonne erwarten. Als dies fest beschlossen war, entschied sich Lassalle sofort uns zu begleiten; er müßte nur schnell seine herumliegenden Briefschaften und Papiere einschließen, sein Felleisen sei immer gepackt, aber die Schriften forderten Vorsicht.

„Wissen Sie, ahnen Sie denn mit was ich beschäftigt war, als dieser Bursch mich rief, weil eine prachtvolle Dame mich zu sehen wünsche?“

Natürlich wußte ich es nicht, war aber nicht wenig überrascht, als er mir sagte; „Ich saß und schrieb an den alten Boekh und an Holthoff um Einführungsbriefe zu Deinem Vater. Denn nun ist's genug des Spieles, die Sache muß zum endlichen und guten Schluß kommen.“

Damit schritt er mit energischer Bewegung des Hauptes wieder dem Hause zu, um wenige Minuten später, mit gepacktem Ränzchen, sich unserer Partie anzu-

schließen. — In der kurzen Zeit, die er von uns entfernt geblieben war, hatten mir meine Begleiter in aller Eile ihre Bemerkungen über den „ersten Eindruck“ mitgetheilt. Sie waren Alle „very pleased“ mit seinen leganten, feinen Manieren, „Dieu qu'il est bien!“ rief meine Freundin aus, dann sah sie mich lange an und fragte plötzlich: „Seid Ihr denn nicht verwandt? Ihr seht Euch merkwürdig ähnlich!“ —

Indem trat Lassalle wieder zu uns, und da er die letzten Worte noch gehört hatte, so sagte er zu mir: „Weißt Du, daß dies schon mehrfach gefunden wurde? Der Maler dem ich Deine Photographie brachte, um ein Bild danach zu malen, fand beim Arbeiten, daß unsere Gesichter die völlig gleiche Anatomie aufweisen.“

Ich antwortete: „Desto besser! dann weiß ich gewiß, daß wir uns immer gefallen werden, denn jeder Mensch findet sich selbst doch mehr oder weniger, wenn nicht am schönsten, so doch sympathischer als alle Andern. — Aber jetzt vorwärts, der Regen hat aufgehört, vielleicht bekommen wir noch einen schönen Sonnenuntergang; auf zum Kulm!“ —

Ich wurde später noch einmal in recht eclatanter Weise an dieses „Uns ähnlich sehen“ erinnert. Das war 1874, als ich in Breslau gastirte. Ich spielte in einem tollen, kleinen Lustspiel von Moser, wo eine

Verkleidungsscene mich nöthigt in Männerkleidern und mit einer krausen blonden Knabenperücke zu erscheinen, Als ich auftrat hörte ich ein Gemurmel im Haus, und es wurde mir nach dem Theater mitgetheilt, daß mehrere Freunde und einige Verwandte von Lassalle der Vorstellung beigewohnt hätten, und daß diese gradezu entsetzt über die Aehnlichkeit gewesen seien, die sie zwischen mir und dem 14 bis 15jährigem Ferdinand, wie er in ihrer Erinnerung lebte, gefunden hätten. Ob diese Gleichheit der Züge wirklich bestand? ich weiß es nicht, habe es selbst auch niemals finden können; Lassalle aber glaubte und freute sich daran. —

Auf unserer Tour zum Kulm hinauf fing nun Lassalle sofort an mich zu belagern; erstens: daß ich ihm definitive Antwort geben solle; und zweitens: daß, wie immer ich auch entschiede, ich eine Tour mit ihm machen solle über die Gemmin bis nach Chamon!! — Ich ging weder auf das Eine noch auf das Andere ein; bis er endlich ganz gereizt frug: „Und warum wollen Sie mich nicht gleich heirathen? Warum nicht sofort morgen von Luzern, statt nach Bern zu reisen nach Frankreich gehen.“ Dort kann ich's durchsetzen, daß wir ohne alle Formalität getraut werden; und sind wir einmal fort, müssen die Eltern schon einwilligen. Einem fait acompli gegenüber ist schwer streiten!“ Ich sagte ihm darauf,

gelebt, und verlange von meiner Frau nicht mehr, als ich selbst bringe. Nur von jetzt an muß ich bitten, daß dies dann anders wird."—

Ich wollte ihm mit vollster Loyalität mein bisheriges Leben und meine „Verbrechen an der heiligen deutschen Moral" erzählen, allein er unterbrach mich und sagte mit energischer Handbewegung: „Nein, nein, um Gotteswillen nicht! Nur keine pompejanischen Ausgrabungen! Das wollen wir denjenigen überlassen, die sich mehr für die Vergangenheit als für Gegenwart und Zukunft interessiren. Unser bisheriges Leben liegt abgeschlossen hinter uns. Laß uns Beide damit fertig sein; in Zukunft wollen wir nur uns gehören, für einander leben und fest zu einander halten. Das genügt!" —

Mrs. d'A. kam herein, zur Abreise zu mahnen, und wollte trotz alles Drängens von Lassalle, länger zu bleiben, keinen Aufschub dulden. Er legte ihr meine Gesundheit an's Herz, behauptete ein Recht zu haben, Schonung für mich zu verlangen, daß ich bei dem nassen, nebligen Wetter nicht 4 Stunden zu Pferd sein dürfe, und was solcher Argumente mehr waren. Aber ich selbst trieb zum Aufbruch; ich sehnte mich allein und meinen Gedanken überlassen zu sein, um endlich zur Ruhe, zur Klarheit zu kommen. —

So setzten wir uns denn bei eisigem Regen zu Pferd, und da Lassalle bis Kaltbad wieder mit uns ging, so hatten wir noch eine Stunde des Beisammenseins, die jedoch in allgemeinen Gesprächen und von seiner Seite in mütterlichster Fürsorge, mich so gut es ging vor der Kälte zu schützen, verflog. Als wir uns am Kaltbad trennten, faßte er meine beiden Hände und sagte, sie mit Leidenschaft küssend: „Jetzt adieu! für ganz kurze Zeit, mein angebetetes Glück! Sei klug und stark! Du bist gut wie ein Kind, aber auch willenlos wie ein Kind! O könnte ich nur einen Tropfen meines Riesen-Willens, meiner Titanen-Energie in diese blauen Adern übergießen! Faß meine Hände — so — vielleicht gelingt es durch Magnetismus! Ich will, Du sollst wollen!! Und wie gesagt, Deine Aufgabe soll leicht sein, sage mir nur ein vernünftiges, selbständiges Ja, et je me charge du reste!“—

Damit schieden wir. — Ich beurlaubte mich bei meiner Gesellschaft, indem ich bat, mich allein reiten zu lassen, ich hätte viel zu denken und sei matt und sprechmüde; man ließ mich allein und ich überlegte. — Alles rollte ich vor mir auf. Wenn ich heute daran zurückdenke — denn alle diese Scenen sind noch ganz so lebendig in mir, als sei das Ganze gestern

geſchehen — ſo weiß ich noch deutlich, was allein mich ſchreckte, es war die Verzweiflung Yanko von Racowitza's. An der Eltern ernſtlichen Widerſpruch glaubte ich nicht; hatten ſie ſich doch bis jetzt noch nie meinen Wünſchen widerſetzt, warum ſollten ſie es alſo jetzt thun, wo es ſich um mein ganzes Lebensglück handelte? Ich dachte an kleine Scenen, an Thränen und ein wenig Vorwürfe, — aber an ein endliches Nachgeben. Aber Yanko!?! Das war mir ſehr ſchmerzlich! Ich wußte, daß mein Entſchluß ein Todesſtoß für ihn ſein würde; denn jetzt war ſeine Liebe ſchon mehr gereift, und ich kannte die ganze Tiefe dieſes Gefühls, und hatte den edlen, guten Menſchen doch zu lieb, hatte auch zu viel gethan, ihn an mich zu feſſeln, um ihn nun ſo leichten Herzens wieder abzuſchütteln. So wurde mir denn dieſer Kampf furchtbar ſchmerzlich. Ich habe trotz all meines oft verdammten Leichtſinns nie eine Spur von Coquetterie in mir gehabt; ich habe mich nie damit amüſiren können, ein Männerherz, ſelbſt nur oberflächlich, an mich zu feſſeln, um mich dann ſeiner Qualen mit kalter Gleichgültigkeit zu freuen: j'ai toujours payé de ma personne, là où je croyais voir un vrai sentiment — und jetzt trat die bittere Nothwendigkeit doch an mich heran! Ich hatte mit meiner heißen, liebebedürftigen Natur mich dieſem Jüngling

mehr und inniger angeschlossen, als recht und verantwortlich war, — hatte ohne nachzudenken mit größtem Leichtsinn eine glühende Leidenschaft in ihm entfacht, — und jetzt mußte ich entweder sein oder unser Lebensglück zerstören, — denn so zusammengehörig betrachtete ich mich nun schon mit Lassalle! Aber auch darüber kam ich hinweg, und ehe ich noch am Fuß des Rigi angelangt war — stand mein Entschluß fest: Ferdinand for ever."

Als ich unten in Waeggis ankam und vom Sattel auf's Schiff steigen wollte, kamen zwei kleine Buben auf mich zu, der eine mit einem Briefchen, der andere mit einer Depesche in der Hand. Beides von Lassalle. Den Brief hatte der Junge von einem kürzeren Fußweg, über Stock und Stein springend, von Kaltbad heruntergebracht; er enthielt nur einige Zeilen, die mir meines Ferdinands „ganzes Herz und alle je empfundene und zu empfindende Liebe" brachten, und mich um Gottes und seiner Liebe willen baten, mich nur ja zu schonen und sofort meine Antwort zu senden. —

Auf dem Schiff sagte ich Mrs. d'A. ich habe mich zum „Ja"-Worte entschlossen, und fand nun die glühendsten Freudenbezeugungen. Lassalle hatte alle Herzen im Sturm erobert und man hatte fest auf meine zusagende Antwort für diesen „herrlichen" Mann gehofft. —

So kamen wir in bester Stimmung nach Bern, wo ich schon wieder eine Depesche Ferdinands, gezeichnet „Siegfried“ vorfand, und endlich in unser Heim, wo ebenfalls auf meinem Schreibtisch zwei Telegramme von „Siegfried“ lagen.

Ich zog mich sofort in mein Zimmer zurück, und nachdem sich meine schrecklich aufgeregten Nerven etwas beruhigt hatten, war mein Erstes, nicht an Lassalle, sondern an Yanko zu schreiben. Das war ein schwerer Brief — aber ich entschloß mich rasch und sprang mit beiden Füßen zugleich in die Situation hinein.

Ich begann damit, ihm zu erzählen, daß ich Lassalle wiedergesehen hätte und — — alles Sonstige könne er sich wohl denken — er, mein einziger Vertrauter in dieser Angelegenheit. Mit den Worten der Geibel'schen Brunhilde schloß ich diesen Theil des Briefes:

„Wenn über ihn der Blitz herniederzündet,
Schiltst Du den Scheiterhaufen, daß er brennt?
So aber kam's auf mich mit Allgewalt,
Als Siegfried nahte. All mein Wesen
Schlug in Flammen jauchzend auf!
Und hätte Hela selbst, der Nacht entsteigend,
All ihre Schrecken zwischen uns gethürmt,
Ich hätt ihn doch geliebt!“ —

Je mehr ich schrieb, desto mehr fühlte ich, daß ich in diesem jungen Herzen eben doch den einzigen Freund

haben, daß er sein einst gegebenes Versprechen halten und mein Glück dem seinen voranstellen würde. In dieser Empfindung ging ich noch weiter: ich schrieb ihm, wie ich den Widerstand der Eltern fürchte, und trotz des furchtbaren Schmerzes, den ich ihm bereite, doch im Nothfall auf seine Hülfe rechnete!

Nachdem ich dieses, aus wunderbarem Egoismus und aufrichtigem Mitleid zusammengesetzte Schriftstück beendet hatte, schrieb ich den Bejahungsbrief an Ferdinand, meinen königlichen Aar, wie ich ihn, seiner eigenthümlichen, adlerartigen Augen wegen, nannte.

Ich will diesen Brief hierher setzen für diejenigen, die keines der damals erschienenen Bücher gelesen haben. Ich besitze natürlich von meinen Briefen aus jener Zeit keine Copieen; weiß aber genau, welche von jenen in den gedachten „Dichtungen" abgedruckten Schreiben authentisch sind. Schlimmer ist, und mir ewig entsetzlich, daß ich die Briefe Lassalle's, ungefähr sechs an der Zahl, die er mir vom Rigi herunter in den nächsten drei Tagen schrieb, nicht besitze; ich werde seiner Zeit erzählen, wo sie geblieben sind; — doch weiß ich von einigen fast noch den Wortlaut auswendig, so oft hatte ich sie gelesen. —

Ich schrieb also in jener Nacht:

„Soll ich anfangen, Ihnen zu danken für Ihre lieben Zeilen, die ich im Moment erhielt, als ich die

Schiffsbrücke überschritt, oder Ihnen zu sagen, wie lang und schwer mir der Weg von Kaltbad nach Waeggis geworden ist? Nein, Sie wissen Beides. Wissen, daß ich mich sehr über Ihr kurzes Erinnern freute, daß mir das Herz höher klopfte, als ich Ihre zarte Sorge für mich und meine Gesundheit las. Daß ich Ihrem Wunsche nicht nachkommen konnte, lag nun natürlich daran, daß ich, wie Sie mein Freund, sagen, willenlos wie ein Kind bin." (Diese Stelle bezieht sich auf Lassalle's Zeilen und Depesche nach Waeggis, in denen er mich beschworen hatte, nicht über den See bei dem starken Regen zu fahren, sondern in Waeggis auf ihn zu warten, er wolle mich dann sicher nach Hause bringen.) —

„Aber diesmal, Freund Satan, wird Ihnen das Kind beweisen, daß es seine teuflische Verwandtschaft fühlt, daß man es nicht umsonst enfant du diable nennt, und daß Ihre dämonische Natur endlich dahin gewirkt hat, daß die Natur aus ihrem Schlafe erwacht ist, und wirklich ein Tropfen Ihres satanischen Blutes in ihre Adern gerollt ist, Kraft und Lust zum Leben gebend. Als ich Sie verließ und zum letzten Male Ihre Lippen meine Hand berührten, da sagte ich mir, daß, ehe ich Waeggis verlasse, mein Entschluß für's Leben gefaßt sein soll. Eh bien! c'est fait. Und

nun wiſſen Sie auch mit Ihrem ſchönen, herrlichen Geiſt und Ihrer ſo großartigen, aber mir lieben Eitelkeit, wie mein Entſchluß lautet: Ich will und werde Ihr Weib ſein!

„Sie ſagten mir geſtern Abend und heute früh: „„Sagen Sie nur ein vernünftiges, ſelbſtändiges Ja — et je me charge du reste!““ — Gut denn! mein Ja iſt da, — chargez vous du reste! nur mache ich ein paar ganz kleine Bedingungen, et les voilà. Ich will, — denken Sie, das Kind ſagt, ich will! — ich will alſo, daß wir Alles verſuchen, was in unſeren Kräften ſteht, und in Ihren Kräften, mein ſchöner ſataniſcher Freund ſteht ja ſo ungeheuer viel, — um auf eine anſtändige, vernünftige Weiſe zu unſerm Ziel zu gelangen; d. h. alſo: Sie kommen zu uns, wir verſuchen die Eltern ebenſo für Sie einzunehmen als — — und ſo ihre Einwilligung zu bekommen! — Wo nicht, ſind und bleiben ſie unerbittlich, auch wenn wir Alles gethan haben, was wir thun konnten, eh bien! alors tant pis! ſo bleibt noch immer Egypten. Dies meine eine Bedingung. Und hier die zweite: Ich will und wünſche, daß dann die ganze Sache ſo raſch als möglich geht. Denn ich kann wohl den Nebel und Regen von heute früh aushalten, ohne ſehr krank zu werden — aber noch viele ſo

aufregende Tage und ungewiſſe quälende Stimmungen, wie ich ſchon um dieſer unſrer Sache willen durchgemacht habe — das, mein Freund, halten meine Nerven nicht aus. Aber ich habe zu dieſer Eile noch einen Grund, — ich will nicht, daß die ganze Welt uns beſpricht und ihre Meinung ſagt über eine Angelegenheit, die ſie nichts angeht und mich einer Menge Scenen ausſetzt, die ebenſo gut vermieden werden können. Einmal die Sache zu unſerer Zufriedenheit beendet, mögen ſie dann Mäuler und Augen aufreißen, ſo groß ſie wollen, dann habe ich Sie, Ferdinand, als Schutz und Stütze — et je ne me moque pas mal du reste du monde. — Ich weiß, daß die Hinderniſſe, die wir zu überſteigen haben, ſehr, ja rieſengroß ſind, aber dafür haben wir auch ein großes Ziel und Sie einen rieſengroßen Geiſt, der mit Gottes Hülfe die Felſen zu Sand und Staub zermalmen wird — ſo daß ſelbſt mein ſchwacher Athem ihn wegzublaſen vermag. Mir bleibt von Allem das Schwerſte — ich muß mit kalter Hand ein treues Herz, das mir mit wahrer Liebe ergeben iſt, tödten, ich muß mit kraſſem Egoismus einen ſchönen Jugendtraum vernichten, der, verwirklicht, das Glück, das Lebensglück eines edlen Menſchen machen ſollte. Das wird mir furchtbar ſchwer, aber

ich will jetzt, und so will ich denn um Ihretwillen auch schlecht sein."

Kommen noch einige unbedeutende Nachrichten — nichts weiter zum Gang der Handlung Gehörige. Dieser Brief ging am nächsten Morgen ab, worauf Lassalle am andern Tag nach Bern und der Villa d'A. kam, nachdem ich an jedem der beiden dazwischen liegenden Tage mehrere Briefe und unzählige Depeschen erhalten hatte. Die Depeschen brachten Nichts als Liebesgrüße, Versicherungen und Tändeleien, zu denen man nicht Lassalle zu sein brauchte, sondern die schließlich jedes, etwas poetisch angelegte und leidenschaftliche Liebespaar in dem Honigmond seiner Liebe kennen gelernt hat.

Die fünf oder sechs Briefe waren schon bedeutenderen Inhalts, sie waren namentlich wahre hohe Lieder der Liebe und Poesie! Wenige Stunden nach unserem Aufbruch vom Rigi hatte sich das Wetter aufgeklärt. Lassalle hatte den prachtvollsten Sonnenuntergang gehabt, und sich gleich darauf hingesetzt, mir dies Schauspiel in den glühendsten Farben zu beschreiben und das Bild gleichsam als Staffage benutzend, in welcher seine Liebe und die Gluth seiner Leidenschaft das Hauptmotiv bildete. Dazwischen die Fragen: „Bist Du ehrgeizig? — Was würde mein Goldkind sagen, wenn ich es einmal im Triumph in Berlin einführen könnte, von 6 Schimmeln

gezogen, die erste Frau Deutschland's, hoch erhaben über Alle?" — oder wieder kurz darauf: „Eigentlich ist's unerhört dumm, sich mit der leidigen Politik und dem Wohl und Weh der anderen Menschen abzuquälen! Das war gut, so lange ich allein war, und nichts Besseres zu thun hatte — aber jetzt! Soll ich nicht das Ganze aufgeben und wir ziehen fort, weit, weit fort, wohin meine Herrin, das Kind, will, und leben nur unserm Glück, unseren Studien und einigen Freunden?" — Lassalle war damals durchaus nicht sicher über seine nächsten Schritte, fast jede Stunde brachte einen andern Plan; und da ich zu Allem ja sagte, so kamen wir zu keinem Entschluß. —

Briefe und Telegramme hatten mich wieder in große nervöse Aufregung versetzt, da sich Lassalle mit letzteren einen förmlichen Spaß machte: er saß auf Kaltbad in dem Telegraphenbureau, schrieb dort seine nothwendig zu erledigenden Sachen, und amüsirte sich damit, wie er mir später erzählte, jede ungeduldige Regung mit einer Depesche zu dämpfen; er meinte: „Das tack, tack, tack, tack der electrischen Maschine wirkte beruhigend auf mich, es war mir, als könne ich Dich dadurch direct berühren; vielleicht — kam diese Vorstellung daher, daß ich fühlte, Du wüßtest in wenigen Minuten schon meine Worte, meine Gedanken." — Für ihn war dies nun möglicherweise

amüsant, für mich, die ich mit jedem neuen Telegramm irgend eine verhängnißvolle Nachricht fürchtete, war es im höchsten Grade nervenerregend. — Am zweiten Tage also kam er an, und mit ihm, trotz des schon öfter erwähnten Gefühls von angstvoller Beklemmung, ein Sturm von Glück! — Wenn ich heute an diese Zeit zurückdenke und mir sagen muß, daß diese wenigen, dort in der herrlichen Natur gemeinsam verlebten Tage — es waren im Ganzen glaube ich acht — die einzigen ganz ungetrübten Glücksmomente meines Lebens waren, so werden mir vielleicht selbst meine Feinde zugestehen, daß die Strafe für mein kurzes Glück dasselbe zum mindesten aufwog! — Aber diese eine Woche wahr wohl werth, so theuer erkauft zu werden! —

Man denke sich Lassalle, — nicht wie er sich als berühmter Mann, als Politiker oder Gelehrter zeigte — sondern diesen gottbegnadeten, hochbegabten Menschen, all seine politischen und sozialen Sorgen von sich werfend, in einer großartig schönen Umgebung, völlig ungenirt, da Niemand in unserer Umgebung ein Wort Deutsch sprach, mit dem Weib seiner Wahl, in liebenswürdigster Liebeständelei zum Kinde werdend. Man bedenke, daß ich, damals, noch nicht 20 Jahre, also ihm, dem 39jährigen, wirklich wie ein Kind vorkommend, vollauf von diesem Privileg Gebrauch machte, mit ihm

ſpielte und herumtollte „wie mit einem großen Hund“ — ſo nannte er es ſelbſt, und er freute ſich königlich, als ich ihm einmal, während ich ein Gedicht las und er mich mehrfach unterbrach, zurief: ‚Couche Dich!‘ — weil ich es wirklich von den großen Hunden, die in meiner Familie immer gehalten wurden, ſo gewohnt war. Er kam immer wieder darauf zurück und meinte: „Es iſt das erſte Mal, daß Jemand das Richtige gefunden hat, mich zur Ruhe zu verweiſen, ohne daß ich dadurch gekränkt oder gereizt wurde. Mit dieſem „couche Dich“ kannſt Du mich von Allem zurückhalten, was Dir jemals unlieb ſein ſollte!“ — Solch kleiner Blödſinnigkeiten gab es tauſend an jedem Tage, und in der Art, wie er ſie aufnahm, ſich darüber freute als über etwas Ungewohntes, nie Erlebtes, ſah ich wohl, daß nie eine Frau mit ihm verkehrt hatte, wie ich es that. Von der Gräfin ſagte er ſelbſt, ſie ſei ſo viel älter als er, daß ſogar in allererſter Zeit er immer nur in ihr die über ihm ſtehende ältere Frau, die ‚Maitresse femme‘ geſehen hatte. In ſeinen vielen andern Verhältniſſen und Liebeleien waren die handelnden Damen entweder verheirathete Frauen geweſen, und dann fiel der feine, ungenirte, durch nichts geſtörte Ton, den wir einſchlagen durften, ohnehin fort, oder es waren Weſen, die geiſtig wie geſellſchaftlich tief unter ihm ſtanden und an die ihn nur ſeine Leidenſchaft feſſelte.

A propos! von der Gräfin amüsirten ihn noch einige meiner, in völliger Unbedachtsamkeit und im Gefühl meiner Souveränetät gethanen Aeußerungen. Es war am zweiten Tage nach seiner Ankunft, er hatte ein kleines Kofferchen mitgebracht, allerhand Bücher, Schriften und andere Kleinigkeiten enthaltend, in denen wir kramen wollten. Auch um ein Bild der Gräfin hatte ich gebeten, und er hatte es zwischen diese Bücher verpackt. Als er es mir, mit einigen anderen mehr oder minder hübschen Photographien von Damen gezeigt, und ich es lange betrachtet hatte, gab ich es zurück und sagte: „Nun weißt Du, Eure Kassetten-Affaire ist lange her, — so lange, daß ich noch gar nicht auf der Welt war, — damit will ich Dich entschuldigen; denn schön ist Deine Gräfin, weiß Gott, nicht.“ — Er lachte, gab mir Recht, meinte aber, vor zwanzig Jahren sei sie es noch gewesen: „sie ist ja sehr alt, denke, sie ist 1805 geboren.“ — „Dann hätte sie sich lieber in Napoleon I. verlieben sollen! Aber wenn sie immer gut zu Dir war — und — Du sagst — sie war es, so will ich ihr verzeihen!“ Uebrigens sprachen wir auch Ernstes und „Vernünftiges“, und obgleich ich ihm versicherte, Letzteres wirke auf mich wie Gift, brachte er doch am Morgen nach seiner Ankunft eine Menge Papiere zum Vorschein: „Denn“, sagte

er, „vor Allem mußt Du genau wissen, zu welchem Leben ich Dich einlade, und ob Dir, was ich Dir bieten kann, auch genügen wird.“ — Dann ging's an's Rechnen und Beweisen, und er zeigte, wie die Einkünfte und Ausgaben sich deckten, und woher ihm die einen und die anderen entsprangen. Ich wollte natürlich davon nicht lange hören und meinte, daß mir das Alles gleichgiltig sei; solchen Einwand ließ er jedoch nicht gelten. „Wir sind Beide nicht Menschen, die sich einschränken, und die mit „den Tag 'nen Thaler“ leben können. Ich kann sterben, vielleicht bald nach unserer Verbindung — was dann? Du mußt also wissen, wo das Sichere und wo das Unsichere liegt.“

Da kam denn manches Peinliche zur Sprache, Familien- und andere Verbindungen, von denen das Lange und Breite der Sache ist, daß Lassalle ungefähr 7000 Thaler jährliche Einkünfte genoß, — jedoch nicht die ganze Summe als auf längere Zeit für gesichert betrachtete. Das Bedeutungsvollste in diesem Gespräch war mir, daß Lassalle sich auf das Glänzendste, weil auf das Natürlichste und Einfachste, von der oft auch in meiner Gegenwart laut gewordenen schweren Beschuldigung erlöste, „von der Gräfin Hatzfeld unterhalten zu werden.“ — Er sagte, nachdem er die anderen Punkte, die hier nicht her gehören, und zu deren Veröffent-

lichung ich mich auch nicht berechtigt fühle, erledigt hatte: „Dies sind also meine einfachen geschäftsmäßigen Einkünfte; ich komme nun zu einem Theil meiner Erklärung, der längerer Erläuterung bedarf; nur will ich zuvor noch bemerken, daß Du mir nie mit dem Vorschlage kommen darfst, ich solle durch Schriftstellerei Geld verdienen. Es pflegt dies gewöhnlich ein Ausweg der Weiber zu sein, sie haben mir fast Alle gesagt: warum schreibst Du nicht mehr und machst damit Geld? — Ich aber hasse die Prostitution der Feder; ich würde mich nie dazu erniedrigen. Ich halte sie für verächtlicher und den Mann mehr entwürdigend, als die Prostitution des Körpers; denn mein Geist ist mir heiliger, als was ihn umgiebt. Also — merk' wohl! — damit ist's nichts! — Keine Schriftstellerei — vor Allem kein Journalismus!" —

Damit hatte er sich, nachdem er bis jetzt unruhig im Zimmer hin und her gewandert war, neben mich gesetzt. Ich verstand von diesen Dingen so wenig, daß ich weder dafür noch dagegen sprechen konnte — so schwieg ich denn und erwartete mit innerer Ungeduld seine weitere Erklärung. Er fuhr auch sogleich fort, aber für's Erste mit einer Frage: „Was hat man Dir von meinem Verhältniß zur Gräfin gesagt? und was glaubst Du davon?"

„Nun ganz einfach, daß Du Dich, als sie noch sehr schön und Du noch sehr jung, in sie verliebt hast und Ihr ein Verhältniß mit einander gehabt habt; jetzt ist sie alt, — Du jung, also seid Ihr Freunde!“ —

Diese Ansicht gefiel ihm sehr. „Gott sei Dank,“ rief er, „daß ich solch ein vernünftiges Geschöpf finde, ohne Ziererei, ohne Vorurtheil, — eine natürliche Natur! Ungefähr ist's so mit der Gräfin und mir; — aber doch ein bischen anders. Komm, laß Dir sagen: ich bin durch ein heiliges Etwas an die Gräfin gefesselt, durch ein Band, welches ich, ohne schwerste Veranlassung und selbst dann kaum, niemals zerbrechen kann: durch Dankbarkeit!“

Ich sah ihn verwundert und fast erschrocken an, — ich fürchtete das zunächst Kommende, er merkte es wohl und fuhr daher schnell und mit stolzem Ausdruck fort: „Ich war noch ein Knabe, als diese Frau in härtester Bedrängniß mich mit ihrem Vertrauen beehrte, — als sie ihr Schicksal voll und ganz in diese Knabenhand legte. Ich habe ihr bewiesen, daß es die Hand eines Mannes war. — Aber dieser Beweis brauchte Zeit, sie konnte es zuerst nicht wissen, wie's enden würde, und hat mir doch vertraut, — dafür muß ich ihr danken mein ganzes Leben!“ Lächelnd fügte er hinzu: „wenn's auch manchmal unbequem ist — begreifst Du das, Füchslein?“ —

Gewiß begriff ich's, und hätte es noch einer Thatsache bedurft, ihn mir theurer und verehrungswürdiger zu machen, — diese Art, seiner Verpflichtungen zur Gräfin zu denken, hätte es bewirkt! Das sagte ich ihm, und indem er mich dankbar dafür küßte, sagte er: „Die Kassetten-Geschichte kennst Du in ihrem Umriß — Du hast meine derzeitige Vertheidigungsrede gelesen. Ich war eben sehr jung, — habe aber doch mein damaliges Thun nie bereut, und würde heut vielleicht wieder ebenso handeln. Aber diese Sache und mein Verhältniß zur Gräfin, mein vollständiges Aufgehen in ihren Interessen, das Führen ihrer furchtbar verwickelten Prozesse rissen mich aus meiner projectirten Carrière und verfeindeten mich theilweise mit meiner Familie. Da wurde es nöthig für mich und für die Frau, oder besser gesagt, für die Partei, in deren Interesse ich handelte, eine Compensation für alle meine materiellen Opfer zu erhalten, um uns Beide frei zu stellen, um die Gräfin nicht allzu sehr meine Schuldnerin werden zu lassen. Da also machten wir den Contract, daß, wenn ich ihren Prozeß gegen den Grafen Hatzfeld, ihren Mann, gewinnen würde, ich als Ersatz für meine Einlagen, meine Arbeit und verlorene Zeit eine lebenslängliche Revenue aus dem ihr geretteten Hatzfeld'schen Vermögen beziehen soll; —

diese Rente fällt nach meinem Tode an die Gräfin zurück. — Das wirst Du verstehen und billigen! — Ich bin, wie ich Dir schon sagte, in jeder Hinsicht, ausgenommen den Punkt der Dankbarkeit, der Gräfin gegenüber vollständig frei, wie sie es mir gegenüber auch längst ist. Unsere Herzensinteressen liegen seit lange meilen-, ja weltenweit auseinander." —

Ich war unendlich froh über diese Erklärung, küßte ihn dankbar dafür und rief: „Gott sei Dank! Ich will sie nun auch sehr lieb haben, Deine Gräfin, und ihr sofort einen ganz töchterlichen Brief schreiben; will Alles thun, ihr zu gefallen. Aber — nicht wahr, — dafür brauchte sie auch dann nicht immer bei uns und mit uns zu sein." —

Ich hatte nie geglaubt, daß Lassalle sich so ausgelassen geberden könne, wie er es nach diesem Satz zeigte. Nichts was ich vorher oder nachher je gesagt, hat ihn so gefreut. Er sprang im Zimmer herum, küßte mich wieder und wieder und sprach meine letzten Worte wohl hundertmal nach, um dann endlich zu versichern: „Nein, nein! das brauche sie nicht! das soll sie nicht! das wäre ja ein schreckliches Leben solch' eine Ehe à trois. Ist sie in Italien, so gehen wir nach Egypten, ist sie in der Schweiz, ziehen wir nach Paris oder Deutschland, und umgekehrt; einmal im Jahr besuchen wir sie." —

Freudig entgegnete ich: „Ja ja! wir besuchen sie! Dann können wir wieder fort, wann wir wollen!“

Lassalle fragte nun, nachdem er sich wieder etwas beruhigt hatte: „Also sprich jetzt; genügt Dir das Loos, welches ich Dir zu bieten habe? Und auf meine Antwort „vollauf“ fuhr er fort: „Das wollte ich hören, Du sollst mich lieben, so wie ich mich da vor Dir gezeigt. Aber — bist Du denn gar nicht ehrgeizig?“

„Mein Ehrgeiz ist, Ferdinand Lassalle's Frau zu sein und sein Loos zu theilen,“ sagte ich.

Da lachte er wieder vergnügt und rief, sich die Hände reibend: „Du hast, bei Gott! — nicht schlecht gewählt; denn es soll Dein Schade nicht sein. Ferdinand Lassalle's Frau soll noch einmal von Allen die Erste sein! Laß uns verständig darüber sprechen, hast Du Dir wohl eine Idee von meinen Plänen und Endzwecken gemacht? — Nein? — Nun so sieh mich an — (sich hoch aufrichtend und die eigenthümlichen, mit dem König der Vögel, dem Adler, gleichen Augen weit öffnend) sehe ich aus, als wollte ich mich mit einer zweiten Rolle im Staate begnügen? Glaubst Du, ich gebe den Schlaf meiner Nächte das Mark meiner Knochen, die Kraft meiner Lungen dazu her, um schließlich für Andere die Kastanien aus dem Feuer zu holen? — Sieht ein politischer Märtyrer so aus? — Nein! — Handeln

und kämpfen will ich — aber den Kampfpreis auch genießen, — und Dir das — nun nennen wir's für's Erſte das Siegesdiadem auf die Stirn drücken! — Glaube mir, es iſt ein ebenſo ſtolzes Gefühl, „volkserwählter Präſident“ einer Republik zu ſein, feſt und ſicher auf der Gunſt ſeines Volkes zu ſtehen, wie als „König von Gottes Gnaden“ auf morſchem, wurmſtichigem Thron zu ſitzen! Komm her! — hier an meine Seite vor den Spiegel! — ſieh uns Beide an. Iſt's nicht ein ſtolzes, ein königliches Paar da drinnen? Hat dieſe beiden Menſchen die Natur nicht in übermüthigſter Sonntagslaune geſchaffen? und glaubſt Du nicht, daß die Macht, — die höchſte Gewalt uns gut kleiden wird? Ja, Kind! Du ſollſt noch aufleuchten in ſtolzem Frohgefühl, daß Du mich, — von Allen mich gewählt haſt! Es lebe die Republik und ihre goldlockige Präſidentin!“ —

Er hatte ſich in eine wahre Gluth hineingeſprochen und riß in ſeinem Begeiſterungsſtrom mich ſchwindelnd hinein; meine Blicke hingen bewundernd und gläubig an ihm, und da er dies bemerkte, fuhr er fort: „Du glaubſt mit mir an unſern Stern, nicht wahr? Seit ich Dich gefunden, iſt mir mein Weg zur Höhe noch klarer geworden; vereint mit Dir muß ich zum Ziel kommen, — und dann: — Heil uns! und unſeren Freunden! Wir haben Beide Feinde — Feinde wie Sand

am Meer; bei mir ist's natürlich, bei Dir begreiflich; aber laß sie nur sich abmühen, laß sie nur mit ihrem schmutzigen Geifer den Saum unserer Gewänder bespritzen, sie sollen noch Alle das Knie beugen, wenn wir unsern „Einzug" halten!! Nicht wahr, Füchslein, diesen Ehrgeiz verstehst auch Du? Und „Ferdinand der Volkserwählte" ist ein stolzer Name? — So sollen sie mich heißen, wenn's gelingt!" —

Nach kurzer Pause setzte er freilich hinzu: „Böse Kämpfe wird's noch kosten, — auch ist die Zeit noch nicht reif — vielleicht heißt es, noch lange, lange warten in unnützem Märtyrthum, in thatenlosen Reden oder vielleicht am besten, in vollständiger Muße, — ich weiß es nicht; vedremo! Wir haben ja noch viele Stunden, um daran zu denken, denn jetzt erst bist Du mein „meines Geistes hast Du einen Hauch verspürt!" —

Daß ich an jenem Tage mit doppelter Liebe, mit doppeltem Stolz zu meinem „König" aufblickte, ist wohl menschlich und selbstverständlich. Ich glaubte ja an ihn wie ein gläubiger Christ an seinen Heiland. —

Doch nun war es genug des Ernstes; wir verbrachten unsere übrige Zeit mit kleinen Spaziergängen, mit dem Vertiefen in unsere Lieblingsdichter, wobei mir Lassalle mit wundervoller Kunst Gedichte und Stellen aus Dramen recitirte, und schlossen den Tag mit einem

charmanten Souper, welches der amerikanische Consul zu Ehren unserer „Verlobung“ arrangirt hatte.

Als ich nach diesem und nachdem wir uns Alle für die Nacht getrennt, in mein Zimmer trat, das zu ebener Erde lag, der offenen Fenster gegen die ewigen Gletscher, welche in diesem Augenblick in vollem Mondschein wie Silber strahlten, und ich, der Hitze des Tages gedenkend, mich auf's Simms setzen wollte, um die herrliche Nacht noch mit allen Sinnen einzusaugen, fühlte ich mich von zwei Armen umfangen, und Lassalle stand draußen vor dem niedrigen Fenster, auf mich wartend. Er schwang sich, trotz meines leisen Protestes, auf den Sitz neben mich und flüsterte: „Sei ruhig Herz! ich bleibe hier ganz still und artig sitzen bis Du so müde bist, daß Du sagst: ‚Couche Dich!‘ Dann geh' ich. Aber die Nacht ist herrlich, mein Herz so voll, Du mir so nah — man kann nicht schlafen — so laß uns plaudern, — oder den Mond anbeten, oder in ewiger Wechselwirkung der beiden Worte: Ferdinand — Helene — das hohe Lied der Liebe neu erfinden.“ —

Wie's immer mit ihm ging: unter poetischen Scherzen und zärtlichen Kindereien begannen wir und gar bald waren wir mitten im Ernst darin. Ich hatte durch Zufall des Geheimrathes Zitelmann erwähnt, und daß ich in dessen Hause (der damals als Bismarcks rechte,

wenn auch unsichtbare rechte Hand galt) von Lassalle hätte sprechen hören. Eifrig frug Ferdinand: „Was haben sie gesagt?“ —

„Nicht viel“, war meine Antwort, „die Frau Geheimräthin, eine herzensgute aber sehr lebhafte und geschiedte Frau, hatte mit rascher, unbedachter Zunge herausgeplaudert, ‚daß Lassalle bei Bismarck gewesen und daß dieser furchtbar entzückt von ihm sei‘, aber da hatte ihr der Geheimrath einen bösen, mahnenden Blick zugeworfen, und sie darauf schnell das Gespräch abgebrochen. — Ist's nun wahr? hast Du mit Bismarck allerlei Geheimes zu thun?“ —

Er saß einen Augenblick ganz still, dann lachte er leise, fast unheimlich vor sich hin, und meine Hand ergreifend, sagte er halblaut: „Dieses Kind!! 's ist unerhört! mit diesen kleinen Fingern, — denn Du weißt doch, daß es dumm ist, solche kleine Finger zu haben, — mit diesen Elfentatzen greift es frech in meine werthvollsten Geheimnisse, die ich wie Edelsteine im Sicherheitskästchen meines Herzens bewahre, — kramt darin herum, behandelt die kostbaren Juwelen als ihr unbestreitbares Eigenthum, verstreut einige davon, als wäre es Spreu, und verlangt dann die allertheuersten für sich, als Tand, als Schmuck in's Haar! Aber diese naive Frechheit, — ich liebe sie! und darum sollst Du

haben, was Du, nichts Schlimmes ahnend, verlangst. Jawohl, ich war bei Bismarck! Der große „Eiserne“ wollte mich captiviren! — Und Eisen ist ein gar köstliches Metall, — so stark, so derb, so hieb- und stichfest! — Was hat Eisen nicht schon Alles erreicht in der Welt? — Fast Alles ist durch Eisen gemacht, gefestigt worden; — fast Alles — fast! — Aber es giebt noch ein anderes Metall; biegsamer, — geschmeidiger; nicht zu Helden und Waffenthaten bestimmt und doch mächtiger als dieses omnipotente Eisen: das Gold! — Was das Eisen zerstört hat, baut das Gold wieder auf; — der Regen, der das Herz der Danaë verführte, war von Gold! Ja, ja, Du goldiger Fuchs Du, es ist noch sehr die Frage, welches der beiden Metalle das mächtigere, das wirkungsvollere ist! Sie sagen freilich, da oben in den eisernen Kreisen „das Gold sei jüdisch“ — aber auf die Wirkung kommt es an, auf die Wirkung allein. Und schließlich: Eisen rostet mit der Zeit, und rostiges Eisen gehört in die Rumpelkammer! Also fort damit in die Rumpelkammer der Jahrhunderte, der Geschichte! — Aber was Bismarck anbelangt, und was er von mir gewollt hat und ich von ihm? — laß Dir's genügen, daß es nicht zu Stande kam, nicht zu Stande kommen konnte: wir waren Beide zu schlau, — wir sahen unsere beid-

seitige Schlauheit und hätten nur damit enden können, uns (natürlich immer politisch gesprochen) in's Gesicht zu lachen. Dazu sind wir zu gut erzogen — also blieb es bei Besuchen und geistreichen Gesprächen!" —

„Und gefiel Dir Bismarck? Findest Du ihn geistreich?" frug ich.

„Geistreich! — was heißt überhaupt geistreich? Wenn ich und Du geistreich sind, so ist's Bismarck nicht! er ist schneidig, wuchtig — ist eben ‚eisern'. Wenn man Eisen verfeinert, wird es zu Stahl, und dann kann man auch stechende, zierliche Waffen daraus machen, doch immer nur Waffen!! Gold ist mir lieber; Gold wie es mein Fuchs auf dem Kopfe trägt und wie es mir gegeben ist in der geheimnißvollen Macht, die Menschen zu erringen, sie mein zu machen! Du sollst schon noch sehen, mein Herz, was unser Gold Alles erreicht."—

Nach kleiner Pause meinte ich forschend: „Aber Du selbst sprichst doch auch viel von Waffen, von Blut und Kämpfen, und Revolutionen werden schließlich auch nicht waffenlos und ohne Eisen geschmiedet."

„Kind! Kind! was willst Du in dieser einen mondhellen Nacht Alles wissen! Die Errungenschaften von Jahrtausenden, das Ergebniß der tiefsten Studien, das fragst Du mir tändelnd ab, und ich Armer soll Dir das Alles wie Spielzeug in den Schooß werfen!! —

Von Kämpfen reden, zu den Waffen rufen, ist noch lange nicht dasselbe, als mit blutbefleckter Hand und kaltem Herzen den Bruder, den Mitmenschen niederzusäbeln! Und weißt Du denn so genau, Du schlauer Fuchs, welche Waffen ich meine? Weißt Du denn, ob ich meine goldenen Waffen des Geistes: die Kunst der Rede, die Menschenliebe, die Besserstellung und Menschmachung der Armen, der Elenden und Arbeitenden, und schließlich und vor Allem den Willen, ob ich all' diese edlen, in Wahrheit goldenen Waffen nicht höher stelle und zweckdienlicher halte, als die wundenschlagenden des rostigen Mittelalters? Blut und Schwert nur als letzte Nothwendigkeit! wenn sie selbst es nicht anders wollen. Aber sie sollen, denk' ich, uns fürchten lernen, auch ohne Schwerterstreich. Aber der Morgen graut, und wir wollen heut auf den Nicssen; also schlaf' wohl und träum' von mir." — Er hielt mich lange fest umschlungen und flüsterte dann: „Wie glücklich, wie selig wollen wir sein, wenn Du mir erst ganz gehörst! Und welch' herrliche Frau will ich mir aus diesem Kinde machen! — Schlaf gut!"

Und fort war er. —

Ich fürchte den Leser zu ermüden, wenn ich mit gleicher Treue all' unsere kleinen und großen Gespräche, all' das, was für mich Interesse hat aus jenen „Glücks-

tägen", Lassalle's Ansichten über Dichter, Künstler und andere Berühmtheiten, wenn ich dies Alles hier erzählen wollte; — ich verschiebe es auf später.

Die Zeit schritt voran und wir mußten unseren Kriegsplan für Genf und die Eltern feststellen. — Ach! hätten wir doch nur ahnen können, wie fürchterlich der Widerstand sein würde, wie ganz anders hätten dann auch wir agirt! So, wie die Sachen uns erschienen, beschlossen wir nur, daß ich in zwei Tagen den ersten Morgenzug nach Genf nehmen und Ferdinand mit dem Mittagszug 4 Stunden später nachkommen solle, daß ich bei meiner Ankunft nur erzählen solle: ich habe Lassalle auf dem Rigi getroffen, er würde in nächster Zeit nach Genf kommen und seine Aufwartung bei den Eltern machen, da er längst gewünscht habe, den Papa kennen zu lernen.

Am Tage nach jener eben beschriebenen Mondnacht machten wir, wie erwähnt, eine Parthie auf den Nieſſen, die in prachtvollstem Sommerwetter, mit herrlichem Sonnenuntergang nichts Anderes als Schönstes brachte, bis wir zum Rückmarsch aufbrachen. Ich war sehr ermüdet, und trotz Lassalle's kräftiger Unterstützung konnte ich mich kaum mehr weiter schleppen, so daß, als wir fast am Fuße angelangt waren, und da die Nacht mittlerweile, wenn auch mit Mondscheinbeleuchtung,

hereingebrochen war, die Herren unserer Gesellschaft vorschlugen, den gewöhnlichen Weg zu verlassen und denselben abzukürzen, indem wir durch Wiesen und Felder, die sich über die Hügel zu unseren Füßen hinstreckten, das Gasthaus, wo unsere Wagen warteten, schneller zu erreichen suchten. Gesagt, gethan! — Wir marschirten mit neuem Muthe vorwärts und Lassalle versuchte mich durch allerlei Scherze und kleine Erzählungen aus seinem Leben zu zerstreuen. —

Natürlich gelang ihm dies auf's Beste. Die lebhafte Schilderung seiner freundschaftlichen Beziehungen zu Heinrich Heine, der von ihm so überaus treffend an Varnhagen geschrieben hatte:

„Mein Freund, Herr Lassalle, der Ihnen diesen Brief bringt, ist ein junger Mann von den ausgezeichnetsten Geistesgaben: mit der gründlichsten Gelehrsamkeit, mit dem weitesten Wissen, mit dem größten Scharfsinn, der mir je vorgekommen, verbindet er eine Energie des Willens und Habilité im Handeln, die mich in Erstaunen setzen. — — — Herr Lassalle ist nun einmal so ein ausgeprägter Sohn der neuen Zeit, die Nichts von jener Entsagung und Bescheidenheit wissen will, womit wir uns mehr oder minder heuchlerisch in unserer Zeit hindurchfaselten. Dieses neue Geschlecht will genießen und sich geltend machen im Sichtbaren."

Von Heine kam er auf einen ganzen Kreis bedeutender und amüsanter Menschen und Dinge und erzählte mir, ebenfalls aus seinem ersten Pariser Aufenthalt, die kleine Anecdote, wie er bei einer sehr schönen, gefeierten Frau, für die er eine Empfehlung mitbrachte, nach deutscher Sitte zu der in Paris ungewöhnlich frühen Stunde 12 Uhr einen Besuch machte. Er klingelte und übergab dem öffnenden Diener seine Karte — wie er glaubte. Gleich darauf führte ihn dieser in ein elegantes Boudoir und: Prenez place, Madame viendra de suite" ließ er ihn allein. Die ihm gegenüber liegende Thür öffnete sich, die schöne Dame trat in sehr einfachem Negligé, mit nackten Füßen, die in zierlichen Pantoffeln steckten, herein, -- sagte nachlässig: ah, vous voilà! bonjour;" — läßt sich auf die Ottomane nieder, streift den Pantoffel ab, und streckt ihm den hübschen rosa Fuß entgegen. Lassalle natürlich auf's Höchste erstaunt, faßt sich jedoch rasch, drückt einen Kuß auf das Füßchen und sagt: „Charmé Madame de cette nouvelle manière de faire connaissance; c'est bien plus joli et surtout plus intime que d'embrasser la main!" — Die Dame fährt auf, — Zorn, Entrüstung — sie führt die Lorgnette zum Auge — Verlegenheit! ‚Mais, mon Dieu! Monsieur, qui êtes-vous? — je vous ai pris pour le pédicure; vous m'aviez envoyé cette carte" — — —

Lassalle hatte am Morgen unter seinen Visitenkarten vom Hoteltisch die dort liegende Empfehlungskarte eines solchen „Fuß-Doctors" eingesteckt — es nicht beachtet, und diese der Dame statt seiner eigenen geschickt, — Aufklärung — Tableau! Ungeheures Gelächter. „Und meinte er, „ich habe diesen ersten Fußkuß nie zu bereuen gehabt; ich hatte Recht, es war gleich intimer, und mein Grundsatz von jeher, niemals einen Schritt zurück zu thun!" —

So hatte er mich in lebhaftester Weise lustig unterhalten, und wir waren fast unbemerkt bis zur Mitte der freien Felder gelangt, gegenüber von einigen niedrigen Hütten, die wir bis dahin nicht beachtet hatten. Da plötzlich, in unser harmloses Geplauder hinein, stürzt wie ein Heer teuflischer Gnomen von wo haben wir niemals entdeckt, eine Bande von zehn bis zwölf gräulicher, schauererregender, gespenstiger Gestalten mit wildem, unverständlichem Geheul und höllischem Lärm auf uns zu, — überfallen uns ehe wir es recht gewahr werden, und hauen mit dicken kurzen Knüppeln zu — auf wen sie gerade treffen. — Unser Entsetzen war maßlos! Von den Herren unserer Partie war Lassalle der Einzige, auf dessen Kraft zu rechnen war. Der ganz kleine, schmächtige, amerikanische Consul, ein alter Franzose und noch ein allenfalls mannbar zu nennender

Italiener — und gegen uns zehn oder zwölf Wüthriche, — und zwar von der entsetzlichsten Art: zehn oder zwölf Kretins. —

Man muß sie gesehen haben, diese schrecklichen verthierten Geschöpfe, mit ihren riesigen Wasserköpfen, ihren fürchterlichen, sackartigen Kröpfen und kleinen untersetzten Körpern! man muß dieses widerliche Grunzen, das ihnen als Sprache dient, und nun drohend gegen uns gerichtet war, in solch' nächtlicher Stunde, fern von jeder Hülfe, gehört haben, um sich einen Begriff von unserer Lage zu machen!

Lassalle hieb um sich wie ein Verzweifelter! Er hatte den Stock Robespierre's bei sich (der in getriebenem Gold als Knopf die Bastille trägt, und den ihm der Geschichtsschreiber Förster geschenkt hatte) und mit diesem bearbeitete er die schauerlichen Mißgeschöpfe derart, daß sich am nächsten Tag der eine Thurm der Bastille als völlig eingedrückt zeigte. Mit Vernunft ließ sich ja mit diesen Halbmenschen nichts machen, und erst als sie sahen oder fühlten daß sie, trotz ihrer Ueberzahl die Geschlagenen sein würden, stellten sie ihr sinnloses Zuhauen ein, und fingen heulend in jammervollsten Tönen an zu weinen. Nun endlich erfuhren wir, was sie eigentlich wollten: wir hatten, durch ihre Felder schreitend, ihre Heuernte gefährdet und sollten

nun dafür büßen! — Es war schwer sie zu verstehen, doch als wir begriffen hatten, was sie so toll machte, und ihnen Geld gegeben hatten, den Schaden zu decken, zogen sie sich knurrend und noch immer die Knüppel schwingend, zurück. — Jetzt sahen wir uns an. — Wir sahen erbärmlich aus! — Alle! — Denn trotz Lassalle's förmlichen Befehl, mich fern und ruhig zu verhalten, hatte ich ihn keine Minute verlassen, und auch die anderen Damen hatten tapfer mit zugeschlagen, Schirm und Plaidriemen als Waffen benutzend. Lassalle war am ärgsten zugerichtet; er hatte zwei furchtbare Schläge oder Stöße in's Gesicht bekommen, einen auf die Nase und einen andern vor die Stirn, und sah roth, blau und geschwollen aus; seine Kleider hingen in Fetzen, doch machte er darin keine Ausnahme, wir waren Alle vollständig zerlumpt. —

In dieser reizenden Verfassung kamen wir zu unserem Wagen. Wasser und Tücher zu Compressen wurden requirirt und so zogen wir, Umschläge machend, lachend und aufgeregt heim. Lassalle war entrüstet, daß diese „Thiere" seine Schönheit so beeinträchtigt hatten. In diesem Zustand könne er sich meinen Eltern nicht präsentiren und so sei von „übermorgen abreisen" denn noch keine Rede. „Wenn die Mama mich so sieht, hat sie Recht mich hinauszuwerfen! Ich sehe aus wie ein

Rowdy, und kein Mensch, der einen ganzen Rock besitzt, wird mir seine Tochter geben wollen!“

Es wurden also große Massen rohes Kalbfleisch auf die kranke Nase gelegt und der Beschluß gefaßt, nicht eher nach Genf zu gehen, bis der „Römerkopf wieder in voller Schöne strahle.“ —

Als ich ihn am nächsten Morgen wiedersah, hatten sich die Farben in gelb und grün verwandelt und die Geschwulst war verschwunden. Ich versicherte ihm, er sähe wieder ganz „cäsarenhaft“ aus, aber er wollte nichts davon hören und meinte: „Schön findest überhaupt nur Du mich, aber anständig sehe ich doch für gewöhnlich aus.“

Da fiel mir der einst gehörte, und früher erwähnte Ausspruch der Professorin Diderici ein, „daß Lassalle der schönste Mann sei.“ Ich erzählte ihm dies und des alten Boeckh Antwort über seinen Geist; er aber schüttelte den Kopf und sagte scherzend: „Ach was Geist! Geist ist gar nichts! Aber der schönste Mann zu sein, das lobe ich mir, das gefällt mir! Diesen Ausspruch soll man mir einst auf's Grab setzen! Daß ich Geist habe, dafür komme ich auf, und daß es die Menschen merken, dafür will ich schon sorgen, — aber der Ruhm meiner Schönheit soll auf die Nachwelt kommen — also auf's Grab damit.“ —

Sehr glücklich machte ihn auch mein Brief an die

Gräfin Hatzfeld, den ich ihm zum Lesen und Absenden brachte; er könne, versicherte er, für diesen liebevollen Akt mir nie genug danken. Ich werde seinerzeit den Brief dem Wortlaut nach mittheilen; Lassalle schickte ihn mit einem anderen von seiner Hand ab, und hielt nun die „gute“ Gräfin für vollständig „erobert“. Hatte er ihr doch in seinem Briefe, aus dem er mir einige Stellen vorlas, geschrieben: „Helene paßt als Persönlichkeit so absolut zu mir, wie ich nie eine passende zu finden geglaubt hätte!“ — — — Wie schlecht kannte dieser geniale Mann ein kleinliches Frauenherz!!! —

Die beiden Tage, die wir „der Nase wegen“ noch zugegeben hatten, vergingen in der bisher geschilderten Weise. Lassalle hatte einige seiner Arbeiten mitgebracht, las mir vor, erklärte mir, und da war es vor allen sein „Franz von Sickingen“ und sein „Bastiat Schulze, der nationalökonomische Julian“, die uns beschäftigten. — Auch ein wenig Balzac, Lassalle's Lieblingsschriftsteller unter den Franzosen, wurde gelesen, und über die physiologie de mariage lebhaft diskutirt, — um uns schließlich dahin zu einigen, daß wir uns in ein bis zwei Jahren unsere Ideen darüber, und dann „aus Erfahrung“, mittheilen wollten. —

Der Tag der Abreise kam; Lassalle brachte mich und meine Begleiterin, eine alte Engländerin, zur Bahn; —

ein kurzer Abſchied — und voll ſeeliger Hoffnungen, mit dem Gedanken, uns vielleicht noch am ſelben Abend glücklich und fröhlich bei einer „ſicheren“ Freundin, deren Adreſſe ich ihm gegeben, wiederzufinden, — trennten wir uns. —

Hier endigen meine freudvollen Erinnerungen. — Was nun folgt, iſt ſo trüb, ſo ſchwarz, auf Jahre hinaus ſo hoffnungsleer, daß mein Herz noch heute zuckt und ſich ſträubt, wenn ich es zwingen will, ſich in jene entſetzlichen Erinnerungen zu vertiefen. —

Diejenige von den drei Hauptperſonen des traurigen Romanes, die ſofort den Tod errang, war gewiß nicht die Unglücklichſte! Wie oft, wie unzählige Male haben wir, die Ueberlebenden, Ihn beneidet!

Ich langte ungefähr um 2 Uhr in Genf an, und fand meine Familie, Eltern und Geſchwiſter, in fröhlichſtem Jubel; meine Schweſter Margarethe hatte ſich am Morgen mit dem Grafen Kayſerling verlobt. Namentlich war meine Mutter in wahrhaft goldiger Stimmung. Sie kam in mein Zimmer und ſchwärmte mir vor, von ihrem, von unſer aller Glück, von ihrer aufopfernden Liebe für ihre Kinder, und wie ihr einziger Herzenswunſch ſei, alle ihre „Theuren“ ſo zufrieden und ſelig zu ſehen. — Ich war glücklich — glücklich über das Glück der Mutter und über das eigene,

das ich bis dahin fest im Herzen verschlossen hatte. Aber ich war auch sehr jung, sehr unerfahren, sehr vertrauensvoll und bis zu diesem Tage sehr verwöhnt. Ich dachte in diesem Moment: „Jetzt ist die beste Stunde, der günstigste Augenblick, den mußt du benutzen! So weich und so verständnißvoll findest du die Mama selten, in ihrem seligen Jubel wird sie deine Seligkeit mitempfinden!“ — Ich war mein ganzes Leben von einer „oft ungemüthlichen Offenheit“, — das Geheimniß drückte mich — und so, die Mutter umfassend, — es war ebenfalls das letzte Mal, daß ich das mütterliche Herz an dem meinen schlagen fühlte, rief ich: Nun denn Mama, wenn Ihr Alle so glücklich seid, so werdet Ihr mir auch mein Glück gönnen und uns segnen. — Und mit kurzen Worten erzählte ich ihr von meiner Begegnung und folgenden, natürlich folgenden Verlobung mit Lassalle!

Der Eindruck war ein ungeahnter und noch heute von mir völlig unbegriffener! Wenn ich dieser „opferfreudigen“ Mutter mitgetheilt hätte, daß ich im Besitze eines fürchterlichen, rasch tödtenden Giftes sei, und es hätten den vernichtenden Stoff bereits sie und alle die Ihrigen in sich aufgenommen, sie hätte nicht gräßlicher erschrecken, sich nicht verzweifelnder, nicht mit mehr Abscheu geberden können. Warum? — ist mir, wie gesagt, bis

heute völlig unverſtändlich. — Da ich jedoch den Eindruck auf ſie ſah, ſo fürchtete ich natürlich die erſte Mittheilung von ihr dem Vater gegenüber doppelt, und machte es zur Bedingung, als Dank für mein Vertrauen mein Geheimniß für ſich zu behalten; das verweigerte ſie entſchieden, ging hinaus, und ſchon eine viertel Stunde darauf erſchien ſie mit dem Vater, der ſogleich mit drohender Miene auf mich zutrat und mit wuthzitternder Stimme frug: „Was hat Mama mir da geſagt? Was iſt das für eine heilloſe Geſchichte mit dieſem Schurken, dieſem Laſſalle? —“

Die Kataſtrophe war da! — Ohne Uebergang — plötzlich, und fand mich rathlos, unvorbereitet — allein — und, man vergeſſe es nie: — als ein willenloſes Kind. Und doch raffte ich mich zu energiſchem Widerſtand auf. Ich ſagte, was ich zu ſagen hatte — im Herzen zaghaft zitternd — äußerlich feſt und ruhig, und ſchloß mit der Erklärung: „So leid es mir nun auch thut, und ſo ſchwer es mir wird, Euch zu erzürnen — ich heirathe Laſſalle.“ — Mein Vater ſah mich wüthend an und ſagte nur: „Das werden wir ſehen — bis dahin verläßt Du das Haus nicht“ — und damit gingen beide Eltern hinaus.

Nun, dieſer Auftritt war ja ſo ſchlimm nicht. Ich hatte mich auf Aergeres vorbereitet, und war nun

verhältnißmäßig ruhig. Ich setzte mich hin, schrieb an Lassalle die Veränderung unsres Kriegsplanes, den festen Widerstand, den ich getroffen, den ich aber doch nicht für unbezwingbar halte, und gab diesen Brief meiner schon früher erwähnten Kammerfrau Therese, daß sie ihn nach 4 Uhr, wenn Lassalle ankam, sofort zu diesem hinbringen solle. — Diese Zwischenbeschäftigung hatte ungefähr eine halbe Stunde in Anspruch genommen, und ich setzte mich eben zu einem Schreiben an Holthoff nieder — als mein Vater wieder eintrat, diesmal allein, und wie ich sofort sah, in gesteigerter Wuth.

Er hatte seitdem mit einigen unserer Gäste, darunter einem gewissen Dr. Arndt, Rücksprache genommen und von diesen, namentlich von Letzterem, haarsträubende Geschichten über Lassalle und über sein Leben mit anderen Frauen gehört; vor Allem war ihm die „Gräfin“ wieder in's Gedächtniß zurückgerufen worden.

Ist es nöthig zu sagen, daß ich diese perfiden Geschichten nicht glaubte? Ich hielt sie für die gröblichste Verleumdung und raffte mich zu der Antwort auf: „das Alles ist meine Sache! Wenn ich bei meinem Manne ein solches Vorleben und eine solche Freundin ertrage, — — so hat sich darum Niemand sonst zu kümmern. Ich liebe Lassalle, wie er nun einmal ist, und will seine Frau werden, was immer es auch koste.“ —

Mein Vater bezwang ſich mühſam und erwiderte: „Aber bedenke doch, daß Du, ſelbſt wenn eine ſolche Heirath möglich wäre, wenn ich ſie dulden könnte, was überhaupt außer jeder Möglichkeit liegt, daß Du dann ausgeſtoßen biſt aus der Geſellſchaft, in der Du zu leben gewohnt und berechtigt biſt, daß kein anſtändiger Menſch mit Dir umgehen kann, denn Dein Umgang beſteht dann aus Damen, wie die Gräfin Hatzfeld eine iſt?“ — Nun gerieth ich außer mir! Man denke, daß ich die Gräfin wie Laſſalle's, alſo auch wie meine zweite Mutter anſah, daß ich ihr vor wenigen Tagen meine Liebe und Ergebenheit zu Füßen gelegt hatte, und nun ſollte ich ſo von ihr ſprechen laſſen?! —

Ich faßte alſo alle meine Energie zuſammen, und ſagte vor Entrüſtung zitternd: „Ich bitte, nicht in ſolchen Ausdrücken von den Menſchen zu ſprechen, die ich fortan zu den Meinen zähle, zu denen ich lieber gehören will, als zu Euch, die Ihr ohne Sinn und Urſache einen Mann verwerft und verpönt; nur aus Hochmuth oder anderen kleinlichen Gründen! Ihr wollt den Mann, den ich liebe, und der doch wahrhaftig kein alltäglicher Charakter iſt, nicht einmal kennen lernen, um ihn dann erſt zu verwerfen oder aufzunehmen! Gut, wie Ihr wollt: dazu kann ich Euch nicht zwingen — aber dann laßt uns ziehen. Verſagt Ihr abſolut Eure

Einwilligung, so wollen wir, so leid mir dies thäte, ohne dieselbe heirathen, und öffentlich erklären, oder Ihr mögt das thun, daß wir gegen Euren Willen die Ehe vollzogen. Wir wollen uns in jede noch so harte Bedingung fügen, aber wir wollen uns haben."

Mein Vater hatte still und anscheinend ruhig zugehört; jetzt, da ich schwieg, fuhr er heftig auf, und seine Heftigkeit — das wußten wir aus Erfahrung — kannte, einmal erregt, keine Grenzen. Den Wortlaut der fürchterlichen Dinge, die er mir sagte, weiß ich nicht mehr, ich weiß nur den Sinn, und daß dieser mich verzweifelt und halb wahnsinnig gemacht, wird jedes junge Mädchen mir nachempfinden, jede Frau, die sich zurückversetzt in die Tage ihrer frühen Jugend, einem geliebten Vater gegenüber, der sich zum ersten Male im Leben hart und unerbittlich erweist. — Er sagte mit bebender Stimme und mit einem, bis in die Lippen farblosen Antlitz: daß er mich verfluche, mich und den Tag, an dem ich geboren, daß ich sein Kind nicht mehr sei, daß er sich lossage von mir, und in diesem Augenblick jede Gemeinschaft mit mir zerbreche; daß ich diesen Spruch und Fluch nur von mir abwälzen könne, wenn ich Lassalle aufgäbe — damit ging er hinaus und ließ mich in wildester Verzweiflung allein.

Ich weinte, ich flehte zu Gott uns zu helfen —

ich raste und frug mich dazwischen wieder und immer wieder, was ich nun thun solle? — Ich war ganz allein; selbst meine getreue Therese war fort mit meinem Briefe zu Lassalle, und ich fühlte meine hülflose Einsamkeit bis zum Wahnsinn. So schlimm hatte ich mir den Vater nicht gedacht — dagegen war ich nicht gewaffnet und aus dem tiefsten Grunde meines Herzens beklagte ich jetzt, nicht auf Lassalle's ersten Vorschlag eingegangen zu sein: mich von ihm entführen zu lassen. Während ich noch so verzweiflungsvoll grübelte, klang unten im Haus die Tischglocke. Es war 6 oder 7 Uhr. Diesen Moment erfaßte ich, ergriff Hut und Mantel, einiges Geld — und, ich weiß es noch heute, einen kleinen Dolch zu mir steckend, huschte ich aus meinem Zimmer — halb nur wissend, was ich that und wollte. — Noch heute begreife ich nicht, wie es kam, daß mir Niemand von der Dienerschaft oder den Geschwistern begegnete. Ich gelangte ungesehen aus dem Hause, öffnete mit Mühe die schwere Gartenpforte und flog mehr als ich ging in das Hotel, wo meiner Meinung nach Lassalle nun längst angekommen und im Besitz meines Briefes sein mußte. Jetzt war der Moment, mit einander fortzugehen! Und ich zweifelte nicht eine Secunde, daß die nächste Stunde uns auf der Eisenbahn nach Frankreich, mich auf ewig von den Meinen getrennt finden würde. —

Ich war fest entschlossen! Aber ich fühlte auch zugleich, daß meine Kräfte nicht gar zu lange mehr aushalten würden, und glücklich schlug daher mein Herz, als ich den Garten des Hotels erreicht hatte. —

Ich stürzte hinein und stand vor einem bepackten Fiaker, davor Lassalle, der eben ausgestiegen war (er war mit einem zwei Stunden späteren Zuge, als verabredet, von Bern abgefahren), und neben ihm meine Therese, die mit dem Briefe in der Hand auf ihn gewartet hatte, und ihm diesen nun übergeben wollte. Ich erschrak tödtlich! — Er wußte also noch gar nichts! Ich hatte ihm noch Alles zu erzählen; — der Zeitverlust, die Aufregung, das Ueberlegen, dies Alles sah ich sofort und fürchtete mich davor. —

Als Lassalle meiner ansichtig wurde, erbleichte er und frug, ehe er noch einen Gruß hervorbrachte: „Um Gotteswillen, was ist geschehen?“ —

Noch nahm ich meine ganze Stärke zusammen — ich flüsterte Therese zu, nach Hause zu gehen, sich bereit zu halten, mir folgen zu können und Nachricht von mir zu erwarten, und wandte mich dann zu Ferdinand, auf den Brief zeigend, den er nun in der Hand hielt: „Lies!“ —

Jetzt bemerkte er auch meinen Zustand, und ängstlich meinen Arm nehmend, sagte er: „Kind was ist Dir? Du hältst Dich kaum aufrecht? — Komm, hier ist nicht der

Platz zu solcher Unterredung, tritt hier hinein" — und damit öffnete er ein Zimmer zu ebener Erde — wir waren während dieser Worte in's Haus getreten — wessen Zimmer es war, haben wir nie erfahren. Er führte mich zu einem Stuhle, aber ich sank vor demselben zusammen, ihm fast zu Füßen und sagte nur noch: „Lies, und dann mach' mit mir was Du willst; ich bin jetzt Dein Weib, Deine Sache!" — Die Kräfte verließen mich, ich war einer Ohnmacht nahe und zitterte an allen Gliedern. Ferdinand hob mich auf, trug mich auf's Bett und sagte begütigend: „Werde nur ruhig, mein Herzchen, erhole Dich, — ich lese derweil den unseligen Brief." — Ich schloß die Augen; und als er gelesen hatte, trat er zu mir. Der Ausdruck seines Gesichts war hart — streng, wie ich ihn nie gesehen, und er sagte mit unwilligem Tone, wie ich ihn nie gehört: „Hättest Du doch gehandelt, wie ich es angeordnet habe! — Also Ungehorsam gegen meinen Willen ist das Erste, was Du mir bietest — und dadurch hast Du Alles verdorben." —

Diese Worte schnitten mir in's Herz! Ich war mit glühender Seele, voll Liebe, Hingebung und zu jedem Schritt, zu jedem Opfer bereit, zu ihm geflüchtet, hoffte bei ihm Schutz, Rath — und vor allen gleiche Begeisterung, gleichen Entschluß zu finden und hörte

nun, als erste Begrüßung, als Antwort auf mein brennendes Leid harrte, vorwurfsvolle Worte — kühle Ueberlegung!"

Doch währte dies nur einen Moment. Im nächsten Augenblick nahm er meine Hand — und mich liebevoll aufrichtend, sagte er: „Nun das schadet nichts! Du hast es verpfuscht — ich bringe es schon wieder in Ordnung. Aber was soll nun jetzt aus Dir werden?"

Ich sah ihn erstaunt an. — „Was aus mir werden soll? Nun, dasselbe wie aus Dir! Jetzt ist der Moment nach Frankreich zu gehen — und zwar gleich — mit dem nächsten Zuge — komm! Laß uns keine Zeit verlieren, fort!" —

Die Antwort, die er mir gab — die Antwort, die für Alle, welche Lassalle zu kennen glaubten, ewig räthselhaft bleiben wird, wie sie es für mich war, unbegreiflich von diesem Mann, mit diesem sonst so eigenwilligen, rücksichtslosen Charakter — diese Antwort entschied über unser Schicksal — „Nein, jetzt will ich keine Entführung mehr! Wer bin ich denn, daß ich mich abweisen lassen soll, wie ein dummer Junge?! Sie sollen mir ihr Kind freiwillig geben! Ich will sie schon dazu zwingen: nur aus den Händen Deiner Eltern will ich Dich in mein Haus führen! — Und darum kannst Du auch nicht bei mir bleiben; ich will

nicht, daß die Welt auch nur das Geringste über unser Verhältniß zu sagen haben soll. Hatte ich bis jetzt Stärke genug, jeder Versuchung zu widerstehn — so können und müssen wir es auch zu Ende führen. Ich werde noch heute Abend an meine Mutter und meine Schwester, sowie an die Gräfin telegraphiren. Eine von ihnen soll sofort kommen, und bei ihr bleibst Du bis zur Hochzeit. Bis dahin, bis meine Mutter ankommt, mußt Du zu irgend einer Freundin; denn bliebst Du im Hotel und könnte ich Dich auch dort vor Deinen Eltern schützen, und überträte ich nie Deine Schwelle, bis wir Mann und Frau sind, die Welt wird doch allerlei Uebles denken — und das will ich nicht! — Die Eltern werden schon nachgeben — zuletzt, wenn sie sehen, daß es heiliger Ernst ist.“ —

Noch einmal suchte ich ihn umzustimmen: „Glaube das nicht! Du hast meinen Vater nicht gesehen, und kennst ihn nicht! Er wird nie zu erweichen sein. Ich habe heute Nachmittag empfunden, daß meine Eltern kein Herz für ihr Kind haben; — sie sorgen nur für ihre eigenen egoistischen Zwecke. Glaube mir, Ferdinand — gehen wir fort und gleich! — Trage Du jetzt nicht den Esel! Jetzt ist wahrlich nicht der Moment dazu!“ —

Ich erzählte ihm nun ausführlich, wie sich Alles zugetragen, auch was mein Vater über die Gräfin

gesagt — aber er blieb bei seinem Entschluß: „Dann soll eben die Gräfin fortbleiben! Wir werden auch besser ohne sie fertig. Und über meine Mutter und Schwester können sie nichts sagen. Laß mich Deinen Vater nur einmal gesprochen haben, ihm meine Pläne und Ziele auseinander gesetzt haben — ihm versprochen, daß, wenn er es vorzieht, wir fort gehen wollen nach Ostindien oder Amerika, er soll nichts wieder von uns hören, bis die Zeit reif ist; — kurz, ich sage Dir, es wird schon Alles gut!“ —

Er setzte mir auseinander, wie er auch sofort Holthoff kommen lassen wolle, wie seine hiesigen und Berliner Freunde für ihn einstehen würden, wie uns im Nothfall „les trois actes respectueux“ zu Gebote ständen. — „Dies alles erkläre ich Dir noch — sei nur jetzt ruhig und vernünftig und glaube an mich.“ — Ja, das that ich! Ich glaubte an ihn mehr wie an Gott, baute auf ihn fester, als auf das Schicksal, mit dem er spielte; — aber die hohe Begeisterung war aus meiner Seele gerissen, die frohe Hoffnung auf eine glückliche Zukunft war durch seine Worte, wenn auch nicht zerstört, so doch gedämpft — und mein Herz voll schwerer düsterer Vorahnungen. — Was konnte ich noch weiter sagen oder thun? — Mich dem Manne aufdrängen, der mich plötzlich nicht mehr gleich mitnehmen wollte? Seinem

Willen entgegen handeln? — Nein, ich hatte zu schweigen und zu resigniren; aber die brausende, welterobernde, himmelstürmende Liebesstimmung war fort, und mit ihr drohten mich, die ohnedies Schwache, Kranke, auch meine physischen Kräfte zu verlassen.

So saß ich denn matt und niedergeschlagen, mit verschränkten Händen vor mich hinstarrend; Lassalle ging mit schnellen Schritten im Zimmer auf und ab; er machte seinen Kampfesplan und achtete kaum mehr auf meine Gegenwart. —

In dieser Situation fand uns meine Therese, die plötzlich, völlig athemlos hereinstürzte und ausrief: „Um aller Heiligen willen, gnädiges Fräulein, machen Sie, daß Sie fort kommen — man sucht Sie, der Herr Papa ist wüthend, er hat schon Polizei holen lassen — es ist Alles aus! In des Himmels Namen reisen Sie geschwind fort; ich hab' 'nen Wagen mitgebracht, der nächste Zug geht in einer Viertelstunde; Sie können die gare noch gerade erreichen.“ — Noch einmal wandte ich mich hoffend zu Lassalle — er blieb bei seiner Entscheidung: „Laß uns den Wagen benutzen. Wo wohnt Deine Freundin, zu der Du gehen kannst, bis ich Alles eingerichtet? Sie, Theres, gehen nach Hause und melden mir regelmäßig, was dort geschieht, es versteht sich von selbst, daß Sie zu uns

gehören, daß Sie uns in wenigen Tagen folgen und uns nie mehr verlassen! Komm Kind — ich bringe Dich selbst zu Deiner Freundin!“ —

Thereſe ging. — Traurig und niedergeſchlagen, halb unbewußt, nannte ich den Namen einer guten, Bekannten, der Einzigen, an deren Herzensgüte und Selbſtloſigkeit ich glaubte, der Einzigen, von der ich überzeugt war, daß ſie nicht nach einer Erklärung fragen ſondern mir ihr Haus, wie ihre Hülfe zur Verfügung ſtellen würde. Das Alles hat ſie auch redlich gethan, ſo weit ſie konnte — und doch war grade ihr Haus eine unglückliche Wahl, ſie wohnte nur ungefähr 10 Billen entfernt von der meines Vaters — in derſelben Avenue — und war ein zartes, ſchwaches Frauchen, die bei ernſten Angriffen unterliegen mußte. —

Fürs Erſte ging Alles, wie ich gedacht: Madame Caroline R. empfing uns erſtaunt — dann bereitwillig; ſtellte mir ihr Haus und einen ganzen Flügel deſſelben zur Verfügung und verſprach, Niemanden außer Theres zu mir einzulaſſen. Aber während wir noch mit dieſen Anordnungen beſchäftigt waren, rief ſie, die dem Fenſter zunächſt ſtand: „ta mère et Marguerite.“—

Marguerite war meine Schweſter, die Braut des Grafen Keyſerling.

Schnell entschlossen, sagte Lassalle: „Die schickt uns der Himmel, ich will sie sehen und sprechen.“ —

Wir riethen ihm Beide ab, Caroline meinte, es sei entschieden besser, sie gar nicht herein zu lassen, ihnen einfach zu sagen, ich sei nicht da, und sie wisse nichts von mir. Aber Lassalle bestand auf seinem Willen, und so gingen wir denn hinunter in Madame R's. eigentlichen Empfangssalon. —

Die Scene, die sich da zwischen Lassalle und meiner Mutter abspielte — meine Schwester verhielt sich vollständig passiv — war so abscheulich, daß es schwer sein wird, sie in ihrer vollen Wirkung hier wieder zu geben; aber in jener Stunde habe ich die Mutter, hat sie mich auf immer verloren! —

So wie sie unser ansichtig wurde, rief sie: „Ich will diesen Menschen nicht in meiner Gegenwart dulden! Hinaus mit ihm!“ — Lassalle näherte sich ihr mit wirklicher Würde, versicherte sie seines Respectes für sie, seiner Liebe für mich, und frug endlich: „Sagen Sie mir um Gotteswillen, was haben Sie gegen mich?“—

Sie drehte ihm den Rücken zu und schrie förmlich: „Darüber bin ich Ihnen keine Rechenschaft schuldig. Aber mein Mann wird Sie ausweisen lassen — per Schub sollen Sie fort! Und jetzt hinweg, aus meinen Augen!“—

Ich war empört. Ich näherte mich Lassalle und

die Hand auf seinen Arm legend sagte ich: „Komm, laß uns gehen! Ich will es nicht dulden, daß so zu Dir gesprochen wird. Niemand darf Dich in meiner Gegenwart so behandeln!“ —

Er aber faßte meine Hand und sagte ruhig und höflich zur Mutter: „Sagen und thun Sie, was Sie wollen, meine Gnädige — Sie können mich nicht reizen; ich werde immer und unter allen Umständen Helenens Mutter in Ihnen sehen — werde das keinen Augenblick vergessen und mich daher zu keinem heftigen Worte hinreißen lassen!“

Statt daß diese Worte die aufgebrachte, wüthende Frau beruhigt hätten, machten sie dieselbe nur noch rasender; und als Lassalle ihr noch gesagt hatte, daß er sofort zu meinem Vater gehen wollte, um mit ihm, einem vernünftigen Manne, Alles ruhig abzumachen, entgegnete sie ihm unhöflich: „Mein Mann nimmt Sie nicht an, er wird Sie durch die Diener hinauswerfen lassen.“

„Das wird er nicht thun,“ entgegnete Lassalle ruhig, „ich bin kein Mann, den man hinauswirft — aber, da ich Helenen's Vater selbst einem solchen Versuch, uns Alle zu entwürdigen, nicht aussetzen will, so werde ich ihm schreiben.“ —

„Er wird Ihre Briefe uneröffnet zurückschicken!“

„Thut er das, nun dann, meine Gnädige, wird auch meine Geduld erschöpft sein; — wir sind dann berechtigt, uns selbst zu helfen, denn man wird uns dann dazu gezwungen haben.“ —

Höhnisch antwortete sie ihm: „Das haben Sie ja jetzt schon gethan! Sie haben meine Tochter zu einem unerhörten Schritt verleitet; sie hat das Vaterhaus verlassen und weigert sich zurückzukommen! Sie sind ein Scheusal, Sie haben mir mein Kind gestohlen!“ —

Nun fuhr ich auf: „Das that er nicht! Ich ging fort, weil ich Eure Unbarmherzigkeit sah, weil ich mich des Papa's Fluchen und Drohungen entziehen wollte, und weil ich mich als zu ihm, zu Dir gehörig betrachte! Und ich will nicht wieder zu Euch, weil Ihr die Liebe, die ich zu Euch hatte, gewaltsam zerstört habt!“ —

Ich war furchtbar aufgeregt; mein ganzes Sein strebte von der Mutter, der bösen Mutter fort, zu ihm, zu dem, den ich jetzt wieder mit aller erdenklichen Gluth und Leidenschaft liebte. Aber wieder dämpfte er diese Gluth zu kühlerer Empfindung herab, als er ruhig und lächelnd sagte: „Sie meinen, ich habe Ihr Kind gestohlen, meine Gnädige? Sie werden sehen, wie Unrecht Sie haben! Helene, thust Du Alles und Jedes für mich? Giebt es kein Opfer, das Dir für mich zu schwer würde? Willst Du auf einen Wink

von mir mit mir gehen, oder thun, was ich dich bitte?“ —

„Gewiß“ — erwiderte ich ohne Zaudern, wenn auch mit angſtvollem Herzen. — „Alles will ich thun, was Du willſt; ich gehe ſofort mit Dir! Verlange, was Du erdenken kannſt — nur nicht mit den ſogenannten Meinen zu gehen.“ —

„Und gerade das verlange ich! Und für mich als das größte Opfer, welches Du mir bringen kannſt. Wirſt Du es thun? Willſt Du? —“

„Wenn Du es wirklich verlangſt, es verlangen kannſt — ja! — Aber bedenke, was Du thuſt! Mir iſt's ſchrecklich bange! Laß mich nicht zu ihnen zurück — ich zittere davor!“ —

„Du wirſt es für mich thun“, ſagte er feſt. „Und jetzt, meine gnädigſte Frau, gebe ich Ihnen Ihr Kind zurück! Hören Sie; ich, der mit Ihrer Tochter machen konnte, was ich wollte, habe ſie Ihnen — allerdings nur auf kurze Zeit — zurückgegeben. Sie geht nur mit Ihnen, weil ich es will — vergeſſen Sie das nie — und nun leben Sie wohl!“ Damit wandte er ſich zu mir, nahm mich in ſeine Arme und ſagte, mich an ſeinem Herzen haltend: „Adieu jetzt für kurze Zeit! Ich werde Dir, was Du jetzt für mich thuſt, dieſen Rücktritt in Dein verhaßtes Elternhaus, nie ver-

geſſen! Kann es Dir nie genug danken! Mehr verlange ich nicht von Deinem Willen, Deiner Stärke. Ich weiß, das iſt unendlich viel; Alles Andere iſt jetzt meine Sache. Laß Dich nicht mißhandeln, ſonſt aber thue, was man von Dir verlangt; ich werde Alles wiſſen, was ſie mit Dir vornehmen, und bei dem geringſten Unrecht hole ich Dich ſofort! Das bedenke, und ſei nicht unglücklich; ſie ſollen Dich nicht lange behalten. Füge Dich geduldig eine kurze Zeit in ihren Willen; der meine iſt der ſtärkere, wir ſiegen! Und nun Adieu, für kurze Zeit!"

Ein Kuß — ein Händedruck — er ging und — ich habe ihn nie wieder geſehen. —

Mein Herz krampfte ſich zuſammen. Er war fort — ich blieb allein mit den von nun an feindlich geſinnten Verwandten. Er, meine einzige Stütze, mein einziger Halt gab mich, die ich nie ohne eine für mich ſorgende Liebe gelebt hatte, nie, auch nur einen Augenblick in gleichgültiger Umgebung geweſen war, mich verwöhntes, ſchwaches und jetzt ſogar krankes Geſchöpf, den Verfolgungen, der Härte und vielleicht dem Haß der Meinen preis!! — Eine wahnſinnige Angſt ergriff mich, ich dachte einen Moment daran, ihm nachzueilen ihn zu beſchwören, mich mit ſich zu nehmen, aber: „er will Dich ja nicht!" tönte es wie eine fernher klingende Verdammung, und ein kaltes, todesmattes

Gefühl kam über mich — als sei ich aus hellstem, lachendem Sonnenschein plötzlich in ein moderiges, finsteres Grabgewölbe getreten. — Ich fühlte meine grenzenlose Verlassenheit; wußte, daß nichts mir mehr helfen könnte — daß Niemand mich höre als todte kalte Herzen, die für mein warmes Leben kein Verständniß hatten; — und matt, muthlos und jeder Hoffnung baar, wünschte ich nur Eines noch, meinen Tod!! —

In jener Minute entstand in mir ein Empfinden oder besser Nichtempfinden, ein Gefühl der Oede, des Stumpfsinns, der Gleichgültigkeit gegen Freud und Schmerz, welches, in der nächsten Zukunft sich noch stärker ausbildend, für beinahe ein Jahr in gleicher Starrheit anhielt. — Freilich in jener Minute hatte ich nicht viel Zeit, um über dies Todesempfinden nachzudenken, denn Lassalle hatte uns kaum eine Viertelstunde, vielleicht nicht einmal so lange, verlassen — meine Mutter war ihm gefolgt, um zum Vater zu gehen, über ihren Sieg Bericht zu erstatten und seine Befehle einzuholen, und meine kleine Margaretha (ich hatte sie wie meine anderen Geschwister damals sehr lieb) saß bei mir und weinte mitleidig über mein Loos — als die Thür hastig aufgerissen wurde und mein Vater hereinstürzte.

Ich habe Niemand vorher und, Gott sei Dank, auch

nachher nie wieder Jemanden in solcher Verfassung, in solch maßloser Wuth gesehen. Der Anblick war erschrecklich, obgleich, wenn ich heute daran zurückdenke, auch ein wenig lächerlich; damals dachte ich freilich daran nicht.

Ohne Hut, einen langen Hirschfänger, wahrscheinlich die ihm zunächst hängende Waffe (denn da er leidenschaftlicher Jäger und Pistolenschütze war, hätte er Schießwaffen eben so leicht erreichen können und sie hätten seinem Zweck besser gedient), in der Hand, war er fortgestürmt, mich zurückzuschleppen!

Mein Gott! er hätte nicht so fürchterliche Vorbereitungen zu machen brauchen; — es setzte sich ihm ja Niemand zur Wehr — ich am allerwenigsten; — aber der Sturm war einmal erregt; zu Hause wurde er durch „nos intimes“, d. h. durch schlechte Freunde, zu noch wilderem Toben angefacht, und die hochgehenden Wogen waren nicht mehr zur Ruhe zu bringen. — Ich wiederhole hier, was ich wieder und immer wieder sagen möchte, und mich heute, so wie in all' diesen langen Jahren selbst gefragt habe: warum diese maßlose Wuth, dieses sinn- und vernunftlose Toben? Warum benahmen sich alle dabei Betheiligten wie Wahnsinnige, wie von einem bösen Geist Besessene? — Ich weiß es nicht und kann und werde es nie fassen! Daß sich

unter all den damals handelnden Personen nicht ein Mensch mit ruhiger Ueberlegung gefunden hat, der nicht nur den eigenen Vortheil im Auge, die Folgen, d. h. den fürchterlichen Scandal voraussah, der aus all dem wahnwitzigen Treiben entstehen mußte, das ist eben so unbegreiflich als alles Andere! — Von Einem, von dem Doctor Arndt, demjenigen, welcher sich am unverantwortlichsten dabei benahm, weil ihn die ganze Sache eigentlich gar nichts anging, der das Ganze als eine Art Privatrache betrachtete, von ihm habe ich später durch Andere erfahren, woher sein Haß gegen Lassalle stammte; dieser soll ihn einmal bei einer Versammlung in Berlin wegen flegelhaften Benehmens haben hinauswerfen lassen, und Arndt ihm dann zugerufen haben: „Das werde ich Ihnen gedenken!“ — Ob wahr, ob nicht? Jedenfalls ließe sich damit bei einem kleinlichen Charakter sein damaliges abscheuliches, ja ganz niederträchtiges Hetzen gegen Lassalle einigermaßen erklären.

Ich stand also meinem rasenden Vater gegenüber, der sich in den stärksten Ausdrücken gegen Lassalle, gegen mich, gegen Madame R. (denn die Arme hatte versucht, ihr Hausrecht zu wahren und ihm in dieser Verfassung den Eintritt zu weigern), kurz gegen Jeden und Jedes erging — und sagte kleinlaut und zitternd:

„Seid nur Alle ruhig — ich will ja thun was Du willst!“ —

„Das wirst Du auch, Du — — —“ irgend ein brutales Schimpfwort ausstoßend — „aber nicht, weil Du, oder Dein sauberer Geliebter, der jüdische Lump, es wollen, sondern weil ich es so sage. Ich werde Dir schon Respect vor meinem Willen beibringen!“ — Damit ergriff er meine Haare und schleppte, stieß und zerrte mich so beim Arm, beim Haar, wo er mich gerade packen konnte, mit sich über die Straße bis zu unserem Haus. — Später haben sich meine Eltern gewundert, daß die Sache solchen Scandal gemacht hat!!! —

Zu Hause hatte er, der wüthende Vater, bereits Polizei, die den Garten und die Eingangsthüren zur Villa bewachte, requirirt! — Was er sich dabei gedacht hat, ist mir ebenfalls nie klar geworden.

Ich wurde auf mein Zimmer gezerrt — dort vernagelte mein Vater mit eigener Hand die Fensterläden, verschloß die Thüren und schrie mir zu: „So wirst Du bleiben, bis Du Dich eines Besseren besonnen hast!“—

Ich war allein! — Verzweifelt? — Nein! — Ich empfand nichts mehr! Die Aufregungen dieses entsetzlichen Tages, die furchtbaren Nervenerschütterungen, hatten mich überwältigt — — ich brach zusammen und fühlte Nichts mehr! — Aber in diesem Nichtempfinden lag

eine trostlose Qual, eine tödtliche Angst. Ich sehnte mich zurück nach den aufgeregten, ja selbst nach den leidensvollen Augenblicken — denn mein jetziger Zustand war furchtbar. —

Dies ist auch jetzt der Zeitpunkt in meiner Erzählung, wo mir für manche Kleinigkeiten, z. B. für Zeit und Orte, die Erinnerung fehlt; ich war eben stumpfsinnig — und wundere mich heute noch, daß ich nicht verrückt wurde in jenen schrecklichen Tagen, die nun folgten.

Ich sah Niemanden. Mein Essen wurde mir in das Zimmer geschoben, ohne daß ich sah von wem, meine Thüren waren von Allen im Hause gemieden; natürlich, denn, wie ich später erfuhr, hatte mein Vater geschworen, Jeden niederzuschießen wie einen tollen Hund, der irgend welche Communication mit mir oder gar mit Lassalle unterhielte! — Er selbst kam jeden Tag ein Mal und frug: „Nun, hast Du es Dir überlegt?“ Und immer lautete meine Antwort: „Ich heirathe Lassalle!“ —

Wie die Tage fortschritten, wunderte ich mich freilich ein wenig, so gar keine Nachricht von Lassalle zu erhalten — aber ich konnte selbst dieses Gefühl nicht stark mehr entwickeln; ich saß und starrte vor mich hin — auf etwas Unbewußtes wartend, ohne Ziel — ohne Hoffnung!

Da, eines Nachts — ich allein lag wohl noch wach in dem großen, vielbewohnten Hause — pochte es, oder kratzte es vielmehr leise, kaum hörbar an meiner Thür. Ich dachte an einen der Hunde, mit denen ich besonders „gut Freund“ war, und stand auf, selbst dieses einzige Liebeszeichen zu beantworten durch freundlichen Zuruf. Ich schlich zur Thür, kniete nieder und flüsterte: „Bist Du es, Peks?“ — „Nein, gnädiges Fräulein, ich bin's,“ tönte ganz leise meiner getreuen Theres' Stimme, „aber es darf es Niemand wissen. Ich will nur sagen, daß ich gehört habe, Herr Lassalle sei fort, er habe Genf verlassen. Und man hört und sieht gar Nichts mehr. Aus dem Hause darf Niemand von uns und Mdm. R. darf nicht herkommen. Es ist schrecklich; — aber haben's nur guten Muth! Der liebe Gott wird schon helfen!“

Ich bat sie eine Secunde zu verweilen, schob ihr dann durch die Thürritze einen kleinen Brief zu, den ich meiner englischen Freundin, Mdm. d'A., geschrieben, einen ebenfalls bereit liegenden an Lassalle, ließ ich leider, durch die Nachricht von seiner Abreise erschreckt, zurück. Sie versprach die Besorgung zu versuchen. — Dann ging sie. —

Mich hatte in ihrer Rede nur Eins getroffen: Lassalle fort! Er hatte Genf verlassen! — Ich stand

und dachte, und dachte und konnte kein Ende finden — keinen Ausweg — keine Erklärung.

Er war fort! — Aber wohin? — Warum? Auf wie lange? — Hatte mein Vater durchgesetzt, ihn ausweisen zu lassen? Ich war ja dumm und unerfahren, wußte wenig oder Nichts von Völkerrecht und was ein Gesandter konnte und nicht konnte; mein Vater stellte sich mir als omnipotent vor — und ich glaubte ihn so — und fürchtete das Schlimmste. Oder, — und dieser Gedanke machte selbst bei meinem Stumpfsinn, meiner Empfindungslosigkeit mein krankes Herz erbeben — oder hatte er mich ganz aufgegeben? — War er abgereist, müde eines zu schweren Kampfes, und weil der Preis die Anstrengung nicht lohnte? — Und dann kamen die schwärzesten, qualvollsten Gedanken: Warum sollte er denn auch so sehr an mir halten — er kennt mich ja kaum! Die kurzen 8 Tage, die wir einander angehörten — was sind sie in seinem stürmischen, den höchsten Zielen zugewandten Leben? Meine Jugend, meine Eigenartigkeit haben ihn gereizt — aber hängt er wirklich so fest an mir? Ist er überhaupt eine Natur, die sich für lange fesselt, auch wenn die Hindernisse so unüberwindlich sind? — Ich kenne ihn ja auch nicht genug — was weiß ich denn von ihm? — Das eine Mal, wo ich auf ihn, seine Liebe baute, hat er mich

im Stich gelaſſen, hat mich meinen Peinigern zurückgegeben, ſich gar nicht um mich bekümmert — und mich nun ganz verlaſſen!! —

Das war eine böſe, fürchterliche Nacht! — Der Morgen brachte mir ein wenig Hoffnung zurück — aber nur die ich in meinem eigenen Herzen fand, wenn es mir zurief: „Nein, eine ſolche Liebe kann nicht ſo ſchnell vergehen — ein ſolcher Mann nicht lügen!“ — Aber er war fort! Die ſchreckliche Thatſache blieb! — Die Stunde, zu welcher mein Vater zu kommen pflegte, mir ſeine gewöhnliche Frage zu ſtellen, war längſt vorbei — er erſchien nicht. — Statt deſſen öffnete ſich meine Thür und meine Schweſter kam mit den jüngeren Geſchwiſtern herein. Sie weinten und flehten, ich möchte doch endlich nachgeben! Ich möchte doch bedenken, daß mein Starrſinn dem Vater ſeinen Platz koſten könne; daß, wenn ich wirklich Laſſalle heirathe, meine Brüder keine Carrière machen könnten! Daß die Schweſtern nie mehr Männer in „unſerer Sphäre“ bekommen könnten! Daß ich die ganze Familie unglücklich und elend mache, nur aus egoiſtiſchen Gründen, weil ich mir einbilde, den abſcheulichen Menſchen zu lieben! —

Am Abend kam einer meiner Brüder, er hatte mich lieb, damals, wie ich ihn. Er traf mich auf dem Sopha liegend und bitterlich weinend, er weinte mit

mir — sagte, er bedaure mich — gäbe mir Recht, mein Glück um der Anderen willen nicht aufzugeben — aber sie hätten doch auch Recht! Denn was mir die Anderen gesagt, sei alles wahr: mein Vater müsse den Staatsdienst verlassen, er und der andere Bruder könnten nicht Offizier und Diplomat werden, — kurz, ich ruinire die Familie, wenn ich Lassalle heirathe! —

Ich will kurz sein: das ging tagelang so fort! Sie kamen jeden Tag — klagten und weinten mir vor, nun auch die „edle" Mutter; — von Lassalle hörte ich nichts mehr, und mein Körper fing an die durchgemachten Kämpfe zu fühlen — ich war sehr leidend. Nach wenigen Tagen verlegte sich auch der Vater auf's Bitten und — hier rufe ich jedes menschliche, vor allem jedes weibliche Wesen an, sich in meine Lage zu versetzen, und mir dann, alles bis jetzt Gehörte in Erwägung ziehend, zu sagen, ob es nicht furchtbar schwer ist, sich dem Einfluß der Familie, diesem Band, das Herz an Herzen schließt, zu entziehen? Glauben Sie mir, Alle, die dies lesen, es dauert lange und bedarf harter Kämpfe und gräßlicher Erlebnisse, bis man die Liebe zu Eltern und Geschwistern, diese von erster Kindheit an gefühlte Zuneigung, in Haß verwandeln kann! — bis man dem Flehen der Seinen unzugänglich wird! Ich glaubte Alles, was sie mir vorsprachen,

was ich seitdem gelernt habe, als Phrase zu bezeichnen! Und dann kam eine Nacht, in der ich mir sagte: „Dein Leben ist überhaupt ohne Reiz, ohne Werth! Selbst der Mann, um dessentwillen du dies Alles erduldet hast, findet dich nicht der Mühe werth; er kümmert sich nicht mehr um dich und verläßt dich. Wer bist du also? — ein werthloses, gleichgiltiges Ding! Hast du da das Recht um deines Glückes willen die Ruhe, die Stellung und das Glück deiner ganzen Familie auf's Spiel zu setzen? — Nein, gieb dich auf, gieb deinen letzten Anspruch an Glück in der Welt auf — und mache sie glücklich!" —

Am nächsten Morgen sagte ich mit leiser Stimme und fast brechendem Herzen zu meiner Mutter: „Wenn es denn wirklich Euer Aller Unglück ist, so verzichte ich auf mein Glück — auf Lassalle!" — — — Mit diesem Wort aber verzichtete ich nicht nur auf meinen Antheil an Glück im Leben, sondern, so erschien es mir damals und noch lange, lange Zeit darauf, auf dieses Leben selbst! Mit welchem Ausdruck ich es daher sprach, wie bei diesem fürchterlichen, mir durch Gewalt und falsche Rührung abgezwungenen Opfer mein Herz zerriß; wie in mir für immer eine Saite sprang, die beste, klangvollste meiner Seele, und sich der Haß, der finstere, unfruchtbare Haß gegen meine erbarmungslosen,

selbstsüchtigen Eltern in meinem Gemüth einnistete, ein Gefühl, das unzerstörbar Alles Andere überdauert hat (und durch ihr Thun und Treiben in später Zeit nur immer lebendiger gestaltet wurde), das Alles hätte eine liebe- und verständnißvollere Mutter sehen müssen. sie aber war unbarmherziger, als ich ahnen konnte: Sie feierte meinen mir abgerungenen Entschluß! — Freunde wurden herbeigerufen, „Champagner und Musik mußten dem „Ideal einer Tochter" beweisen, wie glücklich sie ihre „guten Eltern" gemacht.

Und ich, ich saß krank und bleich in meinem Zimmer, durchweinte meine Nächte — hörte niemals Etwas von Lassalle, und brachte meine Tage wie ein vom Leben Abgeschiedener, gleichgiltig gegen Alles hin! — War ich bis dahin schwarz wie die Sünde, und meinem Vater kein Wort stark, kein Ausdruck roh genug gewesen, um mich zu bezeichnen, so war nun die heilige Jungfrau eine Sünderin gegen mich! Ich war, wie gesagt — plötzlich „das Ideal", die einzig gute Tochter, „das Herzenskind" meines Vaters geworden. Mit welcher Empfindung von meiner Seite — das habe ich gesagt.

Da sich mein leidender Zustand doch allzu bemerklich machte, den Anderen nämlich, nicht mir — so wurde der Arzt gerufen und sein Spruch lautete: Luft-

veränderung! Das war meinem Vater gerade recht. Fort von Genf sollte ich doch, und die Gesundheit war der schönste Vorwand. Dazu kam, wie ich erst später hörte — man hatte in unserem Hause etwas ausspionirt von einer beabsichtigten Entführung, welche Lassalle's Freunde auf seinen Befehl, sei es auch mit Gewalt, vornehmen sollten. — Ich wurde also in einer finstern Nacht — denn mein Fortschaffen sollte für die Feinde der Eltern ein Geheimniß bleiben, aus dem Garten unserer Villa, in vollständiger Vermummung, eine Anzahl Polizisten im Boote, als einzigen, aber sicheren Begleiter meinen Schwager Keyserling, über den See geschafft. Wohin wir in jener rabenschwarzen, feuchten Nacht gerudert wurden, weiß ich nicht. Es war eine wahrhaft mittelalterliche Fahrt, und nirgend eine Rettung zu sehen — denn thöricht genug, in meines Herzens Herzen hoffte ich noch immer, Lassalle würde mir Hülfe, Rettung senden! Ich glaubte ja an ihn und glaubte auch an seine Freunde und ihre Macht; vor allem war ich gläubig genug ihrem guten Willen zu vertrauen. Natürlich vergebens.

Ich wurde in der nächsten Nacht nach Bex gebracht — und blieb dort, ich weiß nicht wie lange. In wenigen Tagen, schien es mir, folgte meine Familie, und nun begann eine neue, womöglich noch entsetzlichere Quälerei:

Alle Augenblicke kam mein Vater mit kleinen Zetteln und bat mich dieſe abzuſchreiben. Manchmal waren es mir völlig dunkele Sachen, dann that ich's ohne jede Einwendung; oder es waren, wie ein gewiſſes, niederträchtiges Papier an Holthoff, kurze Schreiben, in denen ich meine neue Entſcheidung gegen Laſſalle beſtätigen ſollte. Dies weigerte ich zu thun — aber mein Vater wurde heftig — ich war ſo ſchwach, daß ich vor dieſen Ausbrüchen zitterte, und er meinte: „Jetzt, nachdem Du Dich ſelbſt bezwungen und uns glücklich gemacht haſt, was kann es Dir ausmachen, ob Du es nun auch Andere glauben läßt?“ — — Da brach ſich zum letzten Mal ein Funke entrüſteten Widerſtandes Bahn und ich ſagte: „Ihr aber habt mich gezwungen, gemartert, körperlich und geiſtig. Wenn ich meinen Entſchluß Jemandem mittheile, ſo will ich auch ſagen, wie er erreicht wurde! Denn daß ich im Herzen unverändert fühle, daß Laſſalle mein Gott iſt und bleibt, könnt doch wohl ſelbſt Ihr Euch denken!“ —

„Alſo willſt Du mich jetzt noch um meinen Poſten bringen?“ rief mein Vater, „wenn Du das ſagſt, ſo war Dein ganzes Opfer nutzlos! Aber ich kenne Dich beſſer, Du wirſt Dich auch hierin fügen und einſehen, daß die ſchwerere Aufgabe hinter Dir liegt und daß, was Dir zu thun übrig bleibt, Kinderſpiel iſt.“ —

Und ich nahm den Zettel, meine Aufwallung war vorüber, die vorige Gleichgültigkeit war wieder da — mein Vater führte mir scherzend bei den ersten Worten die Hand, und den Rest diktirte er mir. — Freilich war dieses Schriftstück so gehalten, daß Jeder, der mich auch nur oberflächlich kannte, sofort sehen mußte, wie es entstanden, um wie viel mehr Holthoff, der hunderte von Briefen von mir, und erst kürzlich mein begeistertes Jubelschreiben erhalten hatte! — Vielleicht hatte er es auch gemerkt — aber — aber dennoch!!

Wenige Tage darauf, oder war's schon am selben? — erhielt ich von meinem letzten, nun einzig geglaubten Freund Holthoff, einen Brief, der mich starr machte!! Er schrieb mir: „Um Gotteswillen Lassalle aufzugeben, mich ja dem Willen der Eltern zu fügen; Lassalle sei überhaupt kein Mann für ein so junges Mädchen aus solcher Familie; mein Vater vollständig im Recht, ich solle jedenfalls diesem unbedingten Gehorsam leisten, nur dann könnten meine Freunde mir ihre Sympathien schenken und mich weiter achten und lieben!" — So schrieb Lassalle's bester, wie er glaubte, ergebenster Freund!! — —

Das war ein harter Schlag — aber noch hoffte ich! Ich glaubte ja noch an die Gräfin!!! — — —

Dort in Bex durfte ich frei umher gehen, nicht gerade

allein, doch meiſtens nur mit meiner Schweſter. — Aber was konnte, was ſollte ich unternehmen? Von Laſſalle wußte ich gar nichts — nicht ſeinen Aufenthalt, nicht ſeine Pläne, und Alle Anderen, auf die ich gerechnet hatte, ſie hatten uns verlaſſen — verrathen! Ich konnte Niemandem mehr ſchreiben, von Niemand Hülfe erhoffen, als von Laſſalle's oder der Gräfin plötzlichem Wiedererſcheinen, auf das ich zwar nicht rechnete, das ich aber doch nicht als unmöglich verwarf.

Es gab in jenen Tagen keine Dame, keinen Arbeiter in der blauen Blouſe, denen ich mich nicht hoffend genähert hätte. Immer und immer meinte ich, es kann die Gräfin ſein — oder ſolch ein Blouſenmann, einer von Ferdinand's Getreuen, ſolle mir Nachricht bringen von ihm! — Und immer und immer vergeblich. So gingen die Tage dahin, und ich verſank mehr und mehr in meinen troſtlos apathiſchen Zuſtand. — —

Eines Tages ſaß ich — ich weiß dieſe Scene noch ſo grauenhaft deutlich — allein in meiner Stube. — Vor mir Laſſalle's Lieblingsroman, Balzac's „Père Goriot"; — ich las nicht — ich ſtarrte träumend, troſtlos vor mich hin. — Vor meinem Fenſter lag die weiße, ſtaubige Landſtraße, die weiter hin zum Bahnhof führte; — plötzlich ſah ich einige Herren um die Ecke biegen, und auf unſer Haus zuſchreiten. Unwillkürlich hefteten ſich

meine Augen auf sie — es war mein Vater, noch ein oder zwei Andere und mein schwarzer Page, Yanko Racowitza! —

Keine Empfindung ließ mein Blut schneller kreisen, nur ein müdes, mitleidvolles Gefühl für ihn schlich mir in's Herz, und ich sagte halblaut vor mich hin: „Armes Kind! Armes Kind!“ — Ich hatte ein objectives Mitleid mit ihm, als sei ich bei der ganzen Sache nicht betheiligt — ich bedauerte nur ihn. — Wenige Secunden darauf lag er mir zu Füßen, umklammerte mich und bedeckte meine Hände, Füße und Haare mit brennenden Küssen. Sobald er sprechen konnte (denn ich rührte mich nicht, es war mir, als halte er nur meinen todten Körper, als sei meine Seele weit, weit fort in gar keiner Berührung mit ihm), frug er mit leidenschaftlich zitternder Stimme: „Willst Du mich?“ —

Das erst aunte mich; ich schob ihn zurück und sagte ruhig: „Ob ich Dich will?“ Das ist eine sonderbare Frage. Ich schrieb Dir ja vom Rigi aus, was ich will — in mir hat sich seitdem Nichts geändert, mein Gefühl für Ihn ist dasselbe wie damals und Alles, was Du seitdem gehört hast, von mir oder von Anderen, war erlogen, erzwungen, meiner Schwäche unter Todesqualen entrissen. — Jetzt ist mir Alles egal, Alles was nicht Ferdinand Lassalle ist.“ —

Er zuckte zusammen, und blieb einen Augenblick still.

Monate später, kurz vor seinem Tod, gestand er mir, welchen fürchterlichen, fast unheimlichen Eindruck ich damals auf ihn gemacht habe: „Leichenblaß, selbst mit weißen Lippen, mit Deinem schwarzen, langen Kleid, die großen, seelenlos blickenden Augen auf's Leere gerichtet, kamst Du mir vor, wie ein Gespenst, ein Vampyr, oder sonst solch ein lebendig-todtes Sagengeschöpf. Es bedurfte meiner ganzen Liebe und der Erinnerung an das Deiner Großmutter gegebene Versprechen, um mich nicht abschrecken zu lassen." — — Aber damals sagte er nichts. Ich selbst sprach weiter mit dumpfem Zorn: „Nein, nicht Alles ist mir gleichgültig! Vor Dir bin ich gewohnt, jeden Gedanken meiner Seele auszusprechen, und da sollst Du's denn auch hören: Alles, Alles ist mir egal — bis auf meine Eltern — die hasse ich." —

Da sah er mich mit einem Blick voll so unendlicher Liebe an, daß es noch heute mein Herz erwärmt, daran zu denken, und selbst damals mich bewegte, und er sagte innig und leise: „Siehst Du! Das dachte ich wohl! Ich kenne Dich ja so gut; und ich weiß, sie haben Dich furchtbar gemartert. Aber eben deshalb sage ich Dir, komm mit mir; — laß Dich von mir hegen und pflegen. Du sollst von mir nie ein hartes oder gar vorwurfsvolles Wort hören; ich will Dich nur retten vor den Deinen, bei denen Du, nach all

dem Vorgefallenen, ja doch nicht bleiben kannſt. Und willſt Du Laſſalle abſolut wiederſehen, ſo führe ich Dich ſelbſt zu ihm, dann magſt Du zwiſchen uns wählen.“ —

Ich ſtaunte ihn an, dieſer naive Edelmuth überraſchte mich doch — ſelbſt bei ihm und rührte mich faſt. Aber nur eine Secunde, dann ſtieß ich ihn weit von mir, erhob mich von meinem Sitz und ſagte feſt: „Wie Du willſt! Mein Leben iſt mir gar nichts, gar nichts mehr werth! Ob Du es nimmſt oder ein Anderer, mir gilt es gleich. Haben ſie das aus mir gemacht, was ich jetzt bin, iſt's auch egal, was ſie ferner aus mir machen. Aber das ſage ich Dir, und ſchwöre es Dir zu: wenn je ich Ferdinand Laſſalle wiederſehe, ſo gehe ich zu ihm und bleibe bei ihm, und ſollte der Weg über Euer aller Leichen führen! Mit eigener Hand helfe ich Euch Alle erſchlagen, erdroſſeln oder vergiften — auch Dich — um zu ihm zu gelangen! — Das merke Dir — und nun nimm mich, wenn Du noch willſt!“ —

„Iſt das wahr?“ frug Yanko nun doch ein wenig entſetzt.

„Ob es wahr iſt?! Wenn Du, alle meine Geſchwiſter, alle die Menſchen, die ich je geliebt habe, wenn Ihr Alle jetzt hier todt zu meinen Füßen läget — ich wollte noch nicht mit einer Wimper zucken — vielleicht

würde ich mich freuen, denn ich könnte dann ungestört über Eure Leichen zu ihm gelangen."

„O Du bist schrecklich — und erbarmungslos!" rief er schaudernd.

„Man war auch erbarmungslos mit mir! Wer hat Mitleid mit mir gehabt? Nein, von dieser Zeit an — doch genug — mein Kopf und Herz thun mir weh — sei still!" —

Er ging hinaus — er war zufrieden mit dem eigenthümlichen Zugeständniß, das ich ihm machte, und von diesem Augenblick an hat er mich geschützt so gut er konnte, vor rauhen Worten und böser Behandlung, bis zu seinem eigenen, so rasch erfolgendem Tod. — Ich kann schnell über die nächste Zeit hinweg gehen; sie brachte mir nichts Neues, und wir verließen Bex, um nach Genf zurück zu gehen — ich weiß nicht warum. —

Dort angekommen, kam am nächsten Morgen mein Vater und gab mir einen Brief mit den Worten: „Das ist von der Gräfin Hatzfeld; ich will Dir den Brief geben, wenn Du mir Dein Wort giebst, nicht anders als durch mich zu antworten."—

Was sollte ich machen? Ich zitterte dem Brief entgegen — das erste Lebenszeichen von Lassalle, wie ich hoffte, ich konnte das Schreiben nur unter einer Bedingung erhalten, — und so erfüllte ich diese — ergriff den Brief, flüchtete damit in den Garten und

fand — — als Antwort auf meinen liebevollen, töchterlichen Brief einen Wisch, der mich empörte. Doch ich will beide Schreiben hierher setzen, man urtheile!

Mein Brief:

Nachdem ich, liebe und verehrte Frau Gräfin, die Erlaubniß meines Herrn und Gebieters erhalten habe, mich Ihnen schon heute, leider nur schriftlich vorzustellen — komme ich denn zu Ihnen le coeur et la main ouverte, Sie zu bitten, ein wenig von der Freundschaft, die Sie ja in so reichem Maße für Ihn haben, auf mich, sein ihn anbetendes Weib, übertragen zu wollen. O! wie ich dieses Wildbad verwünsche, oder besser Ihre Krankheit, Frau Gräfin, die Sie zwang, dorthin zu gehen und mir dadurch das Glück raubt, schon jetzt, oder doch recht bald selbst, in Körper und Seele, Herz und Geist vor Sie zu treten, Ihnen meine Liebe und Verehrung zu bringen und Sie zu bitten, mir helfen und rathen zu wollen, um Ihn, meinen schönen, herrlichen Adler, glücklich zu machen. Allerdings werde ich mich Ihnen gegenüber wohl die ersten Male etwas befangen fühlen, denn ich bin nichts als ein kleines unbedeutendes Wesen, welches Nichts kann, als ihn lieben, anbeten und versuchen ihn glücklich zu machen u. s. w.

Ich kürze den Brief, der in gleich zärtlichen Worten

für Lassalle und ergebenen für die Gräfin, weiter fortwährt, der aber die Leser ermüden möchte, ab und füge nur noch den letzten Theil desselben bei:

. . . . Und sehen Sie, theure Frau Gräfin, dazu und zu noch weit mehr brauche ich Ihre Hülfe, Ihren Rath, und vertraue darauf, denn Sie sind engelsgut und felsenstark und lieben ihn mit Ihrer schönen festen Freundschaft, wofür ich Ihnen danke aus voller Seele, und Ihnen die Hände küsse . . . .

(folgen wieder Liebes- und Sehnsuchtsbetheurungen und dann der Schluß):

. . . . So hoffe ich, daß ich auch Sie mit Ruhe und Glück erwarten, ersehnen kann, wie ich es mit Liebe und Verehrung thue. Noch einmal bitte ich Sie um einen kleinen Platz in Ihrem schönen, edlen Herzen und küsse Ihnen die Hände. —

Ganz die Ihrige

Helene.

Der Gräfin Hatzfeld Antwort:

Fräulein! Ich bin hierher gekommen, um eine Angelegenheit zu ordnen, die eine ebenso unglückliche als unpassende Wendung genommen hat. Ich halte mich zur Einmischung berechtigt wie verpflichtet, einestheils durch meine langjährige Freundschaft für Herrn Lassalle, durch das volle Vertrauen, mit welchem

er diese Angelegenheit in meine Hände gelegt hat, so wie was Sie betrifft, durch den Brief, den Sie vor Kurzem an mich gerichtet haben. Sie werden einsehen, daß nach Allem alsdann in Ihrem Interesse es noch weit mehr, als in dem des Herrn Lassalle liegt, daß Ihr Verhältniß zu ihm in der allerrücksichtsvollsten Form gegen ihn seine Lösung finde! — Nur durch meine Vermittlung kann dies möglich sein, und ich habe mich entschlossen, aus wahrer Freundschaft für Herrn Lassalle dieses nicht angenehme Amt zu übernehmen. Zu diesem Zwecke schlage ich Ihnen demnach vor, entweder heute oder morgen zwischen 2—4 Nachmittags zu mir zu kommen, denn jedes Zögern könnte Alles verderben. — Ich halte es unter meiner Würde, mein Fräulein, Ihnen zu versichern, daß Sie keine schlechten Romanscenen bei mir zu fürchten haben, wohl aber spreche ich Ihnen meine Ueberzeugung aus, daß ich durch den Schritt, zu dem ich mich herbeilasse, am allermeisten Sie zu Dank verpflichte.

Sophie Gräfin von Hatzfeld.

Ich war, wie gesagt, empört! „Der Wisch" — wie ich das Schreiben bezeichnete, versetzte mich in solche Wuth, daß ich dem auf Antwort wartenden Dienstmann nur „lettre reçue, Hélène de Dönniges" auf ein

Zettelchen schrieb und den beleidigenden Brief meinem Vater mit den Worten brachte: „Ja, Du hast Recht! Die Gräfin Hatzfeld muß eine abscheuliche Frau sein.“ —

Hier nun muß ich mich schwer anklagen; hier fängt meine Schuld, meine durch Nichts zu beschönigende, nicht wegzuwischende Schuld an: ich gestattete der Gräfin Recht über mich zu haben, denn während sie kühl und berechnend blieb, ließ ich mich durch ihren schändlichen Brief in eine so gereizte, so stolz beleidigte, geharnischte Stimmung versetzen, daß sie völlig ihren Zweck erreichte. Zugleich brachte sie mich dadurch beinahe auch gegen Lassalle auf! Das war also die Frau, die ich wie ein höheres Wesen, wie eine liebende Mutter verehren sollte? Und diesem Weib überließ er mich, und die ganze Fürsorge in unserer Angelegenheit!? Ueberließ sie ihr so vollständig, daß er selbst gar nicht für nöthig fand sich um mich zu kümmern?! Denn, daß mein Vater alle Briefe Lassalle's unterschlagen hatte, daß dieser selbst in München war, um mit Riesenanstrengung für uns zu arbeiten, das Alles wußte, ahnte ich ja nicht! Seit Wochen war dieser Brief der Gräfin das erste Lebenszeichen von ihm zu mir!!! — Da kam wieder die unglückliche Thatsache zur Geltung, daß ich ihn ja im Grunde gar nicht kannte, und daß nun, wo ich alle seine Freunde entweder gegen ihn, wie Holthoff, oder

doch gegen unsere Verbindung, wie die Gräfin, auftreten sah, das Mißtrauen in meiner Seele, nicht gegen ihn und seinen Charakter, aber gegen seine Umgebung erwachte, gegen die Umgebung, in die er mich doch bringen wollte — in der ich leben sollte! Dies Alles war vielleicht natürlich — aber nicht verzeihlich! Mit einer Liebe, wie ich sie für diesen Mann im Herzen trug, hätte ich an Allen und Allem verzweifeln dürfen, aber ich hätte wissen, fühlen müssen, und in diesem Gefühle fest bleiben, daß Er mich doch nicht verlassen würde! — Das war meine große Schuld, und aus ihr entsprang mein ganzes nunmehriges Thun; ich mißtraute Allen, die als seine, als Lassalles Freunde sich mir zu nahen versuchten. Hatten doch die beiden „Guten", „Treuesten", „Ergebensten" sich als Verräther erwiesen! —

Mein Vater und Yanko, die natürlich über meine Stimmung selig waren, benützten diese, und Ersterer diktirte mir einige kurze Zeilen (ich hätte in meiner Gemüthsverfassung Alles geschrieben um die „gute" Gräfin zu kränken) — in welchen ich sagte, die Angelegenheit sei als beendet zu betrachten und ich lehne jede Vermittlung ab. Brauche ich zu sagen, mit welcher Sorgfalt diese meine Entrüstung über die Gräfin — und selbst über Holthoff geschürt und in Flammen erhalten wurde? Immer wieder kam das Gespräch

auf jenen „schmachvollen Wisch“ der alten — — — und daß, wenn sie ein Mann wäre, man sich mit ihr schießen müsse! So, als eine solche Frau, stehe sie unter jeder Berücksichtigung! — So standen die Sachen als plötzlich die Nachricht kam: Lassalle ist wieder in Genf! Auch ich vernahm es — — als leise, unbestimmte Nachricht. — Zu fragen traute ich mich nicht. — Aber meine Hoffnung, mein Glaube an Ihn, an seine Allgewalt erwachten wieder in mir; ich erinnerte mich wieder seiner Worte: „Thue, was man von Dir verlangt, eine kurze Zeit sei geduldig! Ich stehe für Alles — wir siegen! Das ist meine Sache!“ — Was wird er nun thun, um das wahr zu machen? Und was hat er so lange — in dieser endlosen Abwesenheit gethan? —

Letzteres erfuhr ich erst Jahre nachher, als ich durch Zufall einmal das Becker'sche Buch in die Hände bekam. — Ersteres offenbarte sich mir bald — aber in welcher Weise! — Lassalle hatte mir während unseres Aufenthaltes in der Villa meiner Freundin d'A. mehrere kleine, mehr oder minder werthvolle Geschenke gegeben, und man erinnert sich, 5 oder 6 Briefe geschrieben; dieses Alles bewahrte ich als meine heiligsten Reliquien, meine einzigsten Heiligthümer! — Da kam, am Morgen nach Ferdinands bekannt gewordener Ankunft, mein Vater zu mir. Ich war allein; ich dachte eben

an alle Möglichkeiten eines dennoch guten, glücklichen Endes; dachte wie Lassalle damals auf den Rigi mir gesagt hatte, er würde mich, wäre ich die Braut eines Andern, selbst noch vom Altar holen — aber ich dachte auch daneben, an all' die falschen Freunde, auf die wir gebaut, und die sich so schnell in ihrer wahren Gestalt gezeigt, als mein Vater eintrat.

Jetzt komme ich zu jenen Zeiten, wo jeder Schritt vorwärts meinen Vater in immer ungünstigerem Lichte zeigt, seine, nur durch wildesten Fanatismus für die Richtigkeit seiner Ideen zu entschuldigende Handlungen immer verabscheuungswürdiger werdend; zu jener Zeit, von der es mir am schwersten ist zu sprechen, weil ich eben meinen Vater zeigen muß, wie er damals war! — Er trat mitleidsvoll auf mich zu und sagte weich: „Mein armes Kind! Du hast wirklich ein schreckliches Loos! Die Menschen, an die Du da so arglos und unvorsichtig Deine Neigung fortgeworfen hast, lohnen es Dir in entsetzlicher Weise. Sie sind noch verächtlicher, als selbst ich es dachte. So schickt jetzt Lassalle — aber ich denke, es ist dieses Weibes, dieser Hatzfeld Einfluß, einen Menschen zu mir, sich seine Briefe und Geschenke zurückzuerbitten." —

Ich starrte ihn entsetzt an: „Das ist nicht möglich" — rief ich — „das kann Lassalle nicht thun!" — Mein

Vater runzelte die Brauen: „Ich denke, Du verläßt Dich auf mein Wort! Ueberhaupt ist es, einem solchen Verlangen gegenüber, unter Deiner Würde, auch nur ein Zettelchen zurückzubehalten, oder einen Moment Verzögerung eintreten zu lassen. Wo sind die Sachen? Gieb sie mir — der Mann oder Herr wartet!“ —

„Kann ich sie ihm nicht selbst geben? Frug ich schüchtern. — „Das wäre höchst unpassend; siegle die Briefe ein — so! Diesen Bettel packe allein in den Kasten zusammen und mach' schnell, sonst kriegst Du am Ende noch so einen Brief ‚à la Sophie' Gräfin Hatzfeld.“ —

Das wirkte. Mit zitternden Händen packte ich die Sächelchen ein — gab dem Vater die Briefe, und fiel schluchzend in die Kissen meines Divans.

Er ging hinaus, kam aber gleich darauf wieder: „Du thust besser eine Zeile zu den Sachen zu schreiben — von den Briefen erwähne nichts; das ist schicklicher.“ —

Mechanisch, im tiefsten Elend that ich, wie mir geheißen — und doch, selbst da noch blieb mir ein Fünkchen Hoffnung. Ich dachte: „hat die Gräfin das arrangirt, und er erhält die Geschenke wieder, ohne daß er es will, so soll er an diesen meinen Worten merken, daß auch ich gezwungen bin,“ und so unterzeichnete ich den kleinen Zettel: „Das Kind.“ — Diese Bezeichnung,

meinte ich, müßte ihm Alles ſagen! — Er hat es nicht verſtanden. — Die Erklärung zu dieſer Scene, die auch mir erſt ſpäter bekannt wurde, iſt: mein Vater wollte die Briefe in ſeinem Beſitz haben — was er damit machte, weiß ich nicht, ich habe ſie nie wieder geſehen: und die Geſchenke hat er Laſſalle zurückgeſchickt, ohne daß dieſer natürlich daran dachte, ſie zu fordern. Er glaubte ja damals noch an mich, und hatte von mir ſelbſt noch keinen beſtimmten Beſcheid. — Von dieſer Zurückſendung, ſo wie von dem ſie begleitenden Zettel mit der Unterſchrift „das Kind", iſt in keinem der erſchienenen Bücher die Rede, ſo glaube ich, hat Laſſalle dies wohl, als ſeiner unwürdig, Niemanden mitgetheilt. Ach, hätte er doch dieſe Unterſchrift, das einzige Zeichen, welches ich ihm geben konnte, richtig verſtanden! — — Es war die letzte — allerletzte Rettung, die für uns möglich war. —

Alles, was ſonſt noch in unſerem Hauſe geſchah, daß Laſſalle kam, um mit meinem Vater zu unterhandeln; — alle die kleinen Zwiſtigkeiten zwiſchen ihnen; das Hin- und Wiedergehen von Klapka, Rüſtow u. A.; — all' dies blieb mir natürlich völlig verborgen. —

Nur einmal wurde davon eine Ausnahme gemacht. Mein Vater ließ mich eines Morgens ſehr früh, es mochte 7½ Uhr ſein, zu ſich rufen und ſagte mir, er habe ſich die Sache überlegt, er müſſe Laſſalle eine

Antwort geben, um ihn nicht mit unbestimmten, durch dritte übermittelte Nachrichten aufzureizen. Lassalle schiene sich aus Ehrenhaftigkeit gebunden zu halten, und das ginge nicht; damit ich mich jedoch nicht hinreißen lasse, wolle mein Vater mir den Brief, der übrigens nur ein Zettel zu sein brauche, selbst diktiren! Da entstanden dann wieder einige ähnliche Zeilen wie die an Holthoff — und ich war abermals fest überzeugt, daß jeder, der nur einmal einen Brief von mir gelesen hatte, dies sofort erkennen müsse. Es ist auch auf diesen Zettel, wie ich später erfuhr, von Lassalle gar kein Gewicht gelegt worden. Aber mein Vater sagte mir weiter, es würde ein Herr kommen, den er bestellt habe, ein völlig „Unparteiischer", und diesem solle ich, wenn Papa mich rufen ließe, den Brief selbst übergeben, und ihm natürlich sagen, ich sei zu keinem meiner Schritte gezwungen worden!! Dieser Herr habe übrigens an der ganzen Sache gar kein weiteres Interesse, als daß er übernommen habe, diesen Brief zwischen Lassalle und mir zu befördern. Das Alles auf meines „Vaters Wunsch", und damit es nicht heiße, er (mein Vater) verfahre rücksichtslos, was ihm ebenfalls in seiner Stellung schaden könne (dies war überhaupt in jener Zeit das dritte Wort). Ich solle daher, ohne zu sprechen, den Brief übergeben, und nur auf Fragen die zuvor

bestimmten Antworten durch Ja oder Nein geben. Er, der Vater, würde daneben stehen, und so müsse ich handeln, wie er es wünsche!!! —

Aber gezwungen würde ich nicht! Es war ja kein Zwang, immerfort die Ehre und Stellung meines Vaters von meinen Handlungen und Aussagen abhängig zu machen!!!

Sollte, was auch möglich, mir dieser Herr einen Brief übermitteln, so müsse ich hier mein Ehrenwort geben, daß ich denselben nicht lesen würde, sondern ihn unerbrochen meiner Mutter oder auch Yanko abliefern wollte! —

„Ob Du den Brief liest oder nicht, das könnte jetzt doch in der ganzen Sache keinen Unterschied mehr machen, Dein Opfer ist gebracht, Du kannst und wirst es nicht zurücknehmen — wozu also Dein Herz schwer machen, dadurch, daß Du solche Briefe liest. Nicht wahr, Du bist meine gute, vernünftige Tochter?!“ —

Was lag mir noch an dem Wie, nachdem ich das Glück meines Lebens doch verspielt hatte! — Ich ging zu Yanko und sagte ihm, daß ich ihm den Brief geben wollte, aber daß er mir versprechen müsse, ihn mich später, vielleicht in zwei Monaten lesen zu lassen. Er versprach es mir und wiederholte, was er schon oft gesagt: Daß, wenn nur erst der Sturm in dieser

Angelegenheit sich etwas gelegt habe, so daß man uns wieder mehr Freiheit ließe, wolle er selbst mich zu Lassalle führen, ganz gleich, ob ich schon seine Braut sei oder nicht, und ganz gleich, wo Lassalle sich dann befände, und wären wir, Lassalle und ich, dann noch derselben Ansicht wie jetzt, so wolle er, Yanko, freiwillig zurücktreten, und mich in meinem Glück nicht stören. Ich aber sollte jetzt nur Alles ruhig thun, wie die Eltern verlangten, damit sie beschwichtigt würden, die Angelegenheit nicht mehr mit solcher Wuth verfolgten und uns wieder die Freiheit geben auszugehen, zu thun und zu lassen, was uns gefiele — mit einem Wort, ich sollte ihnen Sand in die Augen streuen. Ich wüßte ja, er wolle nur mein Glück!" —

Nach dieser Verabredung wurde denn auch gehandelt! — Der „Herr", der Unparteiische kam, ich gab meinen Brief ab und erhielt einen andern dafür, den ich draußen meinem getreuen Yanko ablieferte. — Ich erschien wieder vor dem „Unparteiischen", und sagte wie man mich gelehrt: der Brief könne keinen Unterschied machen, es bliebe alles beim Alten. Dann ging ich hinaus und hörte von nichts mehr, als daß mein Vater bald nachher äußerte: „Rüstow ist ein durch und durch anständiger, vernünftiger Mensch; denn wenn er auch, wie es scheint, eine höchst wunderbare

Verehrung für die Hatzfeld hat, so ist er doch verständig genug, die Unmöglichkeit einer Heirath mit Lassalle einzusehen. Er selbst räth entschieden von einer solchen ab, und meint, Lassalle würde sich mit der Zeit schon beruhigen, er sei in Allem excentrisch, müsse aber schließlich doch einsehen, daß man ihn in einer solchen Familie nicht dulden könne!" —

Daß mich dies nicht gerade für Herrn von Rüstow einnahm, brauche ich wohl nicht zu sagen. Er war also Nummer drei der treuen „Freunde"!! —

Ob Rüstow wirklich, wie ich in jener Zeit und noch lange nachher geglaubt habe, den Mantel nach dem Winde, bald auf der Seite meines Vaters, bald auf der Lassalles getragen? Ich wage nicht, es fest zu behaupten. Jedenfalls war er damals der sehr intime Freund der Gräfin — und Frauen-Liebeseinfluß hat schon Stärkere besiegt. „Cherchez la femme" ist vielleicht auch hier das Richtige. Mir hatten diese Worte meines Vaters jedenfalls einen Hassenswürdigen mehr geschaffen.

Nicht lange nachher (es war wieder noch ungewöhnlich früh am Tage und ich eben unter den Händen meiner Theres, die mich ankleidete) trat mein Vater zu mir in's Zimmer und schickte die Kammerfrau hinaus. Er sah sehr ernst aus und sagte: „Jetzt verlange ich von allen der gebrachten Opfer das schwerste! Wenn Du mich

jetzt im Stich läßt, so — doch das ist unmöglich. Ich will Dir erzählen was geschehen, und dann sagen, was Du zu thun hast. Ich weiß Du, wirst, Du mußt es thun. Lassalle, um sich an mir, für den ihm ertheilten refus zu rächen, hat in München so gegen mich intriguirt, daß ich auf dem Punkte bin, meinen Posten zu verlieren! Sie haben mir schon einen gewissen Dr. Haenle hergeschickt, und es hängt jetzt von Dir ab, mich und Deine ganze Familie zu retten oder völlig zu vernichten." —

Da ich ihn erstaunt aber schweigend ansah, fuhr er fort: „Ich verlange also jetzt von Dir, daß Du Deinen ganzen Muth zusammen nimmst, daß Du diesen Dr. Haenle siehst, der wahrscheinlich noch den Oberst von Rüstow mitbringen wird, daß Du ihnen erklärst, Du verzichtetest auf Lassalle und vor Allem: ich hätte Dich nicht zu diesem Verzicht gezwungen. Denn läßt Du so Etwas auch nur durchblicken, so ist Deine ganze Familie verloren! Vergiß das in keinem Augenblick der Unterredung! Nicht wahr, Du wirst uns nicht zu Grunde richten? Du bist ja meine gute, edle Tochter."

Und ich — nun ich sträubte mich wohl — ich weinte und meinte: das könne ich nicht — es sei zu hart, aber schließlich war ich schwach und feige — wie bisher — ich gab mein Wort — ich versprach Alles:

ich hatte keine Hoffnung mehr, als nur noch die, daß Er mich vom Altar fortholen würde, selbst wenn ich mit einem Andern dort stände, wie er mir auf dem Rigi gesagt hatte. —

Nach kurzer Zeit benachrichtigte mich ein Diener, mein Vater wünsche mich zu sprechen. Ich trat in sein Zimmer und er nannte: „Oberst von Rüstow — Herr Dr. Haenle“ —

Ich fuhr zusammen, denn erschreckt erkannte ich in dem Erstgenannten jenen „Unparteiischen“ den „Herrn“, dem ich vor wenigen Tagen (so scheint es mir, ich bin eben in diesen Zeitbestimmungen sehr unsicher) jenen Zettel übergeben hatte! — Damals hatte ich ihn kaum eines Blickes gewürdigt; ich war völlig gleichgültig gewesen gegen den fremden Mann, den die „ganze Sache“ nichts anging, der von meinem „Vater bestellt war.“ — Jetzt erfuhr ich, daß dies Rüstow sei! Der Rüstow, den mir Lassalle als seinen Freund genannt und den mein Vater als vernünftig u. s. w., jedenfalls ganz auf seiner Seite stehend, bezeichnete!! Ich sah ihn an — ich wollte noch eine sympathische Regung bei ihm entdecken — aber — vier eiskalt blickende Untersuchungsrichteraugen waren wie feindlich gezückte Schwerter gegen mich gerichtet und mein Herz zog sich sofort angstvoll zurück; — da konnte ich kein Ver-

ſtändniß finden! Namentlich war es Rüſtow mit ſeinen gräßlich kalten Augen, in denen auch nicht ein Funken des Entgegenkommens lag, der einen geradezu fürchterlichen, abſchreckenden Eindruck auf mich machte. Ich kann noch heute nicht an ihn denken, ohne die Empfindung zu haben, als berühre ich eine Schlange — vielleicht eine giftige! —

Das ſollte Ferdinand's Freund ſein und mich ſo anblicken — — Nein! — Mit ihm war ich ſofort fertig! Der ſchon kampfbereite Haß, der gegen ihn in meiner Seele lebte, verwandelte ſich in Abſcheu, und als er mir nun gar allerhand impertinente Fragen mit kalter, antipathiſcher Stimme ſtellte, hätte ich ihn am liebſten erdroſſelt, ſtatt ihm geantwortet. Ich mußte meine ganze gute Erziehung zu Hilfe nehmen, um ihm nicht zuzurufen: „Sie falſcher Hallunke! Sie verrätheriſcher Freund! Mit Ihnen will ich nicht reden — hinaus!“ —

Anders war es mit Dr. Haenle. Von ihm hatte ich noch nie gehört. Ich wußte nicht, war er gut, ſchlecht, wahr oder falſch; jedenfalls war ich nicht gegen ihn eingenommen, und wenn mir ſeine Art mich anzuſehen, ſein kühles Kreuzverhör auch gerade nicht angenehm ſein konnten, wenn ich mich auch im Stillen verwundert frug: „Warum behandelt auch der dich

wie eine zu verurtheilende Verbrecherin?“ — so klammerte ich doch meine letzte Hoffnung an ihn. Er sagte, er käme vom Duvalle — ihm glaubte ich: und hätten wir, Dr. Haenle und ich, auch nur eine Minute allein, ohne den verhaßten Rivius und ohne meinen Vater, der mir fortwährend gegenüberstand und mich ebenfalls starr und finster, auf mich lauernd, anblickte, hätten wir Beide, sage ich, uns nur eine Minute allein sprechen können — es wäre Alles anders gekommen. —

Ich habe in jener Stunde furchtbare Qualen gelitten! Die Blicke dieser drei Männer auf mich geheftet — von Zweien wissend, daß sie meinem tiefsten Fühlen feindlich waren — hätte ich die Hälfte meines Lebens gegeben dem Dritten, dem wenigstens wirklich Unparteiischen zuschreien zu dürfen: „Retten Sie mich! Um Gotteswillen retten Sie mich.“ — Und wieder irrte ich mich in der Verständnißgabe dieses Dritten. Ich dachte im Stillen: „Aber dieser muß doch begreifen, daß ich in Gegenwart meines Vaters nicht anders sprechen kann, als ich spreche! Er muß es doch möglich machen, daß wir uns allein sehen! Er muß verstehen, daß ich jetzt hülfeflehend zu ihm aufsehe! Er soll und muß es verstehen.“ — —

Und er verstand Nichts! — Es war dies freilich nicht seine Schuld, aber es ist unser Unglück geworden! —

Was ich gesprochen habe in jener fluchenswerthen Unterredung — das kann ich nicht mehr beschwören. Ich dachte, meine ganze geängstigte Seele läge in meinem Blicke, müsse darin liegen! — Ob jene, ebenso geistlos groben, wie unglaublich herzlosen Antworten, die mir später in den Mund gelegt sind, wirklich von mir gegeben wurden — ich glaube es kaum, will es aber bei meiner entsetzlich gereizten, fast bis zur Nervenkrisis gehenden Abneigung gegen Rüstow als möglich zulassen. Ich meinte ja, Dr. Haenle könne sich danach nicht richten, ich sah ihn wieder und wieder an — ich glaubte, er hätte mich verstanden, und um ihm mein Empfinden ganz klar zu machen, stand ich endlich auf, und ihn fest ansehend sagte ich: „Ich will mir die ganze Sache überlegen und Ihnen meine Antwort schriftlich mittheilen.“ — Mit Blitzesschnelle hatte ich einen Plan gemacht; ich dachte: er muß jetzt wissen, daß du nur zu ihm etwas sagen willst! Ich will ihm schreiben, daß ich zu ihm kommen will; Yanko muß mir diesen Brief besorgen und mich selbst zu ihm führen. Dann wird noch Alles gut. Ich werde keine dummen Ehrenworte mehr geben, die mich binden!“ —

So ging ich mit einem kleinen Hoffnungsschimmer, trotz Rüstow's verfinsternder Gestalt, hinaus; ich glaubte—

ich Thörin! — ich hätte meine Sache gut gemacht, Rüſtow abgemuckt und Haenle für mich — ganz für mich gewonnen.

Yanko war ſchnell und leichter als ich dachte für meinen Wunſch zugänglich. Er meinte, mein Entſchluß ſei nicht mehr als recht und billig; man behandle uns ſchändlich, Laſſalle und mich! — So ſchlug mein Herz wieder ein wenig fröhlicher als ſeit langer Zeit — ein Hoffnungsſchimmer hatte Eingang darin gefunden.

Es war gegen Abend, als ich mich in mein Zimmer zurückzog, um den Brief an Dr. Haenle zu ſchreiben und wollte eben Namen und Adreſſe aufſetzen, als Yanko, ſo ernſt und bleich, wie ich ihn nie geſehen, zu mir eintrat, zu mir niederkniete und leiſe ſagte: „Du kannſt den Brief nicht mehr abſenden, Dr. Haenle iſt nach München abgereiſt!“ —

Ich fuhr auf: „Abgereiſt? Er wollte doch noch drei Tage bleiben?“ —

„Laſſalle hat ſoeben Deinen Vater gefordert!“ — — Ich ſtand wie betäubt! Laſſalle — der Feind des Duells — er, auf den ich noch immer baute, an deſſen Willen und Verſtändniß ich glaubte, er hatte meinen Vater gefordert?! —

Ein Chaos des Zweifels, des Zornes — der Verzweiflung ſtürzte auf mich herein! Ich war außer

mir. — Yanko hatte mich wieder verlassen. Die Herren hatten ja so viel zu thun. — Es war ein Laufen und Rennen — ich sah und hörte Niemanden, als die Geschwister, die ebenfalls von Nichts wußten. Meines Vaters Stuben, wo die Eltern und all die Herren waren, blieben fest verschlossen für uns — die Nacht brach herein. — Einen Augenblick sah ich Yanko, der mir nur zurief: „Aengstige Dich nicht, es wird schon Alles arrangirt! Dein Vater reist heut Abend nach Bern!“ —

Ich verstand gar nichts mehr — hätte ja aber auch nichts thun können.

Es war eine schreckliche Nacht und ein Morgen der Angst und Ungewißheit! — Ich sah meine Mutter, die mich mit wahrhaft feindlichen Blicken maß und mich als die einzige Ursache der entsetzlichen Sachlage verfluchte, auch nur wenig und erst am Abend spät kam Yanko in mein Zimmer und sagte: „Ich komme Abschied von Dir zu nehmen. —“

„Gehst Du fort?“

„Vielleicht —“

„Was heißt das? Ich bitte Dich, quäle mich nicht mit Unsicherem; ich bin so gräßlich nervös, so furchtbar matt, daß ich Räthsel nicht länger ertragen kann!“ —

Da sagte er mir dann den ganzen, mir wahrhaft teuflisch erscheinenden Plan. Der Vater hatte

ihm die Forderung gezeigt — hatte gesagt, er selbst sei ein älterer Mann, Familienvater — könne sich doch unmöglich duelliren — und doch, wie sollte solch ein Flecken auf der Ehre der Familie sitzen bleiben? — Die Mutter hatte sich in demselben Sinn, nur etwas deutlicher, geäußert. — Er, Yanko, habe freilich nie eine Waffe in der Hand gehabt (seine zarte Gesundheit hatte ihm die Jagd und all' dergleichen verboten) und Lassalle sei ein berühmter trefflicher Pistolenschütz — — so habe er denn heute ein wenig schießen gelernt, indem er sich ein paar Stunden geübt — denn da die Brüder zu jung wären, den Vater bei dieser Angelegenheit zu vertreten, so müsse selbstverständlich er für denselben eintreten! — Das war so natürlich, daß sich nicht einmal darüber reden ließe, Cavaliersbrauch seit uralter Zeit — das müsse auch ich einsehen!

Sah ich es ein? Ich weiß es nicht! — Freilich war auch ich in solchen Ideen aufgewachsen — mit der „Ehre", der „Cavaliersehre" ließ sich nicht scherzen — aber an das Alles dachte ich nicht — so glaube ich wenigstens.

Ein anderer Gedanke kam mir: Lassalle wird natürlich Yanko tödten! Das verstand sich für mich so von selbst, stand so unabweisbar, so gewiß fest, wie für die Anderen das Duell. Ich fühlte nicht einmal

Mitleid mit ihm, meinem einzigen Freund; ich sah es eben als nothwendig an; er mußte sterben und das konnte mich vielleicht zum Glücke führen!

Der Gedanke scheint heute auch mir herzlos, grausam, aber damals hatte ich nur die eine Idee: Wie komme ich wieder am schnellsten zu Lassalle? Außerdem betrachtete ich Yanko als mir gehörend, als mein Ding, als eine Stufe, um diesen meinen genannten Zweck zu erreichen! — Ich rechnete weiter: „Wenn Yanko todt ist, und sie bringen ihn zurück, so entsteht große Aufregung, Niemand paßt auf mich auf, ich entwische — und bin bei Lassalle, mit ihm für immer.“ —

So fand ich mich nicht nur leicht in dies Duell, sondern ich war gewissermaßen zufrieden damit. Daß es anders als auf die gedachte Weise enden könnte, das kam mir auch nicht einmal wie eine traumleichte Ahnung. — Lassalle muß leben! Yanko untergehen! — Wir glauben ja immer nur, was zu unsern Plänen am besten paßt. —

Die Nacht verging damit, daß Yanko an die Seinen schrieb — und daß ich meine Vorbereitungen zu der beabsichtigten Flucht traf. Ich verbrannte alle aufgehobenen Briefe — kramte mir in eine Handtasche etwas Wäsche und Schmuck zusammen — und zog am Morgen zwei Kleider übereinander, um vollständig bereit und für mehrere Tage ausgerüstet zu sein. — Ich hörte,

mein Vater sei wieder zurück, sah ihn jedoch nicht und nahm dann ruhig, wenn auch nicht ohne eine gewisse mitleidsvolle Wehmuth, von Yanko Abschied. —

Dann saß ich still auf meinem Zimmer, von Niemand gestört, und überdachte nochmal Alles: „Wenn der Wagen, der den Armen zurückbringt, sehr langsam anfährt, so ist er schwer verwundet, hält der Wagen aber einige Schritte vom Hause und steigt erst ein Anderer aus, um „vorzubereiten", so ist er todt! In beiden Fällen muß ich den ersten Moment benutzen. Ich muß hinunter und im allgemeinen Gewirr — schnell verschwinden!" —

So vergingen die Stunden. Ich kniete eben vor dem Kamin um ein letztes Päckchen unnützer Papiere zu verbrennen — als ein in rasendem Galopp vorfahrender Wagen vor der Thür hielt. Der Gedanke, das könnte der todt Erwartete lebend sein, durchstreifte nicht einmal mein Hirn; es kamen ja viele Leute im Wagen zu meinem Vater, selbst zu so früher Stunde. —

Da wurde die Thür aufgerissen, Yanko stand vor mir. — Ich war so überrascht, daß ich nicht sprechen konnte, nur flüchtig dachte ich: „Also fand das Duell gar nicht statt — und Alles bleibt beim Alten." — Er kam auf mich zu — nahm meine Hände und frug diese küssend: „Freust Du Dich, daß ich lebe?"

jetzt im Stich läßt, so — doch das ist unmöglich. Ich will Dir erzählen was geschehen, und dann sagen, was Du zu thun hast. Ich weiß Du, wirst, Du mußt es thun. Lassalle, um sich an mir, für den ihm ertheilten refus zu rächen, hat in München so gegen mich intriguirt, daß ich auf dem Punkte bin, meinen Posten zu verlieren! Sie haben mir schon einen gewissen Dr. Haenle hergeschickt, und es hängt jetzt von Dir ab, mich und Deine ganze Familie zu retten oder völlig zu vernichten." —

Da ich ihn erstaunt aber schweigend ansah, fuhr er fort: „Ich verlange also jetzt von Dir, daß Du Deinen ganzen Muth zusammen nimmst, daß Du diesen Dr. Haenle siehst, der wahrscheinlich noch den Oberst von Rüstow mitbringen wird, daß Du ihnen erklärst, Du verzichtetest auf Lassalle und vor Allem: ich hätte Dich nicht zu diesem Verzicht gezwungen. Denn läßt Du so Etwas auch nur durchblicken, so ist Deine ganze Familie verloren! Vergiß das in keinem Augenblick der Unterredung! Nicht wahr, Du wirst uns nicht zu Grunde richten? Du bist ja meine gute, edle Tochter."

Und ich — nun ich sträubte mich wohl — ich weinte und meinte: das könne ich nicht — es sei zu hart, aber schließlich war ich schwach und feige — wie bisher — ich gab mein Wort — ich versprach Alles:

ich hatte keine Hoffnung mehr, als nur noch die, daß Er mich vom Altar fortholen würde, selbst wenn ich mit einem Andern dort stände, wie er mir auf dem Rigi gesagt hatte. —

Nach kurzer Zeit benachrichtigte mich ein Diener, mein Vater wünsche mich zu sprechen. Ich trat in sein Zimmer und er nannte: „Oberst von Rüstow — Herr Dr. Haenle“ —

Ich fuhr zusammen, denn erschreckt erkannte ich in dem Erstgenannten jenen „Unparteiischen“ den „Herrn“, dem ich vor wenigen Tagen (so scheint es mir, ich bin eben in diesen Zeitbestimmungen sehr unsicher) jenen Zettel übergeben hatte! — Damals hatte ich ihn kaum eines Blickes gewürdigt; ich war völlig gleichgültig gewesen gegen den fremden Mann, den die „ganze Sache“ nichts anging, der von meinem „Vater bestellt war.“ — Jetzt erfuhr ich, daß dies Rüstow sei! Der Rüstow, den mir Lassalle als seinen Freund genannt und den mein Vater als vernünftig u. s. w., jedenfalls ganz auf seiner Seite stehend, bezeichnete!! Ich sah ihn an — ich wollte noch eine sympathische Regung bei ihm entdecken — aber — vier eiskalt blickende Untersuchungsrichteraugen waren wie feindlich gezückte Schwerter gegen mich gerichtet und mein Herz zog sich sofort angstvoll zurück; — da konnte ich kein Ver-

wurde mir Alles einerlei — gleichgültig. — Ich ward ebenso unempfindlich gegen physische wie gegen geistige Eindrücke, und diese Erstarrung dauerte bis weit in das nächste Jahr hinein — —

Der Haß, den ich im ersten Augenblick gegen den armen Yanko empfunden, starb ebenfalls in dieser allgemeinen Leblosigkeit, und als ich seine tiefe Verzweiflung, seine wahrhafte Trauer über die von ihm fast unbewußt, aus mißleitetem Ehrgefühl, begangene That sah, schlich sich sogar wieder ein sympathisches Empfinden für ihn, für seinen Schmerz in meine Seele ein. Ein Empfinden, welches, da er bald darauf selbst schwer erkrankte und bis zu seinem im nächsten Jahre erfolgenden Tode, keinen gesunden Tag mehr erlebte, zu wirklich mitleidsvoller Zuneigung reifte. —

Das einzige, alles Entsetzen in voller Stärke überlebende Gefühl, war, wie gesagt, der Haß, der tiefe, nie zu überwindende Groll gegen die Eltern — die in ihrem grausamen Egoismus alles Elend verschuldet, und eine ebenso tiefe, dauernde Verachtung gegen mich selbst, gegen meine schmachvolle Willensschwäche.

Dieser auch klage ich mich wieder und wieder an und bekenne mich ihrer unverzeihlich schuldig. Nicht so aber kann ich es als eine Schuld oder selbst nur als ein Vergehen an Lassalle ansehen, daß ich nach

etwas mehr als einem halben Jahre, als er schon fast sterbend war, Hatzfeld von Racowitza's Weib wurde und ihn treu und aufopfernd gepflegt habe bis zu seinem fünf Monate darauf erfolgenden Tode. Hatte er sich doch bis zuletzt als mein einziger, uneigennützigster Freund erwiesen! —

* * *

So wie ich es hier beschrieben, hat sich die ganze Begebenheit in mein Gedächtniß eingeprägt, in meiner Erinnerung erhalten.

Ich habe natürlich nur das erzählt, was ich selbst erlebt, gefühlt und wie die Dinge an mich herantraten; unbesprochen ließ ich dabei, was ich erst später durch Erzählungen und Lesen der darüber erschienenen Schriften erfuhr.

Es ist mit voller Kenntniß der Sachlage, d. h. nachdem man genau weiß, wie sich die Dinge in unserem Hause, und wie sie sich in der Partei Lassalle's gestalteten, und nachdem man den traurigen Ausgang der ganzen Sache kennt, leicht zu urtheilen und zu verurtheilen. — Es ist leicht, heute und überhaupt nach vollendeter That zu sagen: „Ich hätte so — oder so gehandelt.“ — Aber man denke sich in eine unbefangene Seele hinein, die das entsetzlichste Ende nicht ahnte, nicht ahnen konnte, da sie von der andern Partei

und den dort geschehenen Dingen wenig oder gar keine Kenntniß hatte — die trotz aller Muthlosigkeit doch immer noch hoffte — jedenfalls immer noch bis zuletzt auf den Alles mildernden Einfluß der Zeit und dadurch auf ein gutes Ende baute; — und wenn man Alles dies bedacht und noch die Erziehung und Charaktereigenthümlichkeiten bedacht hat — dann urtheile oder verurtheile man.

Dann, denke ich, kann ich in meinem sowohl, wie im Namen fast aller in der unseligen Angelegenheit handelnden Personen, mit einiger Zuversicht wiederholen, was ich zu Anfang meiner Schrift meinte: „que tout comprendre, c'est tout pardonner!“

Laſſalle's Tod.

Im Anſchluß an die

Memoiren der Helene von Racowitza:

Meine Beziehungen zu Ferdinand Laſſalle

zur Ergänzung derſelben.

Von

A. Kutſchbach.

Chemnitz 1880.

Verlag von Ernſt Schmeitzner.

Amſterdam, J. C. A. Sülpke. — Athen, Carl Wilberg. — Bern, Huber & Co. — Brüſſel, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — Budapeſt, C. Grill's Hofbuchhandlung. — Florenz, H. Loeſcher's Buchhandlung. — Kopenhagen, W. Prior's Hofbuchhandlung. — London, Williams & Norgate. — Moskau, J. Deubner. — New-York, C. Steiger. — Paris, Sandoz & Fiſchbacher. — Petersburg, H. Schmitzdorff. — Stockholm, Samſon & Wallin. — Warſchau, C. Wende & Co. — Wien, Gerold & Co. — Zürich, Caeſar Schmidt.

Alle Rechte vorbehalten!

Die im Verlage von S. Schottländer in Breslau vor einigen Monaten erschienenen Memoiren der Helene von Racowitza: „Meine Beziehungen zu Ferdinand Lassalle“ haben mit Recht das allgemeinste Interesse in Anspruch genommen. Waren es doch diese ihre Beziehungen, welche den Tod des vielgenannten Arbeiterführers verschuldeten.

In ihrer Schrift schildert die Racowitza ihr Liebesdrama mit Lassalle. Mit sichtlichem Behagen und in süßer Rückerinnerung an die mit Lassalle verlebten glücklichen Stunden verweilt sie lange bei ihrem Liebesleben, während sie dann, beim Einbruch der Katastrophe, schnell zum Schlusse eilt. Augenscheinlich ist ihr die Erinnerung an die Folgen, welche ihre Liebeständelei mit Lassalle hatte, furchtbar, und nur ungern und sich selbst bezwingend, hat sie diese Erinnerung zu Papier gebracht, dieses aber dann auch noch mit dem heißen Bestreben, ihr Verhalten bei dem traurigen Drama in einer sie entschuldbaren Weise darzustellen. Flüchtig und lückenhaft sind daher ihre Aufzeichnungen über Lassalle's Tod. Eine Ergänzung ihrer Memoiren nach dieser Richtung hin darf also sicher wohl Anspruch auf das allgemeinste

Intereſſe erheben, und da Helene von Racowitza bei der Schilderung von Laſſalle's Charaktereigenſchaften, die ſie, das ihn liebende Weib, glorificirt, ſowie ſonſt zuweilen in ihrer Darſtellung von dem richtigen Sachverhalt — ſei es bewußt oder unbewußt — abweicht, ſo dürften die nachſtehenden Aufzeichnungen als eine nothwendige Berichtigung der Racowitza-ſchen Schrift ebenfalls am Platze ſein.

Das Material hierzu habe ich, ſoweit es mir durch mündliche Tradition nicht bekannt war, aus einer großen Anzahl Schriften und Aufſätze über Laſſalle's Tod zuſammengeſtellt, ergänzend, vergleichend und kritiſirend, am meiſten aber das Bernhard Becker'ſche Buch: „Enthüllungen über das tragiſche Lebensende Laſſalle's“ benutzt. Dieſes Buch enthält eine Anzahl authentiſcher Briefe, die in Laſſalle's Liebesdrama gewechſelt wurden, und in Folge deſſen kann daſſelbe von den erſchienenen zahlreichen Schriften über Laſſalle's Ende den meiſten Anſpruch auf Wahrheit machen. Die Echtheit dieſer Briefe, die namentlich von der Gräfin Hatzfeld angezweifelt wurde, iſt mir auch von Leuten, die es wiſſen müſſen, beſtätigt worden.

Das Becker'ſche Buch hatte übrigens ein ſeltſames Schickſal. Laſſalle hatte alle ſeine Briefſchaften und Papiere teſtamentariſch ſeiner langjährigen Freundin, der Gräfin Hatzfeld, vermacht, welche dieſelben, zunächſt allerdings zu einem kleinen Theile, dem jetzigen preußiſchen Geh. Legationsrath Lothar Bucher — ebenfalls einem langjährigen Freunde Laſſalle's —

mit dem Auftrage zuſtellte, eine Schrift über die letzten Lebenstage Laſſalle's auszuarbeiten. Aber als die Gräfin von ihm ein Stück Manuſcript — die Einleitung — er hielt, beſchloß ſie nach Prüfung dieſer Probe Herrn Bucher die Actenſtücke nicht zu übergeben, und frug nun bei Karl Marx in London an, ob dieſer die Ausarbeitung der Schrift übernehmen wolle. Allein Marx lehnte ab, indem er Mangel an Zeit vorſchützte. Jetzt übergab die Gräfin die Schriftſtücke Bernhard Becker, dem teſtamentariſchen Nachfolger Laſſalle's in der Führerſchaft des Allgemeinen deutſchen Arbeitervereins, welcher eingewilligt hatte, die Broſchüre zu ſchreiben. Da aber die Gräfin, die eine hervorragende und mehr als zweifelhafte Rolle in dem Drama geſpielt hatte und deshalb die Schrift in einer Weiſe dargeſtellt wünſchte, welche ihr Benehmen in einem milden Lichte zeige, merkte, daß Becker ihr dieſen, ihm nahe gelegten Wunſch nicht erfüllen würde, ſo verſtändigte ſie ſich mit dem bei ihr in Gunſt ſtehenden Wilhelm Liebknecht und ſchickte Becker eines Abends durch ihre Kammerzofe folgendes Zettelchen: „Lieber Becker! Uebergeben Sie Frau Eſſer die Briefe. Ich will noch einige dazu herausſuchen.“ Demgemäß übergab Becker die Briefe der Kammerzofe, hatte aber, in Vorausſicht des Kommenden, genaue Abſchrift von denſelben genommen, die er denn einige Jahre ſpäter auch veröffentlichte. Die Gräfin arbeitete nun erſt mit Liebknecht und, als dieſer kurz darauf bei ihr ebenfalls in Ungnade verfiel, ſpäter allein ein Buch über Laſſalle's Tod

aus, das selbstverständlich von ihrem Lobe strotzte. Doch gelangte dies Buch nie in den Buchhändlerverkehr. Die Gräfin kaufte die Auflage vom Verleger allein für sich und vertheilte nur in einem auserlesenen Kreise einige wenige Exemplare davon. Als nun später, im Jahre 1868, die Becker'sche Schrift erschien, bewirkte die Gräfin eine Beschlagnahme dieser Schrift wegen unbefugter Veröffentlichung von Briefschaften, die ihr Eigenthum seien. Doch wurde das Buch kurz darauf wieder freigegeben. In dem Kampfe zwischen den beiden Linien der Socialdemokraten, der Lassalleanischen (Fraction Hasselmann-Hasenclever-Tölcke) und der Eisenacher (Fraction Bebel-Liebknecht-Bahlteich) spielte dies Buch sodann insofern eine Rolle, als die Lassalleaner dasselbe wegen der scharfen Kritik ihres Apostels, welche Becker eingeflochten hatte, auf den Index setzten, während die Eisenacher gerade dieser Kritik halber das Buch umso angelegentlicher empfahlen. Als vor einigen Jahren die Vereinigung dieser beiden Linien erfolgte, wurde das Werk ganz aus dem buchhändlerischen Verkehr zurückgezogen.

Ehe ich auf die Schilderung der für Lassalle so verhängnißvollen Ereignisse in Genf zu sprechen komme, sei Lassalle's politische Thätigkeit in den letzten Wochen vor seiner Reise nach der Schweiz kurz berührt.

Nachdem er sich im Frühjahr 1863 durch sein „Offenes Antwortschreiben" an das ihn um seine Meinung fragende Arbeitercomité in Leipzig an die

Spitze der socialdemokratischen Arbeiterpartei, die durch ihn gegründet ward, gestellt und nun in der Folge mit Riesenkraft für dieses sein Werk gearbeitet und gekämpft hatte, kam er wiederholt mit der Staatsanwaltschaft in Conflict. Im März 1864 sah er sich in nicht weniger als fünf Processe verwickelt. Der für ihn gefährlichste Proceß kam am 12. März zur Verhandlung, und zwar war in demselben Lassalle angeklagt, zu Berlin im October 1863 mittelst der von ihm verfaßten und veröffentlichten Broschüre: „An die Arbeiter Berlins“ 1) ein auf gewaltsame Aenderung der preußischen Verfassung gerichtetes Unternehmen vorbereitet, 2) eine Staatseinrichtung durch öffentliche Verhöhnung der Verachtung ausgesetzt und 3) die Mitglieder des königlichen Staatsministeriums mit Bezug auf deren Beruf beleidigt zu haben. Der Staatsanwalt beantragte wegen all' dieser Anschuldigungen Lassalle zu drei Jahren Zuchthaus, 100 Thalern Geldbuße und fünf Jahren Polizeiaufsicht zu verurtheilen. Nach einer langen Vertheidigungsrede Lassalle's sprachen ihn jedoch die Richter frei.

Die Aufregung, in welche ihn diese Processe versetzten, nicht minder aber auch seine rastlose Thätigkeit für den von ihm gegründeten Allgemeinen deutschen Arbeiterverein, dessen Präsident er war, hatte seine Körper- und Geisteskräfte in einer Weise angespannt, daß er sich herzlich nach Erholung sehnte. Zu jener Zeit sandte er, wie Dürholt mittheilt, an seinen Jugendfreund, den vor einigen

Jahren verſtorbenen Cuſtos und Archivar der königlichen Bibliothek in Berlin, Prof. Dr. Georg Prietzel, mit einem Kiſtchen Cigarren ein Gedicht, das ſeine Stimmung trefflich wiederſpiegelt und das folgendermaßen lautet:

An Prietzel.

Dampfe, wenn ich Dir fern bin, Havannas köſtliche Düfte
Langſam behaglich empor, wie wir vereint oft gethan.
Schickſt Du dem einſamen Freund auf wohlrauch-geſchwängerter Wolke
Leiſe und nickend den Gruß, tragen die Lüfte ihn treu.
Nichts verliert ſich im All! Ihn beſchleicht der Erinnerung Wehmuth,
Träumend gedenkt er der Zeit, die er mit Dir ſchon verlebt!
Kraft der Jugend erſteigt! Die Tage des ſonnigen Glanzes,
Wo er verwegenen Muths kühn in das Leben geſtürmt!
Ach! wie manche Hoffnung ſeitdem verblühte! — wie manche
Täuſchung ſchnitt ihm in's Herz — ſtärker nur rang er empor.
Stärker nach außen — nach innen ſieht keiner die Wunden,
Keiner ahnt vielleicht, wie er die Stärke erkauft!
Eines nur blieb ihm getreu in allem Wechſel der Zeiten,
Liebe Erinnerung iſt's an Dein befreundetes Herz!

Eine ähnliche Stimmung ſpricht ſich in folgendem Schreiben aus, das er an ſeinen Generalbevollmächtigten richtete: „Ich bin todtmüde, und ſo ſtark meine Organiſation iſt, ſo wankt ſie bis in ihr Mark hinein. Meine Aufregung iſt ſo groß, daß ich keine Nacht mehr ſchlafen kann! Ich wälze mich bis 5 Uhr auf dem Lager und ſtehe mit Kopfſchmerz und tief erſchöpft auf! Ich bin überarbeitet, überangeſtrengt, übermüdet im furchtbarſten Grade. Die wahnſinnige Anſtrengung den Baſtiat-Schulze (das Pamphlet gegen

den verdienten Schulze-Delitzsch) außer und neben allem Anderen in vier Monaten auszuarbeiten, die tiefe und schmerzliche Enttäuschung, der fressende innere Aerger, den mir die Gleichgiltigkeit und Apathie des Arbeiterstandes in seiner Masse genommen, einflößt — Beides zusammen war selbst für mich zu viel! Ich treibe ein metier de dupe und ärgere mich innerlich zu Tode, um so mehr, als ich diesem Aerger nicht Luft machen kann, und ihn nach innen würgen, oft noch das Gegentheil behaupten muß."

Im Mai verließ Lassalle Berlin, um sich zu seiner Erholung in die Schweiz zu begeben. Zunächst reiste er nach Leipzig und dann nach dem Rhein, wo er seine berühmte „Heerschau" über seine Getreuen abhielt. Am 13. Mai sprach er in Düsseldorf, am 14. in Solingen und Barmen, am 15. in Köln, am 16. in Duisburg und am 18. in Wermelskirchen. Am 22. Mai wohnte er in Ronsdorf der Centralfeier des ersten Stiftungsfestes des „Allgemeinen deutschen Arbeitervereins" bei. Schon damals beschäftigte ihn seltsamer Weise lebhaft der Gedanke an seinen Tod. Als Gustav Levy, der Kassirer des Vereins, mit ihm auf der Eisenbahn von Düsseldorf nach Elberfeld fuhr, sagte er ihm, daß wenn er nicht mehr wäre, Bernhard Becker sein Nachfolger werden müßte, und schon vorher hatte er den Düsseldorfer Mitgliedern im Vereinslocale gesagt: „Nächstes Jahr werdet Ihr dieses Local schwarz ausschlagen!" Auch in Ronsdorf flocht er in seine Festrede Worte, die später von vielen seiner Anhänger als eine

Todesahnung aufgefaßt worden sind. Diese Worte lauteten: „Wie stark aber auch Einer sei, einer gewissen Erbitterung gegenüber ist er verloren! Das kümmert mich wenig! Ich habe, wie Ihr denken könnt, dieses Banner nicht ergriffen, ohne ganz genau vorauszuwissen, daß ich persönlich dabei zu Grunde gehen kann. Die Gefühle, die mich bei dem Gedanken, daß ich persönlich beseitigt werden kann, durchdringen, kann ich nicht besser zusammenfassen, als in die Worte des römischen Dichters: Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor! zu deutsch: Möge, wenn ich beseitigt werde, irgend ein Rächer und Nachfolger aus meinen Gebeinen auferstehen! Möge mit meiner Person diese gewaltige und nationale*) Culturbewegung nicht zu Grunde gehen, sondern die Feuersbrunst, die ich entzündet, weiter und weiter fressen, so lange ein Einziger von Euch noch athmet! Das versprecht mir und zum Zeichen dessen, hebt Eure Hände empor!"

Schon in Leipzig hatte er die Vereinsleitung dem ersten Vicepräsidenten Dr. Otto Dammer, damals in Leipzig wohnhaft, übertragen, da er, wie er in dem betreffenden Schreiben sagt, im Begriffe stehe, eine mehrmonatliche Badecur anzutreten. Am 26. Mai reiste Lassalle mit der Gräfin Hatzfeld von

*) Diese Worte: „und nationale" sind später, als die Anhänger Lassalle's zur Internationalen übergingen, also den nationalen Bestrebungen des Begründers ihrer Propaganda untreu wurden, in den neueren Auflagen des Berichtes jener Rede weggelassen worden. D. V.

Düſſeldorf nach Ems, wo er ſich einen Monat aufhielt und ſich dann wieder nach Düſſeldorf zu einer gerichtlichen Verhandlung begab. Wegen ſeiner im vorigen Herbſt am Rhein gehaltenen Rede: „Die Feſte, die Preſſe und der Frankfurter Abgeordnetentag“ hatte man ihn nämlich in contumaciam zu einem Jahre Gefängniß verurtheilt. Gegen dieſes Erkenntniß hatte er Appellation eingereicht und zuverſichtlich hoffte er nun von dem zweiten Richter freigeſprochen zu werden. Doch trotz einer vierſtündigen Vertheidigungsrede konnte er weiter nichts erreichen, als daß ſeine Strafe auf die Hälfte herabgemindert ward. Am 29. Juni kam er nach Köln und am 30. Juni mit der Gräfin Hatzfeld nach Frankfurt a M. Dort hielt er auf einer Generalverſammlung des Frankfurter Arbeitervereins eine Rede, in welcher er unter Anderem die ſchleswig-holſteiniſche Frage von verſchiedenen Geſichtspunkten aus beſprach.

In Begleitung der Gräfin, der Herren von Schweitzer und von Hofſtetten, ſowie Advocat Städel aus Mainz und Muſiker Weiß aus der Rheinpfalz reiſte er nach fünftägigem Aufenthalte in Frankfurt a. M. in die Pfalz ab, wo ſich noch mit ihm Frau und Fräulein von Hofſtetten zu einer mehrtägigen Vergnügungstour zuſammenfanden.

In Karlsruhe ſodann eingetroffen, trennte er ſich dort am 16. Juli von der Gräfin, indem letztere ſich mit ihrer Kammerzofe nach Wildbad begab, während Laſſalle nach ſeinem Lieblingsorte Rigi-Kaltbad fuhr.

In den ersten Tagen seines Aufenthaltes auf dem Rigi-Kaltbad erlebte Lassalle ein recht amüsantes Abenteuer, über das Dürholt erzählt: In dem Garten eines Hotels am Ufer des Vierwaldstädter Sees traf er einen Herrn und eine Dame aus Berlin. Die Unterhaltung wurde rasch eine animirte und geistreiche, da man gegenseitig an einander Gefallen fand, und bald war man so weit gediehen, eine gemeinsame Tour zu verabreden. Lassalle, der bei seinem Kommen verabsäumt hatte, sich vorzustellen, wollte dies nach so lebhafter Unterhaltung nicht noch nachholen, sondern begab sich in's Hotel, um im Fremdenbuch die Namen des interessanten Ehepaares zu suchen. Kaum hatte er einen Blick hineingeworfen, da drehte er sich mit dem Ausrufe „Donnerw....." auf dem Absatz herum und fort war er. Während der Zeit hatte sich auch das Ehepaar nach dem Namen des Herrn erkundigt und kaum vom Kellner erfahren: „Das ist ja der berühmte Dr. Lassalle aus Berlin!" als das Ehepaar ebenfalls eiligst sich entfernte. Im Fremdenbuch aber stand: „Dr. Julian Schmidt nebst Frau aus Berlin." (Sein bekannter politischer Gegner, gegen den er vor Kurzem noch ein Pamphlet geschrieben hatte, das ihm von Julian Schmidt eine Forderung eintrug, die er jedoch nicht acceptirte.) —

Als er eines Tages eifrig mit Schreiben beschäftigt war, trat ein Bauernbursche bei ihm ein, der ihm sagte, daß eine Dame ihn zu sprechen wünsche — Helene von Dönniges, die für ihn so verhängnißvoll

werden ſollte, war erſchienen! — Wo und wie Laſſalle dieſe Dame kennen gelernt hat, darüber gehen die Ausſagen ſeiner Freunde weit auseinander; man darf daher dieſem Theil der Memoiren der Racowitza wohl unbedingten Glauben ſchenken. Von mir eingezogene Erkundigungen beſtätigen denn auch die Schilderung der Helene von Racowitza von ihrem Bekanntwerden mit Laſſalle. Freilich darf dabei nicht unerwähnt gelaſſen werden, daß Helene Alles aufbot, Laſſalle für ſich zu gewinnen, und daß Laſſalle anfangs wohl nicht gleich in dem Maße für ſie erglühte, als Helene erzählt. Thatſache wenigſtens iſt, daß Laſſalle ſelbſt nach dem Bekanntwerden mit Fräulein von Dönniges noch wiederholt andere Liebſchaften anknüpfte. Nur bei jedem Wiederſehen ſcheint ſich bei Laſſalle ſtets ein wärmeres Gefühl für Helene geltend gemacht zu haben, wie dies ja auch ganz in dem Charakter des feurigen Frauenverehrers lag. Unerwieſen aber iſt auch, was Laſſalle's Freunde von dem die Grenze des Schicklichen überſchreitenden Beſtreben der Helene, Laſſalle zu gewinnen, ſagen, wenngleich ſich Helene durchaus nicht den Ruf einer Heiligen zu bewahren geſucht hatte und ſchon in mehrere Liebſchaften verflochten geweſen war, von denen eine in Tegernſee ſeiner Zeit einen großen Lärm erregte.

Ebenſo iſt Helene von Racowitza zu glauben, wenn ſie ſagt, daß ſie mit ihren Freundinnen ohne Erinnerung an Laſſalle eines Tages Rigi-Kulm heraufritt und oben angelangt ohne jeden Hintergedanken, einer plötzlichen Eingebung folgend, ſich nach Laſſalle

erkundigte, von dem sie durch einen Brief des ihr befreundeten Rechtsanwaltes Holthoff in Berlin wußte, daß er eine Molkenkur auf dem Rigi brauche. Wenigstens ist das Gegentheil nicht zu beweisen.

Lassalle schrieb über die Begegnung mit Helene der überraschten Gräfin folgenden Brief:

„Rigi, 27. Juli.

Liebe Gräfin!

Es ist um die Pest zu bekommen über die Wildbader Post! Ihren ersten Brief, Poststempel von 19, empfing ich am 22. und gleichzeitig einen Brief aus Düsseldorf mit dem Poststempel vom 19. — Rigi ist also nicht schuld, sondern Wildbad. Ich hatte Ihnen vier Stunden nach Empfang Ihres Briefes noch mit der um 3 Uhr hier abgehenden Post geantwortet, bin also nicht schuld an Ihrer Angst. Heute am 27. bekomme ich Ihren Brief vom 24.! Ich hätte nicht übel Lust, das Briefschreiben dran zu geben und mich telegraphisch mit Ihnen zu unterhalten!

Ihr Brief hat mir übrigens in meiner äußerst schlechten Stimmung sehr wohl gethan.

Ihre clairvoyance in der Düsseldorfer Angelegenheit hat mich sehr amüsirt! Aber diese clairvoyance hat Ihnen nicht gezeigt, daß das Düsseldorfer Gericht durch seinen Beschluß mir die Cassations-Instanz nicht abgeschnitten, sondern höchstens nur unannehmbar macht. Beschleunigt ist also in der Strafe Nichts, eher nur verzögert.

Denn ich werde auch gegen dieſen Beſchluß eventuell Caſſation einlegen, und dieſe Sache muß früher entſchieden ſein. Kurz, vor November iſt es nicht einmal menſchenmöglich mich zur Haft zu bringen, ſelbſt vor December ſchwerlich, und überdieß habe ich Mittel, dies noch weiter zurückzuwerfen. Wir ſprechen darüber mündlich.

Jedenfalls müßte ich ja aber doch Ende September in Berlin ſein, und zwar gerade dann am meiſten, wenn ich Ihrem Rath folgen und Deutſchland verlaſſen wollte (sic!) Denn ich müßte doch dort meine Sachen und Geſchäfte ordnen! Ich müßte alſo zuvor hin, gerade beſonders, wenn ich fortgehen will! Das muß auch Ihnen einleuchten! — Aber noch mehr: ich muß noch vorher in Hamburg ſein, wo ich einen großen, ſehr großen, vielleicht thatſächlich wichtigen coup ſchlagen will! Auch darüber mündlich!

Am 20. September alſo muß ich die Schweiz verlaſſen. Da Sie mir die Beſtimmung überlaſſen, wohin wir bis dahin gehen, nun wohl, ſo entſcheide ich: an den Genfer See. Ich ſchreibe morgen an Oppenheim und laſſe mir dahin (nach Genf ſelbſt oder Vevey) neues Geld poste restante (in Wechſeln) ſchicken. Was mich beſtimmt, jedenfalls auf einige Zeit, wenn es auch nicht auf lange wäre, an den Genfer See gehen zu müſſen, iſt folgende Epiſode:

Vorgeſtern ſitze ich beim ſcheußlichſten Wetter,

— das hier noch ohne Unterbrechung Tag für Tag fortgedauert hat, erst heut' ist es ein Bischen besser — in meinem Zimmer und schreibe — ich muß hier leider wieder Tag für Tag von Morgens bis Abends ununterbrochen schreiben — als ein Bauernbursche hereinkommt und mir sagt: an der Terrasse hielte eine Dame, die mich zu sprechen wünsche. Ich rieth — ja ich wußte gar Niemand, auf den ich rathen sollte! Ich nahm also Hut und Rock und eile hinunter. Da hält hoch zu Roß mit einer Engländerin und einer Amerikanerin und einem Franzosen — wer? Helene, der Goldfuchs! Sie hatte von Holthoff brieflich erfahren, daß ich auf Rigi-Kaltbad bin und hatte sofort mit Freundinnen eine Rigi-Partie organisirt, um mich auf Kaltbad abzuholen. Natürlich stürmte ich sofort mit auf den Kulm hinauf, wo wir alle übernachteten. Unglücklicherweise ist das Kind der Engländerin (bei Bern lebend) vom Scharlach reconvalescent, und die Mutter war nicht zu bewegen, trotz des fürchterlichsten Unwetters auch nur einen Tag länger zu bleiben. Die arme Helene, krank und brustleidend, mußte im furchtbarsten Nebel und Regen (und wir alle) am andern Tag früh 10 Uhr wieder herunter. In Kaltbad trennten wir uns!

Eine Höflichkeit ist aber doch der andern werth und so habe ich Helenen versprochen, zwischen dem 15. und 25. August in Genf zu sein. Es ist auch schon arrangirt wie Sie sie kennen lernen sollen. Denn auf ein paar Tage können Sie doch mit

mir nach der Stadt Genf gehen, wenn wir auch stationär in Vevey z. B. sind. Helene wird schon Etwas anzufangen wissen, um uns dahin zu folgen.

(Uebrigens darf von dieser ganzen Episode kein Mensch außer Ihnen Etwas wissen. Die Anderen sind auch vereidet.)

Daß ich also überhaupt an den Genfer See gehe, folgt daraus; freilich aber nicht, daß ich dann nicht weiter nach Pegli gehen könnte. Alle Ihre schönen Gründe, nach Pegli zu gehen, sind mir sehr gleichgültig. Wie es mit Italien ꝛc. steht, weiß ich in meinem eigenen Kopf ꝛc. Ich hätte einen weit besseren Grund nach Pegli zu gehen, wenn es eben ginge: den, daß Sie es wünschen. Aber die frühe Rückreise von der Schweiz — 20. September — verhindert das leider nothwendig. Bis dahin ist indeß das Genfer Klima für Sie so gut, wie das italienische, und dann können Sie ja mit R. (Rüstow) nach Pegli gehen. Denn so schmerzlichst ungern ich Sie in Berlin entbehre, nehme ich doch wirklich Anstand, Sie zu bereden, den Winter im Berliner Klima zuzubringen. Doch das besprechen wir Alles noch. — Da ich hier ein Leben führe, nicht wie ein Hund, sondern wie drei Hunde, so habe ich heute nachträglich an Helene geschrieben, mit mir (sie ist bei Bern, bei der Freundin der Engländerin) eine Reise irgend wohin auf einige Tage zu machen. Ich setze es vielleicht durch

In dieſem Falle gebe ich meinen hieſigen Aufenthalt, der mich in dieſem Wetter und ohne jede Geſellſchaft zu Tode langweilt, auf, und reiſe ſofort nach Bern zu ihr. Dann würde ich Ihnen telegraphiren, wohin Sie Ihre Briefe richten ſollen. Bis dahin ſchreiben Sie alſo nur immer hierher. — Aber auch in dieſem Falle käme ich immer an dem Tage, wo Sie in Luzern eintreffen, dorthin.

In der Zwiſchenzeit hänge ich mich vielleicht vor Langeweile oder mache — ſchrecklich! — ganz allein eine Gebirgsreiſe.

Adieu für heut. Es wird ſchön, giebt zum erſten Mal Sonnenuntergang. Ich muß hinaus.

Ihr F. Laſſalle."

Aus dieſem Briefe geht viererlei hervor: Erſtens, daß Sophie von Hatzfeld angeblich wegen des Gefängniſſes, das Laſſalle in Folge ſeiner Proceſſe drohte, demſelben den Rath ertheilt hatte, die Arbeiterbewegung in Deutſchland dran zu geben und auszuwandern, oder beſſer geſagt, die Flucht zu ergreifen. Wenn Laſſalle dieſen Rath befolgte und mit der Rathgeberin, wie ſie es wünſchte, nach Neapel ging, erreichte Sophie von Hatzfeld thatſächlich den geheimen Zweck, eine von Laſſalle's Schweſter projectirte und ſeitens ihres Bruders nicht ganz von der Hand gewieſene Verheirathung Laſſalle's mit einem jüdiſchen Fräulein in Wien zu verhindern. Wir werden auf die Erwägung Laſſalle's, Deutſchland für immer zu verlaſſen, ſogleich wieder zu ſprechen kommen. Zweitens geht aus dem Briefe hervor, daß Laſſalle einen großen

Coup plante, den er im Herbſt 1864 in Hamburg zu ſchlagen gedachte — vielleicht gar einen Arbeiteraufſtand inauguriren wollte, indem er die ſchleswigholſteiniſche Verwickelung ſeinen diesbezüglichen Abſichten zweckdienlich machte. Möglich, daß er mit dieſem Coup va banque ſpielen und entweder ſiegen oder vom Schauplatze ſeiner Thätigkeit abtreten — aus Deutſchland fliehen wollte. Drittens iſt aus dem Briefe erſichtlich, daß im Gegenſatz zu der Darſtellung der Helene von Racowitza Laſſalle allerdings annahm, daß Helene nicht zufällig auf den Rigi-Kulm gekommen, ſondern daß ſie, nachdem ſie von Holtzhoff brieflich erfahren, daß er auf Rigi-Kaltbad ſei, ſofort mit Freundinnen eine Rigi-Partie organiſirt habe, um ihn dort abzuholen. Doch da Laſſalle in ſeinem Briefe nicht erwähnt, daß Helene ſelbſt ihm eine ſolche Mittheilung gemacht, ſo kann man dieſe Erklärung als ſeine perſönliche Anſicht über Helene's Erſcheinen auffaſſen und wir wollen daher, wie ſchon oben gethan, annehmen, daß die Schilderung der Helene von Racowitza der Wahrheit entſpricht. Viertens endlich reſultirt aus dem Briefe, daß Laſſalle ſich beſtrebte, die Gräfin von ſich fern zu halten, ſogar bis über den Winter hinaus. Denn er ſetzte es wohl als unzweifelhaft voraus, daß, ſobald die Gräfin von ſeiner jetzt beabſichtigten Vermählung mit Helene erfuhr, dieſe gegen ihn intriguiren und ſeine Verbindung zu hintertreiben ſuchen würde. Deshalb erfuhr die Gräfin auch nicht ſofort den ganzen Sachverhalt, damit ſie nicht

Gegenminen anlegen konnte. Aber auch in den Honigmonaten als Neuvermählter wollte er von der Gräfin nicht behelligt werden. Bezüglich der Wünsche der Gräfin, mit ihm nach Pegli zu gehen, weist er sie ziemlich schroff ab, indem er Rüstow — mit dem die Gräfin schon ein Jahr in Italien gereist war — als denjenigen bezeichnet, der sie ja begleiten könne.

Die Erwägung, Deutschland den Rücken zu kehren, muß übrigens Lassalle sehr ernst beschäftigt haben. Es geht dies insbesondere auch aus einer Episode hervor, die Paul Lindau in einer Skizze: „Ferdinand Lassalle's letzte Rede" (in der Verhandlung vor dem Düsseldorfer Appellationsgerichte, der Lindau als Berichterstatter beiwohnte) in dem Mai-Hefte von 1877 seines „Nord und Süd" veröffentlichte. Es heißt da: Ich war mit Lassalle während der Tage seines Aufenthaltes in Düsseldorf zwar sehr viel zusammen gewesen und hatte das lebhafteste Interesse für den in jeder Beziehung merkwürdigen Mann gewonnen, sein Benehmen gegen mich war das der größten Liebenswürdigkeit und des freundlichsten Entgegenkommens; aber von irgend einer Intimität konnte bei der Kürze unseres Verkehrs, bei dem Unterschiede des Alters und der Bedeutung natürlich nicht die Rede sein. Gerade deshalb war die Art und Weise, in der er sich von mir verabschiedete, im höchsten Grade überraschend für mich. Unsere Unterhaltungen oder vielmehr seine Vorträge waren fast ausnahmelos geschäftlicher Natur gewesen; sie hatten seine Agitation, den Proceß und was damit

zuſammenhing betroffen. Als nun der Schaffner die Coupéthür geöffnet hatte, und Laſſalle mir die Hand zum Abſchied reichte, überfiel ihn plötzlich eine ganz ſeltſame Rührung; er drückte mir die Hand mit einer Innigkeit, daß ich beinahe aufſchrie, er ſah mich an wie einen guten Freund, von dem man Abſchied für immer nimmt, und ſagte mir mit zitternder Stimme wahrhaft erſchüttert: „Ich werde Ihnen Ihre Freundlichkeiten nie vergeſſen.“ (Lindau hatte Laſſalle's Vertheidigungsrede wortgetreu in der „Düſſeldorfer Zeitung“, die er damals redigirte, veröffentlicht.) — Darauf ſchloß er mich in ſeine Arme mit der vollen Zärtlichkeit eines väterlichen Freundes. Ich war von dieſem unerwarteten Ausbruch von Herzlichkeit ganz betroffen; auch ich empfand eine ſeltſame Rührung gleichzeitig mit einem unbeſchreiblichen Gefühl angſtvollen Befremdens. Die ganze Sache kam mir nicht geheuer vor. Ich habe nie in meinem Leben Ahnungen gehabt; aber in dieſem Augenblicke hatte ich die ganz beſtimmte Empfindung: den Mann wirſt du wohl nie wiederſehen! Um mir das auszureden ſagte ich ihm — er war inzwiſchen in das Coupé getreten, die Thür war geſchloſſen, und er ſteckte den Kopf durch das Fenſter —: „Auf Wiederſehen, Herr Laſſalle!“ Er antwortete: „Wer weiß?“ Und als ich ihn darauf erſtaunt anblickte, fügte er hinzu: „Ein Jahr oder auch nur ein halbes Jahr kann ich mich der Freiheit nicht mehr berauben laſſen! Ich halte es einfach nicht aus. Lieber expatriire ich. Ich bin nervös ganz herunter! Rigi-Kaltbad

wird mich hoffentlich wieder brauchbar machen.“ Die Locomotive pfiff, und unter dem ſchweren paffenden Keuchen der Maſchine ſetzte ſich der Zug langſam in Bewegung. — —“

Lieber alſo wollte Laſſalle ſein Vaterland für immer verlaſſen, ſeiner Sache, für die er 1½ Jahr mit Aufbietung all' ſeiner Kräfte gearbeitet hatte, den Rücken kehren, als daß er, der verwöhnte Genußmenſch, einige Monate im Gefängniſſe zubringen ſollte. Die Frage drängt ſich da auf, ob ihm die Arbeiterbewegung, die er ja bekanntlich aus verletzter Eitelkeit — die Fortſchrittspartei hatte ihn im Frühjahr 1862 bei den Wahlen zum preußiſchen Abgeordnetenhauſe übergangen — in's Leben rief, wirklich ſo viel werth war, wie er vor den Arbeitern behauptete, denen er erklärte, daß er für dieſelbe ſein Leben zu laſſen bereit ſei, während er hier, vor Vertrauten und unter vier Augen, den Entſchluß kundgiebt, zu expatriiren, wenn er wegen dieſer ſelben Sache einige Monate hinter Schloß und Riegel ſitzen müſſe? Wahrer, heiliger Ernſt kann es ihm mit ſeiner Arbeiterbewegung niemals geweſen ſein — ſie ſollte ihm nur als Mittel zum Zweck dienen. Das beweiſt auch ein Ausſpruch, den er in einem Briefe an Rodbertus thut, wo er bezüglich ſeiner von ſeinen Anhängern als unfehlbar geprieſenen ſocialdemokratiſchen Lehren ſagt: „Man muß dem Mob (den Arbeitern!) etwas bieten!“

Doch zurück zu unſerer Schilderung von Laſſalle's Lebensende.

Daß Laſſalle in der That in der Weiſe um Helene's Hand geworben, wie dieſe in ihren Memoiren ſchreibt, davon zeugt folgender Brief der Helene an Laſſalle, den wir wörtlich mittheilen, da das Racowitza'ſche Buch denſelben nur bruchſtückweiſe wiedergiebt.

„Wabern, Dienstag abends, 26. Juli.

Soll ich anfangen, Ihnen zu danken für Ihre lieben Zeilen, die ich im Moment erhielt, als ich die Schiffbrücke überſchritt, oder Ihnen zu ſagen, wie lang und ſchwer mir der Weg von Kaltbad nach Waeggis geworden iſt? Nein, Sie wiſſen Beides, wiſſen, daß ich mich ſehr über Ihr kurzes Erinnern freute, daß mir das Herz höher klopfte, als ich Ihre zarte Sorge für mich und meine Geſundheit las; und Sie wiſſen, daß ich verwöhnt war von dem ſo ſchön zurückgelegten Weg — geſtern abends und heute früh, ſo verwöhnt, daß ich mich ungern in meine Einſamkeit fand. Daß ich Ihrem Wunſche nicht nachkommen konnte, lag nun natürlich daran, daß ich, wie Sie, mein Freund, ſagen, willenlos wie ein Kind bin. Aber diesmal, Freund Satan, wird Ihnen das Kind beweiſen, daß es ſeine teufliſche Verwandtſchaft fühlt, daß Ihre dämoniſche Nähe endlich dahin gewirkt hat, daß die Natur aus ihrem Schlaf erwacht und ein Tropfen Ihres ſataniſchen Blutes in ihre Adern gerollt iſt, ihr Kraft und Luſt zum Leben gebend. Als ich Sie verließ, und zum letzten Male Ihre Lippen meine Hand berührten, da ſagte ich mir

daß, ehe ich Waeggis verlaſſe, mein Entſchluß für's Leben gefaßt ſein ſoll. **Eh bien! c'est fait!**

Und nun wiſſen Sie auch mit Ihrem ſchönen, herrlichen Geiſte und Ihrer ſo großartigen, aber mir lieben Eitelkeit, wie mein Entſchluß lautet: Ich will und werde Ihr Weib ſein! — Sie ſagten mir geſtern Abends: „Sagen Sie mir nur ein vernünftiges, ſelbſtſtändiges Ja — **et je me charge du reste.**“ — Gut, mein Ja iſt da — **chargez vous donc du reste**; nur mache ich ein Paar ganz kleine Bedingungen, **et les voilà.** Ich will, denken Sie, das Kind ſagt, ich will — ich will alſo, daß wir Alles verſuchen, was in unſern Kräften ſteht, und in Ihren Kräften, mein ſchöner, ſataniſcher Freund, ſteht ja ſo ungeheuer viel, — um auf eine anſtändige, vernünftige Weiſe zu unſerem Ziele zu gelangen; d. h. alſo: Sie kommen zu uns, wir verſuchen die Eltern ebenſo für Sie einzunehmen als — — und ſo ihre Einwilligung zu bekommen! — Wo nicht, ſind und bleiben ſie unerbittlich, auch wenn wir Alles gethan haben, was wir thun konnten, — **eh bien! alors tant pis!** ſo bleibt noch immer Egypten. Dies meine eine Bedingung. Und hier die zweite: Ich will und wünſche, daß dann die ganze Sache ſo raſch als möglich geht. Denn ich kann wohl den Nebel und Regen von heute früh aushalten, ohne ſehr krank zu werden — aber noch viele ſo aufregende Tage und ungewiſſe quälende Stimmungen, wie ich ſchon um dieſer unſerer Sache

willen durchgemacht habe — das, mein Freund, halten meine Nerven nicht aus. — Aber zu dieser Eile habe ich noch einen Grund — ich will nicht, daß die ganze Welt uns bespricht und ihre Meinung sagt über eine Angelegenheit, die sie Nichts angeht, und mich hierdurch einer Menge Scenen aussetzt, die eben so gut vermieden werden können. Einmal die Sache zu unserer Zufriedenheit beendet, mögen sie dann ihre Mäuler und Augen aufreißen, so groß sie wollen, dann habe ich Sie, Ferdinand, als Schutz und Stütze, — et je ne me moque pas mal du reste du monde. — Ich weiß, daß die Hinderniſſe, die wir zu überſteigen haben, ſehr ja rieſengroß ſind, aber dafür haben wir auch ein großes Ziel, und Sie einen rieſengroßen Geiſt, der mit Gottes Hilfe die Felſen zu Sand uud Staub zermalmen wird — ſo daß ſelbſt mein ſchwacher Athem ihn wegzublaſen vermag. Mir bleibt von Allem das ſchwerſte Stück — ich muß mit kalter Hand ein treues Herz (Yanko von Racowitza), das mir mit wahrer Liebe ergeben iſt, tödten, ich muß mit kraſſem Egoismus einen ſchönen Jugendtraum vernichten, der, verwirklicht, das Glück, das Lebensglück eines edlen Menſchen machen ſollte. — Glauben Sie mir, das wird mir furchtbar ſchwer, aber ich will jetzt, und ſo will ich denn um Ihretwillen auch ſchlecht werden. — Schreiben Sie mir gleich, denn erſt, wenn ich genau Ihre Pläne und Ihren feſten Entſchluß weiß, die Befehle und Wünſche des Herrn und

Meisters empfangen habe, erst dann kann ich anfangen, die meinen, d. h. meine Pläne in Ausführung zu bringen.

Ich bleibe jedenfalls noch bis Sonnabend den 30. hier, also schreiben Sie mir: Wabern bei Bern. Wenn ich bis dahin genügend ausgeruht bin, so reise ich vielleicht dann nach Genf; doch davon noch im nächsten Brief.

Ich wollte heute Abend noch an Holthoff schreiben, aber erstens ist es 12½ Uhr, ich bin sehr müde, denn ich habe noch nicht einen Moment nach unserer anstrengenden Tour geruht, und dann denke ich, ist's vielleicht besser, ich erwarte erst Ihren nächsten Brief — so könnte ich ihm doch nur vage und von meinen Plänen und Ideen schreiben, und er würde dann nur denken, daß sein Töchterchen diesmal ganz verrückt geworden ist. — Denn wissen Sie, Freund Holthoff, den müssen wir jedenfalls für uns, mit uns und womöglich bei uns haben. Nun will ich noch, daß Ihnen die abscheuliche Tour von heut' früh nicht geschadet hat, und Sie mich also nicht verwünschen; dann, daß dieser Brief nur für Sie ist, und daß Sie ihn nicht einmal der Gräfin zeigen, — und will, daß Sie selbst, mein Freund, keinen zu großen Schreck über das schrecklich stylisirte Geschreibsel meiner müden Hand bekommen, sondern Sich sagen, daß der Geist ihrer armen Freundin ebenso müde ist, als ihr Körper. Gute Nacht! Nehmen Sie den Brief aus meiner Hand so an und sagen

Sie: Vielliebchen! ſo habe ich unſere Discretion verloren, und Sie erinnern Sich, was dann der Einſatz war!

H. D."

Die in dieſem Briefe vorkommende Stelle:

„Aber noch ſo viele aufregende Tage und ungewiſſe quälende Stimmungen, wie ich ſchon um dieſer unſerer Sache willen durchgemacht habe"

läßt darauf ſchließen, daß die Racowitza in ihrem Buche nicht die Unwahrheit ſpricht, wenn ſie behauptet, daß ſchon lange vor der Schweizer-Reiſe, in Berlin, Beziehungen zwiſchen ihr und Laſſalle beſtanden haben, die nur äußerlich abgebrochen, im Stillen aber fortgeſetzt worden waren.

In dem nächſten Briefe, den Laſſalle an die Gräfin richtete, theilte er dieſer aber immer noch nicht den ganzen Sachverhalt mit. Er ſuchte ihre Aufmerkſamkeit auf andere Dinge zu lenken und ſchrieb ihr nur, daß die Sache ernſt zu werden anfange. Der Brief lautet:

„Rigi, vom 28. Juli.

Gute Gräfin!

Ich habe geſtern, als ich ſo plötzlich abbrechen mußte, noch einige Punkte vergeſſen. Der wichtigſte bezieht ſich auf Dorn's Mittheilung von der Caſſation Ihres Urtheils in Sachen S. & B. Haben Sie denn wieder Juſtizrath Riem wie voriges Mal zu Ihrem Generalbevollmächtigten gemacht, oder reſp. die Anweiſung hinterlaſſen, daß alle bei Ihnen

insinuirten Klageschriften, Documente, Zustellungen ihm zugestellt werden? Wenn nicht, dann ist ja große Gefahr vorhanden, daß in Ihrer Abwesenheit Ihnen irgend Etwas in diesem Proceß insinuirt wird, und Sie dann präcludirt werden. Vor allen Dingen schreiben Sie also jedenfalls gleich an Riem. (Folgen längere Ausführungen über die geschäftliche Seite des Processes, die für den Leser interesselos sind.)

Es war also gestern abends ein Viertel vor 7 Uhr, als ich im emsigen Schreiben an Sie begriffen, zufällig den Blick gegen das Fenster kehre und — siehe da! alle Nebel und Wolken fallend, und wie erfrierend, und die Berge sich mächtig und glanzvoll befreiend schaue! Es war nicht mehr möglich, zum Kulm zu gelangen, aber ich schloß den Brief in aller Eile und rannte auf das Känzli, 15 Minuten von hier, von wo man, wenn auch nicht die Kulmer Aussicht, so doch immerhin eine überaus prächtige Aussicht hat, die ganze Kette von Tödi bis Gespaltenhorn, also Uri-Rothstock, Titlis, Weißstock, alle Berner Berge ꝛc.

Selten habe ich die Berge so schön, selten einen so schönen Sonnenuntergang gesehen! Der Eiger war in leisem Glühen. Noch lange nach Sonnenuntergang konnte ich mich nicht von der Stätte losreißen! Und eben so schön wieder heut früh. Alle Leiden sind fast wie fortgewischt, — wie schnell vergißt doch der Mensch was ihn beschwerte, — und ich bin lustig und voller Lebenskraft, als hätte ich nicht einen Augenblick, geschweige

über 10 Tage im dichten Regen und undurchdringlichsten kalten Nebel hier gesessen. Auch mit meinen furchtbaren Schreibereien für den Verein — ich habe gestern und heute Actenstücke und Briefe von zusammen 76 klein geschriebenen Seiten nach Berlin geschickt — bin ich endlich fertig und athme wieder frei auf!

Wie Sie mich mißverstehen, wenn Sie schreiben: „Können Sie Sich nicht auf einige Zeit in Wissenschaft, Freundschaft und schöner Natur genügen?“ Sie meinen, ich müsse Politik haben.

Ach, wie wenig Sie au fait in mir sind. Ich wünsche Nichts sehnlicher, als die ganze Politik los zu werden, um mich in Wissenschaft, Freundschaft und Natur zurückzuziehen. Ich bin der Politik müde und satt. Zwar ich würde so leidenschaftlich wie je für dieselbe entflammen, wenn ernste Ereigniſſe da wären, oder wenn ich die Macht hätte, oder ein Mittel sähe, sie zu erobern — ein solches Mittel, das sich für mich schickt; denn ohne höchste Macht läßt sich Nichts machen. Zum Kinderspiel aber bin ich zu alt und zu groß. Darum habe ich höchst ungern das Präsidium übernommen! Ich gab nur Ihnen nach. Darum drückt es mich jetzt gewaltig. Wenn ich es los wäre, jetzt wäre der Moment, wo ich enschlossen wäre, mit Ihnen nach Neapel zu ziehen! (Aber, wie es los werden?!)

Denn die Ereigniſſe werden sich, fürchte ich, fürchte ich, langsam, langsam entwickeln, und

meine glühende Seele hat an dieſen Kinderkrankheiten und chroniſchen Proceſſen keinen Spaß. Politik heißt aktuelle, momentane Wirkſamkeit. Alles Andere kann man auch von der Wiſſenſchaft aus beſorgen! Ich werde verſuchen, in Hamburg einen Druck auf die Ereigniſſe auszuüben. Aber in wieweit das wirken wird — das kann ich nicht verſprechen und verſpreche mir ſelbſt nicht viel davon!

Ach könnte ich mich zurückziehen! —

Soweit hatte ich geſchrieben, als ich einen Brief von Helenen erhalte, einen höchſt ernſthaften Brief! Die Sache wird ernſt, ſehr ernſt, und das große Gewicht des Ereigniſſes fällt mir wieder etwas auf die Bruſt. Inzwiſchen — einmal kann ich nicht mehr zurück, und dann wüßte ich auch wahrhaftig nicht, warum ich zurück ſollte! Es iſt ein ſchönes Weib, wie ihrer Individualität nach das einzige Weib, das ſich für mich paßt und eignet; das einzige, das Sie Selbſt für geeignet finden würden.

Alſo en avant über den Rubicon. Es führt zum Glück! auch für Sie, gute Gräfin, mindeſtens ebenſo wie für mich.

Bei alledem iſt es in dieſer ohnehin ſchon ſo complicirten Lage eine immenſe Complication mehr. Bin wahrhaftig wieder neugierig, wie ich das Alles zum Ende führen werde, gerade ſo wie ich, als ich Ihre Proceſſe führte, oft dieſe ganz unperſönliche objective Neugier hatte — als läſe ich

einen Roman — wie ich wohl mich und Sie aus dieſer Lage noch retten würde!

Nun, die alte Kraft iſt noch da, das alte Glück auch noch, ich werde Alles zum glänzendſten Ziele führen. Aber daß ich Sie nicht bei mir habe, um mit Ihnen zu ſprechen und zu rathen in dieſer complication grave, das, muß ich geſtehen, ſtört mich ſehr! Nun, brauchen Sie ganz ruhig Ihre Kur aus.

Das Nächſte iſt, daß ich wahrſcheinlich ſchon morgen früh infolge eines ſoeben noch erhaltenen Briefes Helenens nach Bern, reſp. Wabern, abreiſe, wo Helene auf der Villa bei ihrer Freundin iſt. Sie erhalten in dieſem Falle noch telegraphiſche Depeſche von mir, Ihre Briefe poste restante nach Bern zu adreſſiren. Sollte ich Sie abſolut nöthig haben, nun ja, dann rechne ich auf Ihre Freundſchaft und telegraphire Ihnen, daß Sie nach Genf kommen. Aber ich denke dies jedenfalls bis zum 15. Auguſt verſchieben zu können.

Nun Adieu, treues Herz! Die Brandung faßt mich! Iſt mir's zum Heil?

Reißt's mich nach Oben, wie den Schillerſchen Taucher? faut voir!

Ihr treuer

F. Laſſalle.

Nachſchrift. Abſolutes Stillſchweigen über alles hier Geſagte gegen Jedermann ganz nothwendig. A propos. Die Wildbader Poſtſendung iſt allerdings ſchon geſtern angekommen. Aber es war

außer den „Gedanken“ und Zeitungen nur ein Brief, während Sie zwei Briefe anmeldeten. Sollte einer zurückgeblieben oder verloren gegangen sein? Bitte nachzuforschen auf der Post, denn ich erwarte seit Lange umsonst einen Brief von Szarbinowski ꝛc.

F. L.“

Die Gräfin Hatzfeld hatte in einem Briefe aus Wildbad unterm 22. Juli an Lassalle geschrieben:

„In 14 Tagen hoffe ich gewiß mich hier zu absolviren; schreiben Sie mir also bald, für welche spätere Reisepläne Sie Sich entschlossen haben. Wenn Sie, bis ich komme, Geld genug haben, so brauchen Sie keinesfalls Ihrem Banquier zu schreiben, und wahrscheinlich auch dann nicht: es kommt darauf an, was geschieht und hat jedenfalls dann noch Zeit.“ Die Gräfin setzt noch hinzu: „Nun leben Sie wohl, mein gutes Kind, schonen Sie Sich, hüten Sie Sich vor allen Unvorsichtigkeiten, damit ich Sie recht wohl und heiter aussehend wiederfinde.“ Zugleich ermahnt sie ihn nochmals dringend, nicht nach Berlin zurückzukehren, da sich „die Märtyrerrolle zu jeder Zeit als eine an sich dumme und unersprießliche erwiesen“ habe.

Die Gräfin wollte also dieser Mittheilung zu Folge, schon in 14 Tagen bei Lassalle eintreffen. Nicht besonders von dieser Aussicht erbaut, schreibt nun Lassalle an sie: „Brauchen Sie ganz ruhig Ihre Kur aus. Sollte ich Sie absolut nöthig haben, nun ja, dann rechne ich auf Ihre Freundschaft und telegraphire Ihnen, daß Sie nach Genf kommen.

Aber ich denke, dies jedenfalls bis 15. Auguſt verſchieben zu können."

Und um es ihr abſolut unmöglich zu machen, früher als er es wünſchte, zu ihm zu ſtoßen, theilt er ihr mit, daß er ſchon am nächſten Tag zu Helenen nach Bern abreiſen werde.

Aus dem oben mitgetheilten Briefe Laſſalle's an die Gräfin erhellt die für uns intereſſante Thatſache, daß Laſſalle mit den bisherigen Erfolgen ſeiner Arbeiterbewegung noch nicht zufrieden war. Sein ungeduldiger Geiſt wollte Thaten ſehen, und da dies nicht der Fall ſein konnte, wünſchte er die Politik los zu ſein und mit der Gräfin nach Neapel zu ziehen. Schreibt er doch wörtlich: „Ich bin der Politik müde und ſatt. Zwar ich würde ſo leidenſchaftlich wie je für dieſelbe entflammen, wenn ernſte Ereigniſſe da wären, oder wenn ich die Macht hätte, oder ein Mittel ſähe, ſie zu erobern — ein ſolches Mittel, das ſich für mich ſchickt; denn ohne höchſte Macht läßt ſich Nichts machen. Zum Kinderſpiel aber bin ich zu alt und zu groß .... Denn die Ereigniſſe werden ſich, fürchte ich, fürchte ich, langſam, langſam entwickeln und meine glühende Seele hat an dieſen Kinderkrankheiten und chroniſchen Proceſſen keinen Spaß .... Ich werde verſuchen, in Hamburg einen Druck auf die Ereigniſſe auszuüben." Wieſen nicht ſchon ſonſt zahlreiche Aeußerungen Laſſalle's in ſeinen Reden, wie im Privatgeſpräch darauf hin, daß er am letzten Ende einen gewaltſamen Umſturz der beſtehenden Ordnung

plane — aus diesem Bruchstücke des Lassalle'schen Briefes müßte dies allein schon nothwendig gefolgert werden! — —

Das Schreiben Helenen's, dessen Ankunft Lassalle in seinem Briefe an die Gräfin unterm 28. Juli erwähnte, lautete wie folgt:

„Wabern, 28. Juli.

Bleiben Sie in Bern wohnen, wo Sie wollen, denn hier in Wabern ist kein Zimmer zu haben, und Sie auch zu verwöhnt. Doch erwarten wir Sie noch heute Abend so bald als möglich zum Thee. Alles Andere mündlich.

Brunhild."

Lassalle hatte Helenen den Namen Brunhild gegeben, weil sie in vieler Beziehung dem Bilde ähnelte, das uns das bekannte Epos von der märchenhaften Frauengestalt der altdeutschen Sage entwirft.

Nachdem Lassalle Helenen's Brief erhalten, reiste er sofort am 29. Juli nach Bern ab, in dessen nächster Nähe Wabern, unweit vom Kurten, liegt. Seine erste Sorge hierselbst war, die Gräfin zu beschwichtigen und sie für Helene günstig zu stimmen. Wie fein berechnend und tactvoll er dies that, davon zeugt folgender Brief:

„Bern, Bernerhof, 30. Juli.

Gute Gräfin!

Ihren Brief habe ich gestern früh in Waeggis noch glücklich attrapirt. Wenn Sie mir so gute Briefe schreiben, wie diesmal, so — nun ich kann

nicht ſagen, ſo bin ich Ihnen beſſer, als irgend Jemand in der Welt, denn das bin ich immer im tiefen Herzen, auch ohne gute Briefe — aber ſo bin ich ſo gerührt, daß das tiefe Herz gegen meine Gewohnheit ſich zur Aeußerung drängt!

So ſitze ich denn alſo hier in Bern. War geſtern Abends bis 12 Uhr auf der Villa von Helenen's Freundin und fuhr dann zurück. Die Entfernung iſt höchſt ſtörend. Noch weiß ich nicht das Geringſte, was mit mir wird, d. h. mit den nächſten vierzehn Tagen. Den 15. Auguſt aber, von da ab halte ich mich bereit, Sie an dem von Ihnen zu beſtimmenden Orte abzuholen — in Bern oder auch Luzern, oder noch weiter Ihnen entgegen, wie Sie wollen. Das habe ich auch Helenen geſagt, die es ganz in der Ordnung fand. Ich muß Ihnen überhaupt bemerken, daß Helene eine ſehr große Sympathie für Sie hat, eine der allerweſentlichſten Bedingungen meines Wohlgefallens an ihr. Sie iſt darin ganz anders, als die andern Weiber. Nicht eine Spur von Eiferſucht und Neid in ihr. So fand ſie es zum Beiſpiel — bis ich ihr geſagt, daß Sie ſelbſt krank und einer Kur benöthigt ſeien — ganz ſchrecklich, reſp. unerklärlich, daß Sie mich nicht nach Rigi-Kaltbad begleitet hätten, um dort mit mir zu ſein. Sie freut ſich ſehr darauf, Sie kennen zu lernen. Sie würgt nie innerlich, — wie ich bei ſo vielen Weibern ſo oft bemerkte, denn ich bin ein ganz guter Merker, wenn ich's

mir auch nicht merken laſſe — eine résistance intérieure hinunter, wenn ich das Geſpräch auf Sie bringe, ſondern im Gegentheil bringt es ſelbſt gern in voller Theilnahme auf Sie, kurz dieſes — enfant du diable, wie ſie in Genf allgemein genannt wird, hat wirkliche und innere Sympathie für Sie. Ausfluß davon, daß ſie überhaupt eine — Natur iſt, im Sinne Goethe's, trotz aller geſellſchaftlichen äußern feinen Bildung, die ſie ſich angeeignet hat, die aber nie über ihren innern Menſchen hat Herr werden können.

Ihr einziger — aber rieſengroßer Fehler iſt: ſie hat keinen Willen! Auch nicht die Spur davon. An ſich iſt das freilich ein ſehr großer Fehler!

Würden wir Mann und Frau, wäre es vielleicht keiner; denn ich habe ja doch Willen genug für ſie mit, und ſie würde ſein wie die Flöte in der Hand des Künſtlers.

Aber die Vereinigung ſelbſt wird dadurch ſehr erſchwert werden! Heute freilich iſt ſie feſt entſchloſſen. Aber wie lange hält das bei einem willenloſen Weſen Secouſſen gegenüber Stand?

Das werde ich ihr auch noch ſehr ernſthaft auseinanderſetzen, ehe ich anfange, mich äußerlich in das Unternehmen zu engagiren.

Meine Depeſche, nach Bern zu adreſſiren, wird Sie ſehr in Verwunderung geſetzt, meine letzten Briefe von Kaltbad aber aufgeklärt haben. Hoffentlich haben Sie dieſe ſchon.

Ihr F. Laſſalle."

Auf dieſen und den vorigen Brief ſchickte die Gräfin Laſſalle ein Schreiben, in welchem ſie auseinanderzuſetzen verſucht, daß Laſſalle's Leidenſchaft für Helene unmöglich nachhaltig ſein könne, weil er ja eben erſt in eine Andere, die er nun fahren laſſen wolle, ſterblich verliebt geweſen ſei. Die Gräfin ſchrieb dies, da ſie ja noch nicht wußte, daß hinter ihrem Rücken Laſſalle mit Helene bereits Alles abgemacht hatte, und ſie durch ſolche Vorhalte hoffte, die Heirath noch hintertreiben zu können. Daraufhin ſchrieb ihr Laſſalle folgenden Brief, in welchem er ihr reinen Wein einſchenkt, ſie aber auch mit ihren Rathſchlägen in die Schranken weiſt:

„Bern, 2. Auguſt.

Gute Gräfin!

Ich habe Ihren Brief nach Bern erhalten. Aller Rath würde jetzt zu ſpät kommen. Es iſt Alles unwiderruflich abgemacht! Wäre es aber noch Zeit, Rath zu geben, Sie würden mir auch keinen anderen geben, als den, zu handeln, wie ich handle. Deſſen bin ich ſicher.

Wenn Sie in Ihrem Briefe ſagen, ich ſollte doch bedenken, daß ich ſoeben erſt ſterblich in eine Andere verliebt war, ſo entgegne ich, daß erſtens „„ſterblich verliebt““ ſein bei mir zunächſt überhaupt gar kein Begriff iſt; zweitens aber, daß noch heute, ſinnlich genommen, M ... einen größeren Reiz für mich hat, als Helene, was Ihnen alſo der beſte Beweis ſein kann, daß ich eben nicht blos ſinnlicher Neigung folge. Im

Gegentheil, Helene paßt als Perſönlichkeit ſo abſolut zu mir, wie ich nie eine paſſende zu finden geglaubt hätte. Unter uns geſagt, iſt es eigentlich von dem verſchiedenen Glück, das ich hin und wieder habe, das größte Glück, das ich bei dieſer Gelegenheit entwickelt habe. Es iſt wirklich ein nicht geringes Glück, in einem Alter von doch ſchon 39½ Jahren ein Weib zu finden, ſo ſchön, von ſo freier und zu mir paſſender Perſönlichkeit, ferner, das mich ſo liebt und endlich, was bei mir abſolute Nothwendigkeit, ganz in meinem Willen aufgeht!

Hier empfangen Sie erſtens den Brief, den Helene mir nach dem Rigi ſchrieb, wo ich Ihnen darauf ſchrieb: „„es wird ernſthaft““. Wenn darin der Satz vorkommt, ich ſolle Ihnen den Brief nicht ſchicken, ſo hat ſie mir das ſpäter erklärt. Sie hatte den Brief noch in der Nacht ihrer Rückkehr vom Rigi, alſo ſehr ermüdet, geſchrieben und fürchtete, er ſei deshalb gar nicht präſentabel ausgefallen und könne Ihnen eine ſehr geringe Meinung von ihr geben. Als ich ſie darüber beruhigte, es ſei gar nicht Ihre Weiſe, ſolche Schlüſſe zu machen, erklärte ſie ſich von ſelbſt damit einverſtanden, daß ich ihn Ihnen ſchicke, damit Sie ſähen, wie Alles gekommen ſei.

Ferner: vorgeſtern bat ſie mich um die Erlaubniß, Ihnen ſchreiben zu dürfen, wogegen ich natürlich nicht nur Nichts hatte, ſondern mich innerlich freute, daß der Gedanke ſelbſtſtändig in

ihr entſtanden war. In Folge deſſen gab ſie mir nun geſtern beifolgenden Brief an Sie, der Ihnen ihre edle Perſönlichkeit ſchon beſſer malen kann. Sie müſſen ihr natürlich antworten und mir den Brief zur Uebergabe überſchicken und zwar nach Genf **poste restante**, wohin wir morgen Beide abreiſen. Ich bitte ſehr, liebe Gräfin — dies Einzige will ich Ihnen ans Herz legen — erhalten Sie mir Helene ihr ganzes Leben hindurch in den unterwürfigen Geſinnungen, in denen ſie jetzt iſt, und von denen mein ganzes Glück und leicht das Ihrige zum Theil — abhängt. Sie allein könnten ſie in dieſer Hinſicht verderben (!), auch Sie nur durch das Piedeſtal, das ich ſelbſt Ihnen bei ihr gegeben habe. Es wäre alſo ſiebenfach unrecht, und höchſt unklug! Sie werden das alſo auch nicht thun und ſie vielmehr immer in dieſem Verhältniß, das ich ſogar das normale nenne, zu halten ſuchen, geſchweige denn ſie nicht davon abbringen, auch nicht in indirecter Weiſe (!)

Was nun die Eltern in Genf ſagen werden, — das weiß Gott! Aber ſicher iſt, daß ich, wie ſie, entſchloſſen bin, durchzugreifen, reiße da, was reißt. Am 15. Auguſt hoffe ich ſicher, Sie in Genf zu haben, wo wir dann über Alles ausführlich und reiflich ſprechen. Ich habe entſetzlich viel mit Ihnen zu überlegen.

Ganz Ihr

F. Laſſalle."

Dies ist der Brief, von dem die Racowitza in ihren Memoiren sagt, daß Lassalle ihr aus demselben Stellen vorgelesen und von dem er geglaubt habe, daß durch denselben die Gräfin „erobert“ werden würde.

Das diesem Briefe beigelegte Schreiben Helene's an die Gräfin hatte folgenden Wortlaut:

„Wabern, 1. August.

Nachdem ich, liebe und verehrte Frau Gräfin, die Erlaubniß meines Herrn und Gebieters erhalten habe, mich Ihnen schon heute, aber leider nur schriftlich vorzustellen — komme ich denn zu Ihnen **le coeur et la main ouverte**, Sie zu bitten, ein wenig von der Freundschaft, die Sie ja in so reichem herrlichen Maße für Ihn haben, auf mich, sein ihn anbetendes Weib, übertragen zu wollen!

O! wie ich dieses Wildbad verwünsche, oder besser, Ihre Krankheit, Frau Gräfin, die Sie zwang, dorthin zu gehen — und mir dadurch das Glück raubt, schon jetzt oder doch recht bald selbst in Körper und Seele, Herz und Geist vor Sie zu treten, Ihnen meine Liebe und Verehrung zu bringen, und Sie zu bitten, mir helfen und rathen zu wollen, um Ihn, meinen schönen, herrlichen Adler, glücklich zu machen. Allerdings werde ich mich Ihnen gegenüber wohl die ersten Male etwas befangen fühlen, denn ich bin eben nichts als ein kleines unbedeutendes Wesen, welches Nichts kann, als Ihn lieben und anbeten, und versuchen, Ihn glücklich zu machen, Ihm mit Tändeln und Scherzen

wie ein Kind die Wolken von der Stirn fortzulächeln, und das den besten Willen hat, Seine große und herrliche Seele, Seinen riesenhaften Geist zu kennen und zu verstehen — und im Glück wie im Unglück Ihm treu und fest zur Seite zu stehen!

Und sehen Sie, theure Frau Gräfin, dazu, zu Alledem und zu noch weit mehr brauche ich Ihre Hülfe, Ihren Rath, und vertraue darauf, denn Sie sind engelsgut und felsenstark und lieben Ihn mit Ihrer schönen, festen Freundschaft, wofür ich Ihnen danke aus voller Seele, und Ihnen die Hände küsse.

Nun aber soll ich noch volle vierzehn Tage warten, bis ich Sie sehen und lieben darf, und das wirft einen leisen, hauchgleichen Schatten auf mein hohes und herrliches Glück und läßt mich wünschen, daß diese doch so schönen wunderbaren Tage, die ich jetzt mit Ihm und durch Ihn lebe, Flügel nehmen möchten, ihren ewigen alten Flug schnell und weiter fortzusetzen, und mir dafür die Tage zu senden, wo ich mein Glück in Ihrer Gegenwart mit Ihnen fühlen und genießen darf.

Seien Sie mir nicht böse, Frau Gräfin, daß ich die Ursache war, um welche Ferdinand den Rigi und seine Kur verlassen hat, — ich selbst kann eigentlich auch Nichts dafür — es mußte so sein, es war unser unausweichbares Schicksal, und Gott wird machen, daß dieser Abbruch der Kur meinem Herrn nicht schadet. Sind Sie nur

erſt wieder bei uns, nun ſo wollen wir Ihn en deux ſchon ſo hegen und pflegen, daß Er uns nicht den ſchlechten Streich ſpielen kann, krank zu werden! — Ich gehe, oder beſſer wir gehen morgen nach Genf zurück, und dort, hoff' ich, ſoll ſich Alles ſchnell und gut entſcheiden, ſo daß ich Sie auch mit Glück und Ruhe erſehnen, erwarten kann, ſo wie ich es mit Liebe und Verehrung thue.

Noch einmal bitte ich Sie um einen kleinen Platz in Ihrem ſchönen, edlen Herzen und küſſe Ihnen die Hände.

Ganz die Ihrige

Helene."

Auch dieſen Brief erwähnt die Racowitza in ihren Memoiren, und zwar bei der Gelegenheit, wo ſie mittheilt, daß ſie in Genf von der Gräfin einen ſie empörenden „Wiſch" erhalten habe, während ſie auf ein liebevolles Schreiben von ihr gehofft hatte.

Die Gräfin — welche in dieſer ganzen Angelegenheit überhaupt eine recht traurige Rolle ſpielte — war aber weit entfernt die Verbindung Laſſalle's mit Helenen zu fördern und ſchrieb daher den nachſtehenden Brief, in welchem ſie Laſſalle zu bewegen ſucht, wieder ſeine Molkenkur auf dem Rigi aufzunehmen, und ihn vor Ueberſtürzung warnt. Selbſtverſtändlich dachte Laſſalle nicht daran, ihrem Rathe zu folgen. Der Brief, an Laſſalle gerichtet lautet:

„Wildbad, den 1. Auguſt.

Liebes Kind!

Ich habe geſtern abends Ihren Brief aus Bern erhalten und ich kann Ihnen nur wiederholen, daß Sie nicht nur zu Ihrem eignen Wohl die Sache viel zu ſehr übereilen, ſondern auch durch Ihre Haſt dem Gelingen der Sache ſchaden. Die Eltern mißtrauen Ihnen. Iſt nun wohl ein ſolches Drängen bei Philiſtern, was die Eltern gewiß ſind und die jedenfalls die Ehe nur als eine vernünftige und wohl zu überlegende Sache anſehen, geeignet, ſie Ihnen geneigter zu machen? Gewiß nicht. — Sie müßten im Gegentheil mit großer Ruhe und Vorſicht vorangehen, erſt darnach trachten, daß man ſich nach und nach an den Gedanken gewöhnt. Wie Sie ſagen, Helene zur Heirath wider den verſchiedenen Willen ihrer Eltern zu beſtimmen, iſt einmal ſehr fraglich, ob es gelingt, alsdann auch nicht zweckmäßig; ſie könnte ſich bei ihrem ſchwachen Charakter doch ſpäter darüber unglücklich fühlen, ganz aus ihren Familien-Relationen herausgeriſſen zu ſein. — Wenigſtens wäre es doch der Mühe werth, es erſt auf andere Weiſe zu verſuchen. Sie beurtheilen immer die Anderen zu ſehr nach ſich ſelbſt.

Iſt denn Helene auch großjährig? Und iſt es denn auch der günſtigſte Augenblick, die Sache raſch der Entſcheidung zuzujagen, gerade jetzt, wo ſo viele Freiheitsproceſſe gegen Sie ſchweben? Wäre es nicht zehnmal klüger, jetzt nur mit ihr

einig zu werden ſich zu begnügen, langſam eine Annäherung an die Eltern zu verſuchen, und mit dem directen Antrag zu warten, bis Ihre Proceſſe ſo oder ſo entſchieden? Wenn Sie Sich entſchließen müßten, für jetzt Deutſchland zu verlaſſen, ſo wäre das gerade die günſtigſte Conjunctur für das Gelingen dieſes Planes.

Ich wünſche nach dem, was Sie mir ſagen, das Gelingen, obgleich ich ganz nur meinen Augen in dieſer Beziehung traue, aber ich fürchte, Sie verderben Alles durch Ihr Stürmen. Sie haben einmal in Frauenſachen keine Vernunft und kein Urtheil. (!)

Ich habe wirklich Unglück in dieſem Jahr. Ich kann nicht ſagen, daß die Bäder mir helfen; das glaube ich nicht, aber ſie erleichtern mich ſichtlich. Alſo Sie haben ſich entſchieden für einen Aufenthalt am Genfer See: aber wo ungefähr? Ich habe von einer Penſion in Saxon geleſen, im Valais, dicht am See; es muß, wie glaube, am franzöſiſchen oder italieniſchen Ufer ſein, oder Chàlet suisse à Cologny oder Clarens ꝛc., nur kann ich nicht Berge ſteigen. Wo wir uns treffen, hängt ja von dem ab, was Sie jetzt vorhaben, und kann noch immer darnach beſtimmt werden. Ich beſtehe nicht auf dem Genfer See und jeder andere Ort, der Ihrem Plane förderlicher iſt, iſt mir auch recht, nur nicht Genf oder Bern, um da zu bleiben (augenſcheinlich, weil dort Laſſalle mit Helene ſtets verkehren konnte); ich brauche

Luft, und dann ist es auch in solchen Gasthöfen auf die Dauer nicht auszuhalten.

Und dann Eines, liebes Kind, kann ich doch nicht ändern, das ist: daß ich auf zwei, drei Tage vorher nach Zürich gehe. Man erwartet mich schon lange dort; ich habe es so oft versprochen. Wer weiß, wo ich von Genf aus hingesprengt werde.

Geben Sie mir darin nicht Recht? Wenn ich nun von hier direct nach Zürich gehe, führt mich dann mein Weg nach dem Genfer See — falls Sie bei dem Projecte des Genfer See's bleiben — über Bern? In welchem Hotel wohnen Sie dort? Bleiben Sie da?

Es ist mir gar nicht recht (!), daß Sie Ihre Molkenkur so ganz aufgegeben, Sie hatten sie doch nöthig; können Sie Sich nicht entschließen, jetzt, wo es so schön, auf 10 bis 12 Tage wieder hinzugehen? Es wäre gut. Nun leben Sie wohl, liebes Kind, die herzlichsten Grüße. S. H."

Dieses Schreiben traf Lassalle noch in Bern an und er beantwortete es auch noch vor seiner Abreise.

Lassalle fühlte sich, wie aus dem folgenden Briefe ersichtlich ist, durch das Schreiben der Hatzfeld beleidigt; auch konnte er ihren Entschluß, nach Zürich zu gehen, nicht billigen. Lassalle antwortete ihr:

„Bern, 3. August.

Gute Gräfin!

Ihr eben erhaltener Brief, den ich — in einer Stunde reise ich nach Genf — noch Zeit zu beantworten habe, zeigt mir wieder, wie mißlich alle

ſchriftliche Verſtändigung iſt. Sie haben meine Briefe — ſind ſie wirklich ſo undeutlich geweſen? — nicht richtig aufgefaßt, daher ein falſches Bild von der Sachlage, und daher iſt Ihr Brief diesmal ganz ungeſchickt. (!)

Sie ſagen: „„Wie Sie ſagen, Helene zu der Heirath wider den entſchiedenen Willen ihrer Eltern beſtimmen, iſt einmal ſehr fraglich““ ꝛc. **Mon dieu!** Wo hätte ich das geſagt? Ganz im Gegentheil! Helene iſt ganz dazu entſchloſſen, hat ſich von ſelbſt dazu entſchloſſen, war früher dazu feſt entſchloſſen, als ich. Es war ja eben dieſer Brief, in dem ſie mir — nach Rigi-Kaltbad hin, am Abend des Tages, an deſſen Morgen wir uns getrennt — dieſen Entſchluß mittheilte, in Folge deſſen ich mich erſt entſchloß und ſchrieb: „Die Sache wird ernſt, ſehr ernſt“ ꝛc. Sie können Sich ja auch bei meiner ganzen Perſönlichkeit denken, daß ich immer mindeſtens ebenſo ſehr geheirathet werde, als heirathe, d. h. auf eine volle und freie Initiative ſeitens des Mädchens treffen muß. (Voir Maria und Ulrich von Hutten.*)

1) Alſo Helene iſt entſchloſſen, wenn ich will, morgen ihren Eltern wegzulaufen, ſogar, und, wenn ich wollte, als Zigeunerin mit mir durch die Lande zu ziehen.

2) Helene iſt **majeure.** Schlimmſtenfalls ſind wir mit **trois actes respectueux** unſerer Verpflichtung gegen die Eltern quitt.

---

*) Laſſalle verweiſt hier auf ſein Drama: „Franz von Sickingen.“

3) Sie wissen das der Hauptsache nach schon aus meinem gestrigen Briefe an Sie, in welchem ich Ihnen Helenens Rigi-Kaltbad-Brief an mich und ihren hiesigen Brief an Sie schickte.

4) Was haben denn meine Verurtheilungen und Processe für bestimmenden Einfluß auf meine Heirath? — Meine Heirath kann meinen Entschluß in Bezug auf die Verurtheilungen bestimmen, aber nie umgekehrt.

5) Die ganze philiströse, ganz erstaunlich langweilige Operationsweise, die Sie mir anrathen, kann also gar nicht gedacht werden. Es ist kein „„Begriff.““

Heute abends 6 Uhr lange ich in Genf an, wo Helene heut um 2 Uhr angelangt ist. Morgen um 2 Uhr mache ich ihren Eltern einen Besuch. Spätestens nach drei Besuchen, also in drei Tagen, vielleicht aber schon früher, erkläre ich Vater und Muttter meinen Antrag. Geht Alles gut, bien! Treffen wir auf Weigerung, so folgt schon zwei Tage darauf der erste acte respectueux Helenens.

Ich hoffe sehr — und glaube es fest — die Eltern werden gleich oder doch nach einigen Angriffen stürmischster Beredtsamkeit, die ich auf sie machen werde, einwilligen. Sonst beim großen Gott, bin ich zu Allem entschlossen, ehe ich mich im Geringsten beirren lasse. Für Eile ist aber Helene noch mehr als ich. Sie ist noch ungeduldiger.

6) Daß Sie nöthig hätten, nach Zürich zu gehen, der „„Freunde““ wegen, ist durchaus falsch. Meine Geschichte ist jedenfalls der beste Vorwand

fur Sie. Ich kenne Keinen, der es Ihnen übel nehmen könnte, nicht nach Zürich zu kommen, wenn Sie schreiben: „„Lassalle ist in Nöthen und bedarf meiner.““

7) Damit ist inzwischen nur gesagt, daß Sie nicht nöthig haben, über Zürich zu gehen, auch nicht, daß Sie es absolut nicht dürfen, wenn es Ihnen Selbst ein großes Vergnügen ist.

8) Ueber Plan ꝛc. kann ich ja noch Nichts bestimmen unter den jetzigen Umständen. Mein Platz ist zunächst in Genf, wohin Sie jedenfalls auf einige Tage kommen müssen, wenn Sie auch Station am Genfer See (Vevey) nehmen wollen.

Wollen die Eltern nicht, so beginnt Helene mit dem acte respetueux. Wird sie darauf gequält und sehr gequält, so habe ich ihr tout bonnement gesagt, daß sie das Haus verläßt und sich bis zur Hochzeit unter Ihren Schutz stellt. Ich habe es ihr gestern abends erst vorgeschlagen, und sie ist gleich darauf eingegangen.

9) Gehen die Eltern darauf gleich ein, so will ich mit Helenen und Madame Arson eine kleine Schweizerreise noch machen, die Sie sehr wohl mitmachen können; und mit großem Vergnügen mitmachen würden und ohne Schaden, denn Sie brauchten uns nur in die Thäler, nicht auf die Berge zu begleiten.

10) Das Alles sind Nebensachen. Die Hauptsache ist, daß ich Sie auf 4—5 Tage in Genf habe, so bald es Ihnen eben mit Rücksicht auf

Beendigung Ihrer Kur nur möglich ist — die Kur vor Allem — um mit Ihnen Vieles, Vieles, Vieles zu berathen. Denn nur das Wie, nicht das Was ist noch zweifelhaft. Das möchte ich aber überaus gern mit Ihnen durchsprechen. Darin kann mir Niemand rathen als Sie, und diesmal wahrhaftig brauche ich Rath, der aber nur mündlich gegeben werden kann.

Am liebsten möchte Helene schon im October als meine Frau mit mir in Berlin einziehen. Und ich möchte es auch. Vielleicht aber wären jetzt andere Entschlüsse indicirt. Kurz, kommen Sie nach Ihrem letzten Bade sofort, ohne über Zürich zu gehen, damit ich mit Ihnen berathe. Ihre Kur vor Allem. (!) Aber wenn Sie irgend einen anderen Zweck, als den der Gesundheit und irgend eine andere Rücksicht dem dringenden, brennenden Bedürfniß vorgehen lassen könnten, das ich diesmal empfinde, mit Ihnen sobald als möglich zu berathen, so würde ich Ihnen das diesmal — **sérieusement parlé** — wirklich auf das Erstaunlichste **et avec rancune** übel nehmen.

Ihr

F. Lassalle."

Lassalle sucht in diesem Briefe die Gräfin für das Nächste von sich fern zu halten, da er offenbar ihre Intriguen und Rachsucht fürchtet. Er thut dies, indem er, zwar schreibend, daß er ihres Rathes und ihrer Hülfe dringend bedürfe, doch immer wieder die Kur betont, die sie erst beendigen müsse, ehe sie zu

ihm nach Genf kommen könne. Uebrigens meinte er es auch mit ihrem Rathe gar nicht ernſt, da er ja erſt ohne ihr Wiſſen und dann gegen ihren beſtimmt ausgeſprochenen Rath das Verhältniß mit Helene ſo feſt geknüpft hatte.

Fünf Tage hatte ſich Laſſalle in und bei Bern aufgehalten und dieſelben faſt ſtets in Geſellſchaft Helenen's verlebt, die in Wabern bei Madame Arſon wohnte und die dieſe Tage in ihren Memoiren als die glücklichſten ihres Lebens bezeichnet. Am 3. Auguſt früh reiſte Helene allein nach Genf ab, während Laſſalle, der Verabredung gemäß, mit dem nächſten Zuge abreiſen ſollte, allein der ſoeben mitgetheilte Brief Laſſalle's, den dieſer erſt kurz vor ſeiner Abreiſe an die Gräfin ſchrieb, verzögerte ſeine Abreiſe um zwei Stunden, ſo daß er ſpäter, als verabredet war, in Genf eintraf. In der Penſion Leovet (Pacquis), ganz in der Nähe der Wohnung des Herrn v. Doenniges, ſtieg er ab; doch noch hatte er das ihm angewieſene Zimmer nicht betreten, als ihm Helenen's Kammerzofe, die auf ihn gewartet hatte, einen Brief übergab, der folgenden Inhalt hatte:

„Mittwoch, den 3. Auguſt 1864.

Mein liebes Herz, mein ſchöner, herrlicher Aar — noch keine Stunde im elterlichen Haus, kann ich Dir ſchon Neues — aber nur Trübes erzählen. Ich kam hier an und fand meine kleine Schweſter Margarethe als verlobte Braut des Grafen Kayſerlingk — das Glück und die hohe Freude darüber beiden Meinen iſt nicht zu beſchreiben. Ach,

Ferdinand, es thut mir wehe, zu denken, wie verschieden mein Glück auf sie einwirken wird! — doch ist's mir ganz gleich: in Freud' und Leid Dein treues, nur Dir ergebenes Weib.

Diesen Moment benutzte ich und zeigte Mama Deine Visite an, aber — — nun die arme, arme kleine Frau stellt sich aber meinen schönen Ferdinand auch als Schinderhannes vor — als ich auf so ganz bestimmten Widerstand stieß, und zwar aus dummen Gründen, die zu kleinlich sind, um Dich auch nur zu berühren, fühlte ich mich gezwungen, zu den großen Mitteln zu greifen; ich sagte ihr also: „„Höre, Mama, ich habe mit Dir sehr ernst zu sprechen, — ich sage heute zum ersten Male: ich will, und so wahr ich hier vor Dir stehe, sage ich Dir, ich werde meinen Willen durchsetzen.““ Hier erzählte ich ihr in Kürze unser Wiedersehn und fuhr fort: „„Es thut mir unendlich leid, Euch so betrüben zu müssen — denn ich sehe, daß Du außer Dir bist, — aber ich kann nicht anders; seid Ihr vernünftig und willigt ein — nun so werdet Ihr ihn kennen und lieben lernen und Alles wird ruhig und glatt abgehen, — wo nicht, nun, thut es mir auch leid, und Gott weiß, was ich darunter leide, so muß ich mich mit dem Gesetz vertheidigen und so zu meinem Recht und meinem Glück gelangen.““ —

Ich schloß meine Rede, während welcher sie mich mit Kindesgüte angehört hatte, und mich nicht einmal unterbrochen hatte, obwohl die Thränen

ihr die Augen näßten; ich ſchloß, ſage ich, mit noch einigen Küſſen und Liebesverſicherungen und ſagte ihr noch einmal: „„Nur in ihm iſt mein Glück, und das iſt mein Schickſal!““

Sie weinte leiſe und verließ mein Zimmer, und ich, das Kind, wurde Deine wirkliche Brunhilde; — ich weinte nicht, ich zitterte auch nicht, ich ſah Dein Bild an und bat Dich leiſe: Komm', mein hoher, mein ſtolzer, mein kaiſerlicher Aar, gieb mir mit Deinem herrlichen Adlerblick Kraft und Stärke! So bat ich, und mein Glaube an Dich hat mir geholfen — ich danke Dir, mein ſtarker Siegfried!

Nach einer kleinen Weile kam die arme Mutter und ſagte: ſie müſſe dem Papa die ganze Sache mittheilen, ſonſt gäbe es einen furchtbaren Scandal. Ich ſagte darauf, das ſei das Einzige, was ich verlange für mein Vertrauen, und Du wünſchteſt nicht, daß Papa Dich kennen lerne mit Gedanken für oder wider, — kurz, Du möchteſt unbefangen in's Haus treten und ebenſo beurtheilt werden; — aber hier blieb ſie unerbittlich und ſagte: „„Papa nimmt ihn nie und nimmer an, ich muß zu ihm gehen und ihm ſagen, wie die Sachen ſtehen.““ Nun fragte ich ſie, was hat er denn gegen Laſſalle, was kann er gegen ihn ſagen — car enfin, ſeine politiſche Stellung iſt genügender Grund, ihn anzunehmen, wenn er ihn beſucht. Mama: „„nicht ſeine politiſche, aber ſeine ſociale Stellung — die Caſſettengeſchichte (die Connection mit der Gräfin

v. Hatzfeld) und ſo viel Anderes.““ Ich ſagte darauf nun, daß ich nichts von ihnen verlange, als Dich anzunehmen und kennen zu lernen; worauf ſie zu mir ſagte: „„Du kannſt von Papa nicht verlangen, namentlich in derſelben Zeit, wo die eine Tochter mit dem Grafen Kayſerlingk verlobt iſt, einen Mann in die Familie aufzunehmen, von dem alle Welt ſo ſpricht.““ Ich: „„„Ihr nehmt ihn nicht in Eure Familie auf, ſondern gebt nur Eure Einwilligung, daß ich aus dieſer Familie heraustrete; wenn Ihr es verlangt, nun ſo will ich, ſo weh es mir auch thut, und Gott iſt mein Zeuge, daß mir faſt das Herz dabei bricht, ſo will ich Euch das Verſprechen geben, nie wieder Eure Schwelle zu überſchreiten.““

Sie antwortete darauf nicht, weinte mehr, und als ſie ſich etwas beruhigt hatte, hielt ſie mir eine kleine ſtrenge Rede, in der ſie mir vorwarf, daß ich mich vom Augenblick zu ſehr leiten ließe u. ſ. w.

Aber da ſie ſah, daß ich feſt war, ſo ging ſie hinaus mit dem noch immer feſten Entſchluß, Papa Alles zu ſagen. Der iſt nun jetzt mit meinem Vetter, Dr. Arndt, auf dem See, und Gott weiß, wie es wird, wenn er zurückkommt. Jedenfalls bleibe ich felſenfeſt, — Du kommſt morgen um 2 Uhr — vielleicht noch früher, und dann ſetzen wir ſchnell und raſch durch; denn ich fühle, daß uns auch in dieſer Hinſicht unſere Sterne günſtig und zum Glück führen werden. Mama hat übrigens eingeſehen, daß die Sache unwiderruflich iſt, —

und so wird es vielleicht, wenn auch nicht ohne Sturm und Heftigkeit, so doch schnell und dadurch glücklich enden. Wenn sie — meine Eltern — sehen, daß sie nichts gegen uns thun können — nun, so weiß ich, daß sie vorziehen, gleich ja zu sagen, um keinen Eclat zu machen. Ist heute abends noch eine entscheidende Unterredung, so schreibe ich Dir noch morgen früh; hier sind die einzigen Sachen von Papa, die ich auftreiben kann. Es wird Dir lieber sein, als die Gedichte. Ach, Herz, wie ich mich nach Dir sehne!

Der erste Advocat hier ist Amberny. — Du wolltest es ja wohl wissen?

Jetzt ist es $6\frac{1}{2}$ Uhr, und Du mein Herz und Gott bist nun schon hier? O! dieser Gedanke giebt mir wieder Stärke und Kraft — denn ich muß die Nähe und Allgewalt meines Herrn und Gebieters fühlen, um nicht zu weichen, um nicht auch Andern gegenüber zu sein, wie Dir — das Kind. Aber ich fühle Dich und Deine Liebe — und so fürchte ich nichts mehr und bin jetzt und für immer Dein Weib, Dein Kind, Deine Dich anbetende Sache! O, wenn doch die Gräfin hier wäre! —

Sage mir nur auf einem kleinen Zettel, daß Du mich liebst! Denn ich, Ferdinand, ich liebe Dich ja so sehr! —

Es ist geschehen — sie haben gesprochen — — mein Vater hat erklärt: „„ich wäre seine Tochter nicht mehr!““ und was nun geschieht — Gott

weiß; — er will, ich ſoll ſein Haus nicht verlaſſen ehe ich Dein Weib bin!

„Ich kann“ — — — —

Hier bricht der Brief, der augenſcheinlich in größter Aufregung geſchrieben iſt, ab. Noch hatte Laſſalle den Brief nicht zu leſen begonnen, als Helene verzweifelt herbeigeeilt kam und, auf den noch unerbrochenen Brief zeigend, vor ihm zuſammenbrechend ausrief: „Lies — ich bin das unglücklichſte Geſchöpf von der Erde. Mach' mit mir, was Du willſt; ich bin jetzt Dein Weib, Deine Sache!“ Laſſalle ſuchte ſie zu beruhigen, las dann den Brief und trat hierauf mit den ſtrengen, im unwilligen Tone geſprochenen Worten vor ſie hin: „Hätteſt Du doch gehandelt, wie ich es angeordnet habe! — Alſo Ungehorſam gegen meinen Willen iſt das Erſte, was Du mir bieteſt — und dadurch haſt Du Alles verdorben.“ —

Es iſt natürlich, daß dieſe ſtrengen Worte Helenen tief in's Herz ſchneiden mußten. War ſie doch, wie ſie ſelbſt in ihren Memoiren ſchreibt, mit glühender Seele, voll Liebe, Hingebung und zu jedem Schritt, zu jedem Opfer bereit, zu *ihm* geflüchtet, von dem ſie Schutz und Rath, und vor allen gleiche Begeiſterung, gleichen Entſchluß zu finden hoffte. Statt all' dieſem hörte ſie harte, kühl überlegte Worte!

Und ſo ſehr ſie ihn auch bat, er möchte nun ausführen, was ſie mit einander zu thun beſchloſſen, falls Helene die Einwilligung der Eltern zu ihrer Verbindung mit Laſſalle nicht erhalten könne, nämlich

mit ihr nach Frankreich abzureiſen — nichts konnte Laſſalle von ſeinem plötzlich gefaßten Entſchluſſe, nur einzig mit der Einwilligung von Helenens Eltern ſich mit dieſer zu vermählen, abbringen. Ja ſelbſt als die Kammerzofe Helenen's in's Zimmer geſtürzt kommt und todtenblaß von der furchtbaren, wilden Aufregung des Herrn von Dönniges erzählt, die denſelben ergriffen, als er die Flucht der Tochter bemerkt habe, und ſie dringend mahnt, vor der Wuth des Vaters die Stadt eiligſt zu verlaſſen, mit dem in einer Viertelſtunde abgehenden Zuge abzureiſen, ſelbſt da noch blieb Laſſalle bei ſeinem Entſchluſſe ſtehen, und führte Helene in das Haus der Madame Rognon, wo, als Helenen's Mutter bald darauf dort erſchien, er ſie derſelben zurückgab — wahrſcheinlich hoffend, daß durch ſolch' ein edelmüthiges Benehmen ſeinerſeits der Widerſtand der Eltern gebrochen werden und ſie ihm Helene nun freiwillig zum Weibe geben würden.

Doch wie irrte er ſich darin! Nicht nur, daß die Voreingenommenheit der Eltern gegen ihn nicht im Geringſten ſchwand, ſo tödtete er auch durch ſein Handeln die Liebe Helenens für ſich!

Nur zu leicht iſt ja dies auch zu begreifen. Helene hatte mit Laſſalle verabredet, daß ſie, ehe er ſich nicht den Eltern perſönlich vorgeſtellt und dieſen 3—4 Beſuche abgeſtattet habe, nichts von ihrem Verhältniſſe zu Laſſalle den Eltern gegenüber ſagen ſollte. Da langt Helene von Bern in Genf bei ihren Angehörigen wieder an und findet letztere in

einem Glücks- und Freudentaumel ob der Verlobung ihrer jüngeren Schwester mit dem Grafen Kayserlingk. Lag es da nicht nahe, war es nicht menschlich gehandelt, daß Helene diese glückselige Stimmung der Ihrigen, die ja so ganz mit ihrem eigenen, inneren Gefühl harmonirte, benutzt und der Mutter — trotz der mit Lassalle getroffenen Verabredung — Mittheilung von dem Geschehenen macht und sie in diesem günstigen Augenblick glaubt zur Verbündeten gewinnen zu können? Wie Wenige hätten hier wohl anders gehandelt, als Helene? Der Versuch mißlang aber, Helene täuschte sich gewaltig! Empört über das ihr Mitgetheilte, erzählt die Mutter ihrem heimkehrenden Gatten das Vorgefallene. Wüthend, in hell auflodernden Zorn dringt dieser nach dem Gehörten auf Helene ein, ihr zurufend, daß er nie und nimmer seine Einwilligung zu der von ihr beabsichtigten Heirath geben, ja daß er, handele sie trotzdem gegen seinen Willen, sie verfluchen werde ꝛc. Entsetzt flieht Helene zu Lassalle, wirft sich diesem mit all' der leidenschaftlichen Liebe, die für ihn in ihrer Brust glüht, zu Füßen, in der Zuversicht, daß Lassalle sie vor den rohen Angriffen ihrer Familie schützen, sie nun ohne Weiteres und ohne Einwilligung der Eltern zu seinem Weibe machen werde. Und Lassalle? Barsch schilt er sie, daß sie anders gehandelt, als er angeordnet hat und führt sie ihren Eltern zurück — liefert sie ihren Peinigern wieder aus, dem jähzornigen Vater, der in seiner Wuth keine Grenzen, keine Ueberlegung mehr kennt, und

vor dem Helene angſtvoll zittert. Den grauſamen Mißhandlungen der Ihrigen von Dem freiwillig preisgegeben, den ſie mit heißer Liebe geliebt — das konnte ſie nicht verzeihen, das kann kein Weib!

Hören wir darüber einige andere Urtheile. — Bernhard Becker, der teſtamentariſche Nachfolger Laſſalles in der Präſidentſchaft des Allgemeinen deutſchen Arbeitervereins, ſchreibt: „Verſetzen wir uns lebhaft in die Lage Helenens. Im elterlichen Hauſe war bei der Rückkehr ihres Vaters und Vetters ein Sturm gegen ſie losgebrochen. Nicht blos ihre Eltern, ſondern auch die anweſenden Geſchwiſter und Verwandten hatten ſie mit Vorwürfen überhäuft. Ja ihr Vater hatte erklärt, ſie ſei ſeine Tochter nicht mehr, und hatte ihr verboten, vor ihrer Verehelichung das Haus zu verlaſſen. Helene war darauf geflüchtet, hatte ſich Laſſalle in die Arme geworfen und ſich ihm ganz hingeben wollen; ſie hatte ſich bereit erklärt, mit ihm nach dem Ausland zu entweichen.

„Und wie hatte Laſſalle ſich dabei benommen? Er hatte ihren aufgeregten Zuſtand ſich nicht zu Nutze gemacht, ſondern im Gegentheil ſie am Arm genommen, um ſie in das Haus der Madame Rognon zu führen, wo er der Mutter die Tochter zurückgab. Dieſe eiskalte Ruhe Laſſalle's verſtimmte Helene; letztere mochte einen leiſen Zweifel fühlen, ob er ſie wohl ſo heiß liebte, wie ſie geglaubt hatte, und jedenfalls nahm ſie ihm auch ſehr übel, daß ſie ſich ihm umſonſt zur Verfügung geſtellt hatte. Eine ſolche Verſchmähung verträgt keine Frau, ſei ſie nun Mädchen oder Weib."

Und Dühring ſchreibt in ſeiner „Kritiſchen Geſchichte der Nationalökonomie und des Socialismus“ (Berlin 1871) über Laſſalle's Lebensende: „Im folgenden Jahre (1864) betrieb er eine Heirathsangelegenheit mit einem reichen Fräulein, der Tochter eines baieriſchen Beamten vom auswärtigen Departement. Dieſes Geſchäft verwickelte ihn in Genf zunächſt in einen Conflict mit der Familie, und da er der Dame gegenüber, die ihn im entſcheidenden Augenblicke zu der bei der Sachlage durchaus nothwendigen Flucht mit ihr aufgefordert und ſich ſeinem Schutz rückhaltslos anvertraut hatte, die ärgſte Betiſe beging, die ſich denken läßt, ſo verlor er von nun an deren Affection. Nicht ganz unerfahren, ſcheint ſie den richtigen Schluß gezogen zu haben, daß ihr der Bewerber nicht aus nachhaltiger naturwüchſiger Leidenſchaft agirte. Sie war in Genf aus der Wohnung ihrer Eltern, an deren Einwilligung ſie verzweifeln mußte, zu ihrem Heros geflohen, hatte ihr Schickſal ihm völlig anvertraut — und ſiehe da, der große Mann, der ſtarke Geiſt mit dem losgebundenen Leben hinter ſich, der Held der Arbeiterbewegung, der eigenhändige Träger des Stockes von Robespierre, der neue Jakobiner, der gewaltige Politiker und zugleich feine Diplomat, legte hier ein großes Hauptzeugniß aller ſeiner großen Eigenſchaften ab, indem er die Dame fein ſäuberlich zu ihrer Mutter in die Gefangenſchaft und Lage zurückführte, der ſie ſich im richtigen Vorgefühl der ſonſt unabwendbaren Eindrücke und Folgen entzogen hatte. Die

Verſchmähung eines ſolchen Vertrauens, verbunden mit der beſchämenden Lection, die in der Verwerfung ihres Schrittes lag, verträgt kein Weib."

Ferner ſchreibt Dürholt in ſeiner Skizze: „Die letzten Lebenstage Laſſalle's": „... Eine Rehabilitirung Helenen's vor Familie und Oeffentlichkeit war nur dann möglich, wenn ſie als Gattin Laſſalle's wieder in's öffentliche Leben zurücktrat. Jeder andere Weg war ihr verſchloſſen. Laſſalle ſchlug den einzig möglichen Weg nicht ein, der Guß kalten Waſſers (das Zurückführen Helenen's) erſtickte plötzlich die Flamme der Liebe in Helenen's Herz; das iſt der Grund, weshalb ſie von jenem Augenblicke an ſich von Laſſalle abwandte und ſo allerdings die indirekte Urſache zu ſeinem Tode wurde."

Wie bald ſchon bereute Laſſalle auch dieſen Schritt. Doch es war zu ſpät — er konnte ihn nicht mehr zurückthun, ſolch' wahnſinnige Anſtrengungen er auch machte.

Noch an demſelben Tage (3. Auguſt) erhielt Laſſalle den Beſuch des Grafen Kayſerlingk, ſowie des Dr. Arndt, die ihn erſuchten, Helene aufzugeben und möglichſt bald Genf zu verlaſſen, da er ſich ſonſt Unannehmlichkeiten ausſetze, die ihm Herr von Dönniges in ſeiner Eigenſchaft als Geſandter bereiten könne. Laſſalle verweigerte Beides, und forderte vielmehr, daß Herr von Dönniges ihn empfange. Allein auf zwei Briefe, die er dieſerhalb an Letzteren richtete, erhielt er keine Antwort.

Schlaflos verbrachte er die folgende Nacht. Er überhäufte sich mit Vorwürfen wegen seines unüberlegten Schrittes, zumal er in Erfahrung gebracht, daß Helene nach ihrer Zurückgabe von ihrem Vater in rohester Weise mißhandelt worden war. Tief schmerzte ihn, den stolzen Mann, auch, daß Helenen's Eltern eine solch' schlechte Meinung von ihm hatten, und er nahm sich vor, koste es, was es wolle, das Hinderniß, welches die Familie Dönniges seiner Verbindung mit Helene entgegensetzte, aus dem Weg zu räumen, allen Widerstand derselben zu brechen. Doch brauchte er dazu Hülfe, allein vermochte er es nicht, das sah er ein. Und nun beginnt seine rastlose Thätigkeit, alle seine Freunde und Bekannten für sein Vorhaben in Bewegung zu setzen. Zunächst wandte er sich an seinen Freund Oberst Rüstow (derselbe, der im vorigen Jahre seinem Leben durch einen Revolverschuß ein Ende bereitete), da er auch jetzt sich wieder vor den Intriguen der Gräfin Hatzfeld fürchtete. Er berief daher den Freund zu sich, womit er zugleich den Zweck erreichte, daß die Gräfin, die offenbar nur Rüstow's wegen den Abstecher nach Zürich machen wollte, diesen bei ihrer Hinkunft nicht antraf. Lassalles Schreiben an Rüstow lautet:

„Genf, 4. August.

Rüstow!

Wenn Du je einen Funken Freundschaft für mich gefühlt hast, so setze Dich augenblicklich auf, ohne auch nur den nächsten Zug zu versäumen,

und eile hierher zu mir nach Genf! Es handelt sich um einen rein persönlichen Dienst, aber um Leben und Tod. Zum ersten Male in meinem Leben brauche ich, der ich so Vielen geholfen, Andere. Möge nicht der Erste, an den ich mich wende, mir den Rücken kehren! Rücken kehren — das heißt hier auch der kleinste Aufschub! Sage auch Frau Emma (Herwegh, Frau des Dichters), daß sie sich bereit hält, im Augenblick, wo sie eine telegraphische Depesche erhält, hierher abzureisen. Sehr möglich, daß wir sie brauchen!

Dein

F. Lassalle."

Rüstow antwortete durch folgendes Telegramm:

„Zürich, 5. August.

Mons. Ferd. Lassalle.

Reçu dix heures, pars huit heures. Demain midi à Genève.

Rüstow."

(Herrn Ferd. Lassalle. Um 10 Uhr empfangen, reise 8 Uhr. Morgen Mittag in Genf. Rüstow.)

An die Gräfin schrieb Lassalle:

„Genf, 4. August.

Gute Gräfin!

Ich kann nicht anders, obgleich ich seit vierundzwanzig Stunden dagegen ankämpfe, aber ich muß mich ausweinen an der Brust meines besten und einzigen Freundes. Ich bin so unglücklich, daß ich weine, seit fünfzehn Jahren zum ersten Male! Was mich dabei noch zermartert, ist das

Verbrechen meiner Dummheit! Wie konnte ich ſo beſchränkt ſein, auf Helenen's Wunſch nicht einzugehen, ſie ihren Eltern zurückzuliefern und loyal um ſie zu werben! Ich hätte den Beſitzſtand benützen und ſofort mit ihr entfliehen ſollen! Jetzt iſt das Unglück da! Sie iſt unter vollſtändiger Sequeſtration und furchtbarſter Mißhandlung. Ich weiß noch nicht, wie ich mich ihrer bemächtigen werde, ob durch Liſt, durch Gewalt. Alles iſt mir gleich. Sie wiſſen nicht, was ſie leidet, das edle Geſchöpf! Ich fühle mich ſo ſteinunglücklich, daß ich mich autoriſirt fühle, Sie zu bitten, blos zu meinem Troſte ſofort herzukommen. Sie ſind ja doch die Einzige, die weiß, was es heißt, wenn ich Eiſerner mich unter Thränen winde wie ein Wurm! Ob ſie mir helfen können, weiß ich nicht. Aber tröſten, etwas beruhigen. Ich weiß zwar nicht einmal, ob Sie mich noch hier finden, und wenn Sie im Momente des Empfanges dieſes Briefes abreiſten. Denn alle Tage kann das Bild wechſeln, d. h. Helene von ihrem Vater, wozu er Luſt hat, irgend wohin geſchickt werden. Aber das iſt doch nur eine ſehr entfernte Möglichkeit. Träte ſie ein, ſo reiſe ich ihr natürlich ſofort nach, aber im ſelben Augenblick telegraphire ich Ihnen nicht nur nach Wildbad, ſondern Telegraphen-Bureau restante auch nach Baſel und Bern, und lege hier noch in Genf poste restante einen Brief für Sie nieder, der Ihnen beſagt, was aus mir geworden.

Gehen Sie nicht über Zürich. Rüſtow finden Sie ohnehin nicht; denn ich habe ihm heute einen Brief geſchrieben, auf den er ſicher hier übermorgen eintrifft. Wohin bin ich gekommen! Ich, der allgemeine Rather und Helfer, bin rath- und hülflos und brauche Andere! Meine Dummheit richtet mich hin! Der Gewiſſensbiß frißt mich auf! Aber wenn ich mein Verbrechen nicht wieder gut mache, koſte es was es wolle, und um jeden Preis, ſo will ich mein Haupt ſcheeren und Mönch werden.

Ach Gräfin! Warum ſind Sie nicht hier!

Genf, 4. Auguſt

Pension Bovet aux Pacquis.

Rue Pacquis Nr. 27.

F. Laſſalle.

Nachſchrift. Kommen Sie noch nicht. Alle Minuten kann ſich der Schauplatz ändern. Halten Sie Sich nur bereit, auf die erſte telegraphiſche Depeſche an den Ort, den ich Ihnen bezeichne, zu kommen. (!)

Wenn ich dieſe Sache nicht durchſetze — und ich zweifle ſehr daran, ſo bin ich für immer gebrochen und fertig mit Allem. Noch viel mehr vielleicht, als des Mädchens Verluſt, zerbricht mich meine Gimpelei. Wenn ich ſie nicht durch Sieg ausgleichen kann, verachte ich mich ſelbſt für immer auf das Schnödeſte"

Aus dieſem Brief iſt ſchwer klug zu werden: das eine Mal wünſcht Laſſalle die Gräfin in ſeiner Nähe

zu haben, das andere Mal nicht. Offenbar bezweckte Lassalle durch diesen Brief, daß die Gräfin, kam sie nach Zürch, nicht über Rüstow's Abwesenheit aufgebracht und dann womöglich Alles in ihrer Wuth verderben würde. Gleichzeitig sucht Lassalle die Gräfin noch eine Weile von sich fern zu halten, indem er schreibt, daß sie nicht über Zürich zu ihm kommen möchte, während er in einer Nachschrift hinzufügt, daß sie überhaupt noch nicht kommen, sich vielmehr bereit halten möchte, an den Ort zu kommen, den er ihr bezeichnen werde. Im Uebrigen aber charakterisirt der Brief die furchtbare Aufregung, in welcher sich Lassalle befand, sowie die Verzweiflung über seinen thörichten Schritt.

Die Gräfin antwortete auf Lassalle's Brief:

„Ich bin am 10. oder 11. da, und solche Dinge verstehe ich besser, als Sie, und habe auch leichteres Spiel als Sie, Verbindungen anzuknüpfen. Und Helene müßte wirklich einfältig sein, wenn sie nicht in kurzer Zeit Nachricht aus dem Haus bringen könnte, vorzüglich wenn ich ihr von draußen Gelegenheit biete. Also, ich bitte Sie dringend, keinen Eclat, bis ich da bin.“ —

Gleichzeitig telegraphirte die Gräfin an Lassalle:

„Wildbad, 7. August, 3 Uhr Nachm.

Tranquillité! Nous réussirons, j'en suis sûre. Dix ou onze je suis à Genève.

Sophie.“

(Ruhiges Blut. Wir werden sicher siegen. Den 10. oder 11. bin ich in Genf. Sophie.)

Laſſalle depeſchirte ihr aber zurück:

„Genf, 8. Auguſt. 6 Uhr Nachm.

Restez. Les 13 vous serez à Carlsruhe, Erbprinz, où je suis ou arriverai le 14. Absolument nécessaire.“

(Bleiben Sie. Sie werden am 13. zu Carlsruhe im Erbprinzen ſein, wo ich am 14. bin oder eintreffe. Durchaus nothwendig.)

So häkelten ſich die Beiden noch eine Weile fort, zumal die Gräfin immer wieder den Wunſch zu erkennen gab, nach Genf zu kommen. Doch reiſte ſie, der erhaltenen Inſtruction gemäß, am 13. Auguſt nach Carlsruhe ab.

Am 4. Auguſt erhielt Laſſalle abermals den Beſuch des Grafen Kayſerlingk und des Dr. Arndt. Letzterer verſicherte, daß ſie diesmal im Namen Helenen's kämen. Zur Beglaubigung zeigte Dr. Arndt Laſſalle einen von Helenen geſchriebenen Zettel vor, auf welchem zu leſen war: „Die Inſtruction meines Vetters iſt vollſtändig der Wahrheit gemäß. Das Kind.“ Worin beſtand nun dieſe Inſtruction? — Darin, daß Dr. Arndt die Mittheilung machte: das Fräulein ſage ſich vollſtändig von Laſſalle los, ſie habe ihrem Vater ihre Reue über das Vorgefallene ausgedrückt und ſei bereits von Genf abgereiſt. Laſſalle antwortete, daß er, weit davon entfernt, an einen ſo ſchnellen Sinneswechſel zu glauben, vielmehr annehmen müſſe, Helene habe, wie ſich ſchon aus der Unterſchrift: „das Kind“, ſchließen laſſe, den Zettel unter äußerem Zwang geſchrieben. Beim Abſchied ſagte Dr. Arndt zu Laſſalle:

Glauben Sie nicht etwa, daß wir ohne Gefühl sind, aber Sie werden begreifen, daß wir in unserer Stellung uns freuen müssen, daß Helene verhindert worden ist, die Familie zu entehren. Und Sie werden es begreiflich finden, daß wir nach den vorangegangenen Auftritten uns beeilen, das wiederhergestellte Glück und die wiederhergestellte Ehre der Familie zu genießen."

Nach der Schilderung, die Helene von ihrem Vetter Dr. Arndt in ihren Memoiren giebt, ist von ihm allerdings ein solcher Ausspruch wohl zu erwarten. —

Rüstow traf am 6. August Mittags bei Lassalle in Genf ein. Als Beide einen Spaziergang machten, begegneten sie Helenen, die sie freundlich aus einem Wagen grüßte, in welchem sie mit einer andern Dame fuhr. Helene fuhr nämlich, was freilich Lassalle nicht wissen konnte, nach der Eisenbahn, um Genf zu verlassen.

Diese Schilderung, bei welcher wir dem Becker'schen Buche gefolgt sind, entspricht jedoch in keiner Weise der Darstellung, welche die Racowitza in ihren Memoiren von diesen Vorgängen giebt. Die Letztere behauptet, daß sie viele Tage hindurch eingesperrt gewesen und erst nach dem für sie qualvollsten Drängen seitens ihrer sämmtlichen Familienglieder, sowie nach den schrecklichsten Mißhandlungen durch ihren Vater, und erst nachdem sie erfahren, daß Lassalle Genf verlassen hatte (Lassalle reiste erst am 13. August ab!) nachgegeben und zugestimmt habe, ihr Verhältniß mit Lassalle zu lösen. Hier wird dagegen behauptet, daß bereits am anderen Tage nach ihrer verunglückten Flucht

ſie eine ſolche Erklärung an Laſſalle hat gelangen laſſen; daß ſie nicht bei Nacht und Nebel heimlich über die See fortgeſchafft wurde, ſondern daß ſie am hellen, lichten Tage mit der Eiſenbahn Genf verließ, bei welcher Gelegenheit ihr auch Laſſalle begegnete, den ſie bei der Scene im Hauſe ihrer Freundin Rognon, wo er ſie ihrer Mutter zurückgab, zum letzten Male geſehen haben will. In dem erklärlichen Beſtreben, ſich in den Augen des Publikums ſchuldloſer hinzuſtellen, als ſie in Wirklichkeit iſt, hat ſie, wie mit hoher Wahrſcheinlichkeit anzunehmen iſt, hier eine von der Wahrheit abweichende Schilderung gegeben: ſie hat ſich offenbar von ihrer ſubjectiven Anſchauung zur Unwahrheit hinreißen laſſen. Dagegen beſtätigen Rüſtow, von Hofſtetten und Johann Philipp Becker, die Zeugen dieſes Drama's, jene Bernhard Becker'ſche Darſtellung durchaus, und ihnen iſt, obgleich ſie Freunde Laſſalle's waren, ſpeciell in dieſem Punkte ein objectiveres Urtheil zuzutrauen, als Helenen, da es ihnen gleichgiltig ſein konnte, ob Helene bereits am andern Tage oder mehrere Tage ſpäter anderen Sinnes wurde, ja in dem Intereſſe, das Handeln Laſſalle's in einem erklärlichen und entſchuldbaren Sinne darzuſtellen, vielmehr hätten beſtrebt ſein müſſen, die Sache ſo zu ſchildern, als ob Helene erſt nach langem Ringen das Verhältniß mit Laſſalle aufgegeben hätte, denn der ſo überaus raſche Sinneswechſel Helenens wirft nicht nur ein zweifelhaftes Licht auf ſie, ſondern auch auf den, der ſie erkor, alſo auch auf Laſſalle.

Die Bernhard Becker'ſche Schilderung kann man daher wohl als die am meiſten der Wahrheit entſprechende betrachten. Davon zeugt auch folgender Brief Helenens an Frau Arſou, den ſie noch vor ihrer Abreiſe von Genf ſchrieb:

„Samedi, le 6 août 1864.

Ma bonne, ma bien aimée, je pars — ou plutôt on me part dans quelques heures, — hélas! je n'ai plus la force de faire quoique ce soit — Nous irons à Evian et puis à Baix ou Bex, je ne sais pas comment cela s'écrit. Oh! je souffre tellement. Je ne sais rien de mon aigle aimé! — Je ne sais où il est — o ma chère, c'est à en devenir folle. —

Voilà votre note, — je garde donc les 30 francs de plus, — et vous les retirerez de ces 50 francs qui sont pour moi à la poste de Berne. —

Envoyez-moi seulement les bottines, on me les donnera bien. — Mais si vous m'écrivez, ne prononcez pas son nom, ne faites pas même une allusion à Lui! ne me consolez non plus, — pour moi il n' y a plus de consolation, — et je sais que vous m'aimez plus que mes parents — oh! et je prie que Dieu vous en recompense!

Je ne sais pas ce qu'on fera de moi; je suis enfermée depuis jeudi matin, et je suis si malheureuse. Dites toutes mes amitiés à tous les bons amis là-bas, dites leur de garder dans leurs

nobles coeurs une bonne petite place à votre malheureuse et brisée, mais tout resignée

Hélène.

Marguérite est fiancée au comte Kayserlingk.

(Sonnabend, den 6. Auguſt 1864.

Meine gute, vielgeliebte Freundin, ich reiſe ab — oder beſſer: man bringt mich in einigen Stunden fort, — ach! ich habe nicht mehr die Kraft, irgend Etwas zu thun. — Wir gehen nach Evian und dann nach Bair oder Bex, ich weiß die Schreibart nicht genau. Wie ich doch leide! Ich weiß Nichts von meinem geliebten Adler! Ich weiß nicht, wo er iſt: — ach, theure Freundin, es iſt zum Tollwerden.

Anbei folgt Ihre Rechnung. Wenn ich die 30 Francs drüber behalte, ſo wollen Sie dieſelben von den 50 Francs in Abzug bringen, welche für mich auf der Berner Poſt liegen.

Schicken Sie mir die Stiefelchen, man wird ſie mir ſchon geben. — Aber wenn Sie mir ſchreiben, ſo ſprechen Sie ſeinen Namen nicht aus, ſpielen Sie nicht einmal darauf an! Auch tröſten Sie mich nicht, — für mich giebt es keinen Troſt mehr: — weiß ich doch, daß Sie mich mehr lieben, als meine Eltern. — Ich bete zu Gott, daß er es Ihnen vergelten möge!

Ich weiß nicht, was man mit mir vornehmen wird; ſeit Donnerstag früh bin ich eingeſperrt und bin ganz unglücklich. Empfehlen Sie mich allen guten Freunden drunten und ſagen

Sie denſelben, daß Sie in ihrem edlen Herzen ein freundliches Plätzchen bewahren Ihrer unglücklichen und gebrochenen, aber ganz in's Schickſal ergebenen

Helene.

Margarethe hat ſich mit dem Grafen Kayſerlingk verlobt.“)

Alſo „unglücklich“ und „gebrochen“ iſt ſie, „aber ganz in's Schickſal ergeben“ — mit anderen Worten, ſie hat, wenn auch blutenden Herzens, dem Wunſche ihrer Eltern gewillfahrt und der Löſung ihres Verhältniſſes mit Laſſalle zugeſtimmt. Und dieſer Brief datirt, wohlgemerkt, vom 6. Auguſt, alſo von einem Tage, wo Laſſalle noch immer in Genf weilte, während die Racowitza in ihren Memoiren ſchreibt, daß ſie erſt, nachdem ſie Laſſalle's Weggang erfahren, dem Drängen ihrer Eltern nachgegeben habe. Laſſalle reiſte aber erſt, wie bereits mitgetheilt, am 13. Auguſt ab! Zwar deutet die Stelle in Helenen's Brief „Je ne sais où il est“ (Ich weiß nicht, wo er iſt) darauf hin, daß man Helene die fälſchliche Nachricht hinterbracht hatte, Laſſalle ſei abgereiſt und es iſt daher immerhin möglich, daß ſie ſich in einem Irrthum befand. Aber ſchon Tags vorher, am 5 Auguſt, hatte ſie an Frau Arſon einen ähnlichen Brief geſchrieben, in dem ſie ſogar mit rührenden Worten um ihren Tod fleht, da ſie Laſſalle nicht heirathen dürfe, und der Umſtand, daß ſie dieſe beiden Schreiben anfertigen konnte, beweiſt auch, daß ihre Ueberwachung nicht gar ſo ſtreng war, als ſie in ihren Memoiren

schildert, und daß sie daher auch ganz gut in der Lage gewesen wäre, Lassalle eine Nachricht zukommen zu lassen.

In Ber traf Helene am 9. August ein und schrieb von dort jenen Brief an Rechtsanwalt Holthoff in Berlin, von dem sie in ihren Memoiren schreibt, daß sie ihn hätte gezwungen so schreiben müssen, wie ihn der Vater dictirt, und der einen Widerruf alles dessen enthalten habe, was sie Holthoff früher über ihr Verhältniß zu Lassalle mitgetheilt hatte.

Herr von Dönniges machte inzwischen seine Macht als Gesandter geltend und suchte die eidgenössische Regierung zu bewegen, Lassalle, den er als einen agent provocateur und ein Instrument Bismarcks bezeichnete, auszuweisen. Herr von Dönniges wurde zu diesem Schritte namentlich auch dadurch veranlaßt, daß Lassalle seine (Dönniges') Wohnung überwachen ließ und sogar die Dienerschaft zu bestechen suchte. Die Ausweisungsorde erreichte nun zwar Herr von Dönniges nicht, wohl aber mußte Lassalle fortan die Ueberwachung des Dönniges'schen Hauses aufgeben.

Durch die Worte, welche Dr. Arndt am 4. August zu Lassalle, sich verabschiedend, gesagt hatte, fühlte sich dieser beleidigt und er schickte daher am 7. August Rüstow zu dem Betreffenden, um ihn zur Rede zu stellen. Allein sowohl Dr. Arndt, als auch Graf Kayserlingk und Herr von Dönniges waren verreist; der erstere war am 5. August nach Berlin abgereist, um den früheren Verlobten Helenens, ihren „schwarzen Pagen" Janko von Racowitza, nach

Genf zu holen. Vom 7. Auguſt ab war aber Niemand von der Dönniges'ſchen Familie in Genf mehr anweſend. An dieſem Tage ſchrieb Laſſalle Helenen folgenden Brief:

„Sonntag, 7. Auguſt.

Helene!

Was ich leide, überſteigt alle und jede Grenzen! Doch davon ein Andermal. — Hier nur das Wichtigſte:

1) Man hat Dir geſagt, daß Du wegen der Geſandten-Eigenſchaft Deines Vaters unter Münchener Geſetz ſtündeſt und folglich noch minderjährig ſeieſt. Das iſt falſch! Du biſt, ſo lange Du hier biſt, mit 21 Jahren volljährig, trotz aller jener Einwendungen. Du kannſt jeden Tag, jeden Augenblick mit vollem geſetzlichen Recht das Haus Deines Vaters verlaſſen, in welchem Du ſequeſtrirt biſt. Der bloße Umſtand, daß Du keine Briefe von mir empfangen kannſt, — ich habe fünf vergeblich an Dich geſchrieben, — ſtellt eine Sequeſtration dar. Ich habe Dich ſelbſt Deiner Mutter zurückgeführt, weil ich Dir einmal zugeſagt hatte, zuvor alle Rückſichten und alle Wege der Güte zu erſchöpfen. Sie ſind erſchöpft, fruchtlos erſchöpft, und ich fordere Dich jetzt auf, Dein Recht in Anſpruch zu nehmen und Dich unter meinen und des Geſetzes Schutz zu ſtellen.

2) Es iſt unmöglich, daß es wahr ſei, was man mir ſagte: Du habeſt mich aufgegeben. Nur die Täuſchung, daß Du noch minderjährig ſeieſt,

kann Dir eine solche Concession entrissen haben. Es ist unmöglich, daß Deine Schwüre Meineide gewesen sind, daß Du die Schwäche bis auf diesen Punkt treibst. Du hast kein Recht, alle diese Zusicherungen zu brechen, die wir so fest uns gegeben hatten. Du hast kein Recht, das Uebermaß von Rücksicht und Delicatesse, mit welchem ich Dich Deiner Mutter zurückgab, so schrecklich undankbar, so schändlich zu entgelten. Du hast kein Recht, mich zu compromittiren, indem Du mich in freier Initiative in ein Unternehmen verwickelt hast, auf das ich mich nur unter der Betheuerung, daß Du felsenfest entschlossen seiest, einließ.

3) Willst Du mich gleichwohl Deinem Vater aufopfern, gut, so fordere ich wenigstens noch eine einzige Unterredung von Dir, um mein Loos aus Deinem eigenen Munde zu vernehmen. Früher kann und werde ich Dich nicht aufgeben! Diese Unterredung — die letzte unseres Lebens — Du kannst und darfst sie nicht abschlagen.

Du hast mich namenlos unglücklich gemacht; ich liebe Dich jetzt mit einer Gluth, gegen welche alles Andere und Frühere bloser Anfang war.

Seit Mittwoch-Nacht liebe ich Dich bis zum Wahnsinn."

Um eine Freundin Helenens zur Vermittlung zu haben, telegraphirte er nach Wabern an Frau Arson, daß diese nach Genf kommen möchte; doch dieselbe konnte sich mit der ihr angetragenen Mission nicht befreunden und reiste sofort nach Empfang des

Telegramms nach Interlaken ab, um derselben aus dem Wege zu gehen. Sie beauftragte vor ihrer Abreise nur noch James Lesley, der ebenfalls in Wabern wohnte, an Lassalle in ihrem Namen einen Entschuldigungsbrief zu schreiben.

Da Lassalle von Helene auf den obigen Brief keine Nachricht erhielt — Helene schreibt, daß sie die Briefe Lassalle's nicht empfing — schrieb er ihr nochmals, und zwar folgenden Brief:

„Genf, 10. August.

Während andere ausführlichere Briefe auf anderm Wege zu Dir zu dringen suchen, soll Dir Mr. Lesley diesen Brief bringen. Er muß kurz sein und ich kann Dir nur die Hauptpunkte so gedrängt als möglich schreiben.

1) Man hat Dir beigebracht, daß Du, wegen der Gesandten-Eigenschaft Deines Vaters unter Münchener Recht stehend, auch hier noch minderjährig seiest. Dieses ist falsch. Man hat Dich getäuscht. So lange Du in Genf bist, bist Du trotz dessen majeure. Du kannst jeden Tag mit vollem gesetzlichen Recht das Haus Deines Vaters verlassen, in welchem Du sequestrirt bist. Der bloße Umstand, daß Du nicht nach Belieben ausgehen, Besuche von wem Du willst, Briefe von wem Du willst, empfangen kannst, constituirt Sequestration im gesetzlichen Sinne. Ich habe Dich selbst Deiner Mutter zugeführt, um alle Mittel und Delicatesse vorher zu erschöpfen. Sie sind erschöpft, und ich fordere Dich jetzt auf, Dein

Recht zu gebrauchen. Nach Art. 372 cod. civ. biſt Du Deinem Vater nicht mehr den geringſten Gehorſam ſchuldig und ſo frei wie er.

2) Um Deine Freiheit faktiſch zu erlangen, brauchſt Du mir nur einen an Amberny gerichteten ſchriftlichen Auftrag — mit Deinem vollen Namen unterzeichnet — zu ſchicken, worin Du ihm erklärſt: Du wolleſt Deines Vaters Haus, in welchem Du wider Willen zurückgehalten würdeſt, keine Briefe nach Belieben empfangen, keine Beſuche nach Belieben vornehmen könnteſt, verlaſſen und erſucheſt ihn, die zuſtändigen Behörden in Anſpruch zu nehmen, um Dich zu befreien; Du wolleſt eine eigne Wohnung nehmen. Dieſen Brief ſchickſt Du mir oder, wenn dies Dir leichter wird, an Mr. Amberny, Avocat, Rue du Marché 14.

3) Biſt Du in Folge deſſen befreit, ſo kannſt Du hier Deine eigene Wohnung nehmen, nach Art. 148 cod. civ. jeden Monat Deinen acte respectueux machen, und nach drei Monaten biſt Du meine geſetzliche Frau. Aber ich weiß einen noch viel kürzeren Weg, auf welchem Du 6 Tage, nachdem Du draußen biſt, auf völlig geſetzlichem Wege meine Frau biſt. Ich weiß einen Prieſter, welcher uns ſofort, ohne jeden Akt und Wiſch Papier, durch die untrennbaren Bande der Kirche vereint.

4) Alles liegt daran, daß Du in Génf, den Boden des franzöſiſchen Rechtes nicht verläſſeſt. Denn erſtens wirſt Du in Deutſchland wieder

minorenn und zweitens habe ich jetzt hier eine Welt von Freunden und Mitteln in Bewegung gesetzt. Ich würde zwar an jedem Orte den Kampf wieder aufnehmen, aber ich weiß, wie viele Wochen es dauern würde, bis ich an einem andern Ort so viel Mittel zusammengehäuft hätte. Widersetze Dich also mit äußerster Gewalt jeder Ortsänderung.

5) Zwingt man Dich dennoch, so muß diese Gelegenheit gerade zu Deiner Befreiung benutzt werden. Alles kommt nur dann darauf an, daß Du mir so zeitig wie möglich den schriftlichen Auftrag schickst, Deine Abreise, die gegen Deinen Willen sei, zu verhindern (mit Namensunterschrift) und Ort und Art der Abfahrt (Dampfschiff, Eisenbahn ꝛc.) angiebst. Ich werde Dich dann mit meiner Freunde und resp. der Behörde Hülfe noch an der Eisenbahn aus dem Arme Deines Vaters befreien.

6) Am 12. reise ich von hier nach Karlsruhe, natürlich nur um dort Demarchen zu machen, die in Bezug auf Dich stehen. Aber auch wenn ich abgereist bin, bin ich erst recht da. Ich lasse nämlich als Vertreter meinen Freund zurück, den Oberst W. Rüstow aus Zürich, dem Du in allen Dingen ohne Ausnahme wie mir selbst vertrauen, folgen und gehorchen sollst. Und sowie ich abgereist bin, wird Deine Haft viel weniger streng werden. Sowie Du also nach dem 12. d. M. Mittel findest, Briefe hinaus zu schicken, so schreibe an Oberst

Rüſtow. Das äußere Couvert adreſſire an Mr. Amberny, Avocat, Rue du Marché Nr. 14. Jeder Anweiſung Rüſtows komme nach wie meiner eignen. Er vertritt mich ganz. —

7) Sollte es ſich treffen, daß man Dich nach dem 12., wenn ich alſo nicht da bin, abreiſen machen will, ſo ſchreibſt Du an Amberny, benachrichtigſt ihn davon, ſowie von den Details der Abreiſe und giebſt ihm den ſchriftlichen Auftrag, ſie, weil ſie gegen Deinen Willen und Du über 21 Jahr alt ſeieſt, zu hindern. Ferner legſt Du dieſem Briefe einen Brief an Oberſt Rüſtow bei, in welchem Du dieſem dann daſſelbe ſagſt und denſelben Auftrag giebſt. Dieſe Beiden werden Dich dann ebenſo gut befreien, wie ich.

8) Alles iſt gelungen, wenn es erſt gelingt, eine ſichere Correſpondenz zwiſchen mir und Dir, oder Dir und Rüſtow oder Amberny einzuleiten. Dieſen Brief bekömmſt Du durch Lesley. Einen anderen verſuche ich Dir morgen durch Mr. Baucher zuzuſtellen, den Amberny für uns intereſſirt. Hoffentlich übernimmt er den Auftrag. Briefe, die Du durch Baucher an mich ſchreibſt, kannſt Du an mich adreſſiren. Briefe aber, die Du nach dem 12. — alſo nach meiner Abreiſe — an Rüſtow ſchickſt durch Baucher (der Nichts von Letzterem wiſſen ſoll) adreſſirſt Du bis auf weitere Ordre äußerlich an Amberny, innerlich an Rüſtow.

9) Es iſt unmöglich, daß es wahr ſei, was man mir ſagte: Du habeſt mich aufgegeben. Nur

die Täuſchung, daß Du minorenn ſeieſt, kann Dir eine ſolche Conceſſion, eine ſolche Liſt entriſſen haben. Es iſt unmöglich, daß alle Deine Schwüre Meineide geweſen ſeien: daß Du die Schwäche bis auf dieſen Punkt treibſt! Du haſt kein Recht, alle die Zuſicherungen zu brechen, die wir ſo feſt uns gegeben! Du haſt kein Recht, das Uebermaß von Rückſicht und Delicateſſe, mit welchem ich Dich Deiner Mutter zurückgab, ſo ſchändlich zu vergelten! Du haſt kein Recht, mich zu compromittiren, indem Du mich in freier Initiative in ein Unternehmen verwickelt haſt, auf das ich mich nur unter der Betheuerung, daß Du felſenfeſt entſchloſſen ſeieſt, einließ. Erſt in der Nacht vom Mittwoch zum Donnerstag iſt mir meine Liebe zu Dir wie durch eine Offenbarung zum Bewußtſein gekommen! Erſt das Leiden hat die Rinde relativen Phlegma's, welche das Glück um mich zu legen pflegt, geſprengt, und meine Liebe iſt herausgeſprungen in ihrer rieſengroßen Schreckensgeſtalt! Ich will die Brutalität Deiner Eltern ſegnen wenn ich Dich erringe. Denn erſt dieſe unendlichen Leiden, die mich um Deinetwillen verzehren, haben mir das Bewußtſein eingegeben, was Du mir wirklich biſt!

Helene! Wenn Du mir treulos ſein könnteſt — uneingedenk Deiner Schwüre mir entſagen könnteſt, Du würdeſt nicht werth ſein, was ich für Dich leide. Beruhige mich durch eine Zeile! Der Gedanke, daß Du mich aufgiebſt, bringt

mich dem Wahnſinn nahe! Auch Lesley ſagt: Dann löge Alles, und Nichts in der Welt verdiente mehr, daß man daran glaube!

Helene! Raſend und mit Schmerzen der Verzweiflung geliebtes Weib! Gieb mir eine Zeile, daß Du feſt bleibſt. Deine Briefe an die Arſon — die in Interlaken iſt — ſind mir nicht zugekommen". (Frau Arſon ſandte ihm die Briefe erſt am 17. Auguſt zu).

Aus dem letzten Theile dieſes Briefes iſt erſichtlich, daß bereits Laſſalle an der Treue Helenens zu zweifeln begann. Aber der Brief iſt auch ein Zeugniß für die Gluth, mit welcher er Helene, freilich erſt „ſeit der Nacht von Mittwoch auf Donnerstag" (der auf jenen verhängnißvollen Tag folgenden Nacht) liebte; die Hinderniſſe, die ſeiner Verbindung mit Helene in den Weg gelegt wurden, hatten ſeine Liebe für ſie geſteigert.

Zwei Tage ſpäter richtete Laſſalle abermals einen Brief an Helene. Er lautet:

„Freitag, 12. Auguſt.

Beiliegenden Brief ſchrieb ich Sonntag Abends. Montag hieß es, Du ſeieſt abgereiſt, was mich verhinderte, ihn Dir, wie ich wollte, recommandirt zu ſchicken. Seit Mittwoch iſt es mehr als gewiß, daß Du fort biſt. Aber man wird Dir dieſen Brief nachſchicken, oder Du wirſt ihn finden bei Deiner Rückkunft.

Ich ſchicke Dir alſo den Brief, obgleich ich weiß, daß Dein Vater ihn gleichfalls leſen wird,

wenn er überhaupt in Deine Hände kommt. Mag er ihn leſen, wenn er nur wenigſtens auch von Dir geleſen wird. — Ich wiederhole Dir alſo Alles, was ich Dir in beiliegendem Brief geſagt habe. Die Unterredung, die ich darin fordere, mußt Du in allem und jedem Falle bewilligen.

Ich reiſe heute oder morgen ganz frühe nach Karlsruhe. Denn der Weg, Dich zu gewinnen, geht über Deutſchland. Antworte mir nach Karlsruhe poste restante; beſtimmſt Du mir die Unterredung, ſo fliege ich ſo ſchnell wie möglich zurück.

Nur Deiner eignen mündlichen Erklärung werde ich glauben, daß Du mich aufgiebſt, nicht einmal einer ſchriftlichen!

Hältſt Du aber feſt an mir, wie ich überzeugt bin, ſo ſoll keine Macht der Erde uns trennen. Zu einer Heirath kann man Dich nicht zwingen. Du als fille majeure — was Du trotz aller Geſandten-Eigenſchaften Deines Vaters hier biſt — haſt ſogar das Recht, jeden Augenblick ſein Haus zu verlaſſen. Schleppt man Dich auch nach Deutſchland, ſo kann man Dich immerhin, obwohl Du dort mineure biſt, nicht zu einer Heirath zwingen, wenn Du im entſcheidenden Moment Dein „Nein“ ſprichſt.

Behalte alſo Muth! Auch wenn ich Dir fern bin, bin ich Dir ewig nah. Wenn Du mir Treue bewahrſt, ſo ſoll es keiner Macht gelingen, uns auseinander zu reißen. Ich denke Nichts mehr, thue Nichts mehr, was nicht auch in Beziehung

auf Dich ſteht. Triumphire! Meine Liebe zu Dir überſteigt Alles, was Dichtung und Sage jemals von Liebe geſungen haben.

Halte feſt — et je me charge du reste!“

Laſſalle reiſte nun am 13. Auguſt nach Deutſchland ab, wo er es zu erreichen hoffte, daß Herr v. Dönniges ihm ſeine Tochter zur Frau gab. Vorher hatte er dem in Genf zurückbleibenden Rüſtow eine General-Vollmacht ausgeſtellt, damit dieſer ihn in der ganzen Angelegenheit vertreten könne. Zunächſt begab ſich Laſſalle nach Karlsruhe, wo er am 14. ankam und die Gräfin Hatzfeld antraf, die bereits, ſeiner Ordre gemäß, ſeit dem 9. Auguſt dort auf ihn wartete. Am 15. Auguſt ſchrieb er an Rüſtow:

„Karlsruhe, Montag, 15. Auguſt.

Lieber Freund!

Geſtern hier angekommen! Noch keine Depeſche! von Dir!

Ihr wißt alſo noch immer nichts Neues?

Hofſtetten iſt hier. Ich reiſe morgen mit ihm nach München ab.

Humbert (der ebenfalls von Laſſalle beauftragt worden war, die Spur Helenens ausfindig zu machen) ſah ich geſtern in Baſel. Helene iſt nicht in Baſel geweſen. Sie hat alſo die Schweiz noch nicht verlaſſen. Humbert iſt nun nach Bern und wird wohl zur Zeit ſchon an Philipp Becker rapportirt haben, ob er was von ihr ermittelt.

Wenn nicht, ſo ſchicke ihn oder Lombard (gleichfalls ein von Laſſalle Beauftragter), oder wenn's

nöthig ist, Beide das ganze Seeufer entlang, auch auf der französischen Seite, sie zu suchen.

Die Gräfin wird nach Wabern zur Arson reisen, die Briefe Helenens dort lesen und, durch die Arson, mit dieser nach Genf gehend, die Mutter zu sprechen suchen und dieser dann höchst eindringlich die Wahrheit sagen.

Verzweiflung immer im Herzen.

Dein

Ferdinand.

Ich wohne in München, Hotel Oberpollinger.

Die Gräfin wird vielleicht durch die Arson Mittel haben, Helenen einen Brief von mir zu bestellen. Wenn sie also einen solchen von Dir fordert oder durch Philipp Becker fordern läßt (oder etwa von Bern oder anderwärts aus brieflich ihn verlangt; Deine Adresse habe ich ihr für diesen Fall gegeben), so schicke ihr sofort den großen Brief, der durch Amberny früher gehen sollte, oder den kleinen, der durch Lesley gehen sollte, lieber aber den ersten Amberny'schen. F. L."

Man sieht, daß Lassalle alle möglichen Maßnahmen traf, um einen Verkehr zwischen sich und Helene herzustellen, und für alle möglichen Fälle Anordnungen feststellte.

Die Gräfin, die der Verheirathung Lassalle's mit Helene nicht hold war, versuchte in Karlsruhe offenbar, wie aus manchen Anzeichen zu schließen ist, Lassalle zu bewegen, Helene aufzugeben. Allein Lassalle liebte Helene zu sehr, auch hatte er sich zu

sehr schon in dieser Angelegenheit engagirt, so daß er für all' dergleichen Vorstellungen taub blieb. Er wollte den Widerstand der Eltern besiegen, koste es, was es wolle. Da er annahm, daß Helenens Eltern katholisch wären, und gerade dieses Glaubens wegen einer Verbindung Helenens mit ihm, dem Juden, widersprächen, so faßte er sogar den Entschluß, zum Katholicismus überzutreten und beauftragte die Gräfin, welche katholisch ist, sich zu dem Bischof von Mainz, Freiherrn von Ketteler, zu begeben, der seine politische Thätigkeit anerkannt und gebilligt hatte, so daß er glaubte, in ihm einen Freund zu finden; die Gräfin sollte mit dem Bischof über den Uebertritt und über die Unterstützung der am baierischen Hofe einflußreichen Ultramontanen unterhandeln.

Bereits an demselben Tage, an welchem sie in Mainz angekommen war, schrieb die Gräfin an Lassalle:

„Mainz, 16 August 1864.

Liebes Kind!

Ich bin um drei ein halb Uhr hier angekommen und um fünf Uhr fuhr ich zum beabsichtigten Besuch. Ich wurde sogleich vorgelassen und brachte längere Zeit dort zu.

Ich gebe hier Bericht über den Lauf der Unterredung. Positives in Ihrem Sinne habe ich leider nicht erreichen können, aber ich selbst hielt dies ja, wie ich Ihnen im Voraus sagte, auch nicht für gut möglich. Indessen war der Eindruck, den mir die Unterredung machte, ein höchst günstiger, sogar sehr wohlthuender.

Ich habe einen Mann von hohem Verstand und feinstem Urtheil gefunden, aber noch weit mehr als das: einen Mann, der, ohne jemals im Allergeringsten von dem, seinem Beruf, seiner Stellung Angemessenen abzuweichen, dennoch ganz frei ist von jener Scheinheiligkeit, die immer nur richten will und so abschreckend wirkt. Er hat das Verständniß menschlicher Schwächen, Wohlwollen und Milde, und ich glaube, daß man in ihm immer weit mehr den Tröster als den Richter finden würde. Daß er ohne Vorurtheile ist, bewies mir die richtige Beurtheilung und Anerkennung, die er für Sie hat, und insoweit fand ich also den Boden für meine Bestrebungen günstig.

Ich will Ihnen nun — zwar zusammenhanglos bei der mir so kurz zugemessenen Zeit — einige Details mittheilen, wenn auch nicht immer wörtlich wiedergebend, doch überall streng den Sinn beibehaltend.

Ich fing also damit an, Ihren Auftrag in Ihren eigenen Worten auszurichten, und erhielt die Antwort: die Worte entsprächen so sehr Ihrer streng consequenten Denkungsart, daß Sie sie gesprochen haben müßten. Daß Ihr angekündigter Entschluß zunächst auf rein formellen und äußerlichen Gründen beruhe, konnte ihm natürlich nicht zweifelhaft sein; und ich war ihm wie Ihnen die Wahrheit schuldig, und bestritt dies in keiner Weise.

Ich ſetzte ihm nun die Sachlage auseinander und um Was es ſich handle. Nach langen bittenden Vorſtellungen meinerſeits — denn ich ſprach, wie Sie denken können, mit meinem ganzen Herzen — und nach Anfragen ſeinerſeits, in welcher Form ich mir ein Eingreifen möglich dächte, ſagte er: „Ja, wenn das Mädchen Katholikin iſt und ſich ſelbſt an die Kirche wendete um Schutz, um Erhaltung der Heiligkeit des Sacramentes, zu deſſen wahrer Weihe die Uebereinſtimmung der Seelen erforderlich iſt, um Sicherſtellung ihres durch eine aufgezwungene Lage gefährdeten Seelenheiles: Dann würde eine Einmiſchung vielleicht gerechtfertigt ſein.“ — Was Ihre Perſon anbeträfe, ſo wären Sie ja noch nicht katholiſch.

Er äußerte ſich über Sie in ſehr anerkennender, wohlwollender Weiſe und verſicherte, er nähme das lebhafteſte Intereſſe an Ihrem ernſten, wahren wiſſenſchaftlichen Streben, billige Ihre ſocialen Beſtrebungen, Ihr Wirken; und wenn er an der Möglichkeit der praktiſchen Realiſirung Ihrer Theorie auf dem eingeſchlagenen Wege zweifle, ſo ſei es nur, weil jedes Princip, und ſei es noch ſo richtig und von den eminenteſten Fähigkeiten vertreten, wenn es der allein unwandelbaren Baſis entbehre, nicht Stand hielte, ſobald der Sturm der Leidenſchaft darüber hinwehe. Jedenfalls aber hätten Sie die ſo ſehr wichtige Aufgabe, Irrthümer und Lügen aufzudecken und auszurotten, mit großem Erfolg und Verdienſt gelöſt und müßten dieſem

Wirken ferner erhalten bleiben. Wenn er etwas für Sie thun könnte, würde er es gern thun, um einen der allgemeinen Sache so unentbehrlichen Mann zu erhalten.

Ich schilderte ihm die wiederholten Versprechen, welche Ihnen das Mädchen gegeben, Ihr so rücksichtsvolles, ehrenhaftes Benehmen gegen Helene, die Art, wie Sie Selbst sie der Familie zurückgegeben, das völlig unerklärliche, von vornherein brutal beleidigende Verfahren der Familie Dönniges. Er sprach die vollkommenste Billigung Ihres durchaus ehrenhaften Benehmens aus, welches Sie auch niemals bereuen dürften, denn es sei das einzige, für Sie passende gewesen. Er billigte auch Ihren Plan, in der beabsichtigten loyalen Weise in München ihr gutes Recht zu suchen.

Da ich sehr aufgeregt war und unter immer wieder hervorstürzenden Thränen sprach, so äußerte er mir, er könne gar nicht begreifen, wie ich die Sache so schwarz ansehen könne, das Betragen des Vaters sei höchst tadelnswerth, könne aber nicht von Dauer sein, und mit Ruhe und Ausdauer sei das Ziel wohl zu erreichen.

Ich hätte Ihnen schon gern ein positives gutes Resultat gemeldet, aber Sie sehen: war auch die Aufnahme, wie der Wille, günstig, so waren doch die in der Sache selbst liegenden Schwierigkeiten zu groß.

Ich reise morgen früh nach Bern, wo ich Abends eintreffe, gehe gleich nach Wabern zu

Madame Arſon und Madame Lesley, ziehe dort alle nöthigen Erkundigungen, vorzüglich über die Briefe, die von Helene dort angekommen ſein ſollen, ein und werde Alles aufbieten, Madame Arſon zu bewegen, daß ſie mit mir nach Genf reiſt, um mir behülflich zu ſein, Helene ſelbſt zu ſprechen; und ich hoffe endlich, zuverläſſige Kunde aus der ſo ſtreng abgeſchloſſenen Feſtung zu erlangen.

Nun leben Sie wohl, mein liebes, mein gutes Kind. Ich bin innerlich wie äußerlich halb todt. Immer noch ſteht ihr bleiches, wehmüthiges Geſicht, wie ich es noch aus dem Waggon ſah, vor mir. Wenn Sie mich hart in meinen Ermahnungen gefunden haben (!), ſo wiſſen Sie doch, daß mein Herz dabei weit troſtloſer geblutet hat, als das Ihre. Ich kann ſagen, daß ich für Sie das Gefühl habe, als wären Sie an mein innerſtes Sein mit einem materiellen Band gebunden, das, zerſchnitten, die völlige Verblutung für mich zur Folge haben muß.

Alſo für mich, wie für Sie Selbſt, etwas Vorſicht, Ruhe und Schonung Ihrer Geſundheit.

Sophie."

Uebrigens ließ ſich Laſſalle, wie wir gleich hier hervorheben wollen, von einer falſchen Vorausſetzung leiten, als er glaubte, Helene ſei katholiſch. In München, wohin er nach dem Empfange des Briefes der Gräfin reiſte, erfuhr er alsbald, daß ſie proteſtantiſchen Glaubens ſei. In der baieriſchen Hauptſtadt

wendete ſich Laſſalle an den Miniſter des Auswärtigen, Freiherrn von Schrenk, damit dieſer, als Vorgeſetzter des Herrn v. Dönniges, ein gutes Wort bei dieſem für ihn einlege. Sollte der Miniſter auf ſeine Bitte nicht eingehen, ſo wollte Laſſalle ſich direkt an den König wenden.

Ueber ſeine Thätigkeit in München ſchreibt Laſſalle an die Gräfin:

„München, 18. Auguſt.

Gräfin! Kein Verdammter in ſo entſetzlicher Höllenpein!!!

Ihren Brief (von Mainz) erhalten. —

1) Auch nach baieriſchem Geſetz iſt ſie mit 21 Jahren majorenn. Gleichwohl iſt auch dann noch, da ſie nicht emancipirt iſt, Einwilligung des Vaters nöthig, die aber, wenn verweigert, durch die Gerichte ertheilt werden kann, und wie mir Dr. Haenle ſagte, auch ertheilt werden würde. Haenle nimmt ſich meiner Sache mit aller Energie an. Er will die Klage auf Einwilligung in meinem Namen anſtellen, macht ſich zwar keine Illuſion, daß auf dem Rechtswege Nichts praktiſch zu erreichen ſei, meint aber auch, den Vater durch Furcht vor dem Scandal einzuſchüchtern, will ihm einen Brief ſchreiben, worin er ihm dieſes Alles vorſtellt ꝛc.

2) Ich komme ſoeben vom Miniſter des Auswärtigen zurück, Baron von Schrenk, mit dem ich eine faſt zweiſtündige Unterredung gehabt. Er

fand mich Herrn von Dönniges gegenüber ganz im Recht und ging z. B. soweit zu sagen: Ich würde Ihnen unter solchen Umständen meine Tochter nicht verweigern, obgleich ich begreife, daß es nicht angenehm wäre, einen Schwiegersohn von so überwiegend politischer Bedeutung zu haben. . . . . In Summa: er war ganz für mich, war sich nur nicht darüber einig, was er thun solle und könne; ein gütlicher Brief würde nicht nützen; befehlen könne er nicht. Er verabredete mit mir, daß ich morgen um 12 Uhr mit Haenle zu ihm kommen solle, um dann gemeinschaftlich mit uns festzustellen, was er thun könne.

3) Anbei ein Brief von Holthoff. Er hat einen Brief Helenens vom 9. aus Ber erhalten, worin sie Alles widerruft, was sie ihm geschrieben. Er legt aber gar keinen Werth darauf, schiebt es blos auf rohe Gewalt, erklärt es für ein Dictat des Vaters. In einem andern Briefe von ihm, den ich soeben erhalte, spricht er dies noch stärker aus, sagt, daß dem Briefe Helenens an ihn sogar die gewöhnlichsten Höflichkeitsformen fehlten, er im rohesten Geschäftsstyl geschrieben sei ꝛc. Er hat wohl Recht! Aber der Gedanke ist dennoch furchtbar. Ich leide jetzt noch entsetzlicher als bisher. Meine Ahnung hat sich bestätigt. Aber ich muß sie trotzdem gewinnen!

4) Von Rüstow langt eine Depesche an. Er hat Helene irgend einen Brief — ich weiß nicht, ob einen ganz kurzen lakonischen, den ich ihm ließ,

oder den langen beweglichen, ſogenannten Amberny-ſchen Brief — endlich inſinuirt und von ihr die Antwort bekommen, die er mit „„ganz ſchlecht““ bezeichnet, was in unſerer Verabredung heißt, daß ſie mich aufgiebt. Das heißt natürlich nicht mehr, als auch der Brief an Holthoff, hat ſchwerlich, hat keinenfalls einen größeren Werth Ach! es wäre furchtbar, auch noch an einer Unwürdigen zu Grunde gehen zu müſſen! Und ich ſelbſt trüge die Schuld ihrer Unwürdigkeit! Furchtbare, furchtbare Verwicklung!

5) Die Hauptſache iſt jetzt, daß Sie die Arſon aufpacken, mit ihr nach Genf gehen und Helene, vor allen Dingen Helene ſelbſt wieder feſt machen. Denn daß Helene wieder in Genf iſt, ergiebt ſich aus Rüſtow's Depeſche zwar indirekt, aber doch mit Sicherheit. Sie müſſen alſo vor allen Dingen Helene bei der Arſon ſprechen und mit Ihrer ganzen wilden Beredtſamkeit in ſie dringen. Sie müſſen ſie vor allen Dingen enttäuſchen, denn die Arme iſt vor allen Dingen getäuſcht, ſie hält ſich für minorenn, und wer weiß, was man ihr noch Alles eingeredet haben wird, auch über mich ꝛc. Sie müſſen ihr auch den ſogenannten Amberny'ſchen Brief (Rüſtow hat ihn und weiß, welcher Brief mit dieſem Namen gemeint iſt) inſinuiren. Sie muß ihn auch in Ihrer Gegenwart mit allen ſeinen Einlagen durchleſen. Sie müſſen dieſelben erſt geleſen haben, ehe Sie mit Helenen ſprechen, um zu wiſſen, wie Sie ſie zu nehmen haben.

Stellen Sie mir nur Helenen wieder her, dann verzweifle ich noch nicht. Die Arſon muß Ihnen eine Unterredung in ihrem Zimmer mit ihr verſchaffen. Dieſe Unterredung rettet Alles. Wenden Sie Ihre ganze Beredtſamkeit auf, daß die Arſon mit Ihnen nach Genf geht und Ihnen dieſe Unterredung mit Helenen verſchafft.

Ehe Sie Bern verlaſſen, telegraphiren Sie mir hierher und melden Ihre Abreiſe, ſowie das Hotel, das Sie in Genf beziehen werden, damit ich weiß, wohin ich ſchreiben oder telegraphiren ſoll.

Wie die Dinge laufen, und da Helene dort iſt, bleibe ich wohl noch mehrere Tage hier, wenn ich hier etwas thun kann. Hölle im Herzen.

Ihr F. Laſſalle."

Wir werden auf den Inhalt dieſes Briefes noch ſpäter zurückkommen. Entgegen der ihr in dieſem Schreiben gegebenen Anweiſung ging die Gräfin allein nach Genf, nahm alſo Frau Arſon nicht mit und verabredete mit letzterer nur, daß dieſelbe in einigen Tagen nachkommen ſolle. Sie theilt dies Laſſalle in folgendem Briefe mit:

„Bern, 19. Auguſt.

Liebes, gutes Kind!

Ich komme ſoeben 9 Uhr Abends von Wabern, wo ich Alle anweſend gefunden. Man iſt voll der größten Sympathie für Sie und voll Bewunderung über Ihr Benehmen. Sie hätten Sich wie der echte Ehrenmann benommen, und das könne und dürfe Sie nie gereuen. Madame Arſon hat

mir mehrmals aufgetragen, Ihnen zu ſagen, daß ſie zu Allem bereit ſei, Ihnen nützlich zu ſein, aber auch nur Ihretwegen: Sie möchten ſie nicht verkennen, weil ſie Ihnen nicht früher Nachrichten gegeben; ſie hätte auf alle Briefe an Helene keine Antwort erhalten; die beiden Briefe, die ſie zu Anfang von Helenen erhalten, habe ſie Ihnen nach München geſchickt; der dritte, von dem man Ihnen geſagt, ſei gar nicht von Helenen Es herrſcht hier eine tiefe Entrüſtung gegen die Familie v. Dönniges, Helene nicht ausgenommen. Madame Arſon iſt wüthend, daß es in ihrem Hauſe geſchehen, und ſie wird in einigen Tagen nach Genf kommen, um dort mit Helenen und der Mutter auf das Eindringlichſte zu reden. Mr. Lesley wird auch kommen. Mir hat man gerathen, gleich nach Genf zu gehen, und glaubt, daß es mir ſicher gelingen werde, Helene jetzt ſchon ſelbſt zu ſprechen, ebenſo, daß es keinem Zweifel unterliege, daß es erlangt werden wird, daß Sie eine Unterredung mit ihr bekommen, aber Sie möchten Sich jetzt nicht zu ſehr beeilen, nach Genf zu kommen, ſondern erſt vorarbeiten laſſen. Der Wallache, den man hat kommen laſſen, iſt ein junger Menſch, jünger wie Helene, der ſein Examen noch nicht beendet hat: was der Sache keinen ſchönen Anſtrich giebt.

Alſo, mein liebes Kind, etwas Ruhe und Geduld! Das Schwierigſte iſt geſchehen, ſie iſt aufgefunden, und man kann an ſie herankommen.

Beſtehen Sie in München nur auf Ihrem Recht, daß nach einem ſo poſitiven Eheverſprechen Ihnen nicht verweigert werden darf, aus dem eigenen Munde des Mädchens ihre wahre und ungezwungene Willensmeinung zu hören. Malen Sie mit grellen Farben das ganze ehrloſe Benehmen gegenüber Ihrer ſo loyalen Haltung, damit eine Stimmung dort erzeugt werde, die den Vater bang um ſeinen Poſten macht. Drohen Sie nöthigenfalls mit allen Mitteln der Oeffentlichkeit, um dadurch vielleicht zu den Ohren des Mädchens zu gelangen, indem Sie es für unbedingte Pflicht hielten, ſie mit jedem Mittel vor Gewalt zu ſchützen, bis Sie ihre freie Willensmeinung wüßten, und dies ſei nur auf dieſe einzige Weiſe möglich, daß Sie ſie ſehen. Die Leute hier ſind alle der Meinung, daß Ihnen bei der erſten perſönlichen Zuſammenkunft Helene wieder um den Hals fällt, aber ſehr ſonderbarer Weiſe, ohne daß ich ein Wort davon geſagt habe (!!), ſprachen ſie einſtimmig die Anſicht aus, daß ſie eine andere Heirath, jetzt gleich für gar nicht ſchlimm für Sie halten würden. Uebrigens ſoll von einer plötzlichen Heirath nicht die Rede ſein.

Soeben erhalte ich Ihr Telegramm. Ich werde hier auf den Brief warten, aber es thut mir leid. Ich glaube, es wäre ſehr nützlich, wenn ich gleich in Genf wäre, ſowohl weil nur ich gewiſſe Schritte thun kann, und dann (als auch), damit nicht etwa Dinge geſchehen, die meinen Anſchauungen entgegen (!!). — Ich hätte den

angekündigten Brief fünf Stunden ſpäter in Genf gehabt. Aber ich mag doch nicht gegen Ihren Willen handeln.

Nun leben Sie wohl, liebes Kind! Ich falle faſt um vor Müdigkeit. Ihre Freundin.

Ich hoffe, nicht lange hier zu bleiben. Ich glaube ſchleunigen Aufenthalt und Rückſprache von mir mit Helenen in Genf ſehr vortheilhaft. Helene iſt proteſtantiſch. S. H.“

Das in dieſem Briefe erwähnte Telegramm lautet:

„München, 19. Auguſt.

Morgen Vormittags haben Sie den Brief. Dann ſchnellſtens mit Madame nach Genf. Vor Abreiſe mir Genfer Hotel telegraphiren. Schreibe heute Ihnen Genf poste restante und wichtig.“

Man ſieht aus dem obigen Briefe der Gräfin, daß ſie gern allein nach Genf reiſen wollte, um die Sache nach ihren Anſchauungen zu ordnen. Sie wartete nun zwar bis zum anderen Tage (20. Auguſt), allein trotz des beſtimmt ausgedrückten Willens Laſſalle's reiſte ſie ohne Frau Arſon. Auf ihren Wunſch mußte dann am Tage nach ihrer Abreiſe Mr. Lesley an Laſſalle folgendes Telegramm ſchicken:

„Bern, 21. Aug. 12 Uhr 15 Min.

Herrn F. Laſſalle.

Tout est combiné avec et par la comtesse. Ne venez pas sans ses ordres Lesley“.

(Alles iſt mit der Gräfin und durch ſie combinirt worden. Kommen Sie nicht ohne ihre Befehle Lesley.)

Damit hoffte die Gräfin zugleich zu erreichen, daß Laſſalle ſich unter ihren Einfluß ſtelle.

Am Freitag ſchrieb Laſſalle folgende Briefe:

„München, Freitag, den 19. Auguſt.

Lieber Rüſtow!

Deinen Brief vom 17. empfangen. Begreife nicht, daß Du mir nicht telegraphirteſt, als Du Helenens Rückkunft erfuhrſt, die Du, wie ſich zeigt, ſchon am 17., ſchon am 16. wußteſt. Unbegreiflich, denn wenn dafür auch keine Formel verabredet war, ſo war doch ſelbſtredend, daß dieſes Factum im Momente telegraphirt werden mußte. Unendliche Qualen und viele Depeſchen hätteſt Du mir erſpart.

Tödtlich hat mich Deine geſtrige Depeſche „„Ganz ſchlecht““ getroffen! Und dennoch beweiſt ſie gar nichts. Denn Helene iſt getäuſcht und gebrochen. Und überdies wirſt Du ihr den dritten, ganz inhaltsloſen Brief zugeſtellt haben, nicht den Amberny'ſchen Brief, nicht einmal den Lesley'ſchen. Einen von beiden ſuche ihr ſofort zuzuſtellen, und wenn der Weg ganz ſicher iſt, den Amberny'ſchen.

Den Brief, den Du ihr zuſtellteſt, ſcheint durch die A. gegangen zu ſein. Dieſer Weg ſcheint wohl ſicher. (Möglich, daß der Vater den Brief erhielt und ihr die Antwort aufzwang; möglich auch, daß ſie ganz gebrochen iſt.) Haſt Du nur einen ganz ſicheren Weg, ihr den Amberny'ſchen Brief zu geben, ſo thue es. Ob und auf welchem Wege ſie antworten kann, iſt egal. Wenn ſie den Brief nur erſt geleſen hat! Das iſt das Wichtigſte;

das Andere findet ſich. Iſt Dein Weg nicht ganz ſicher, ſo verſuche es mit dem Lesley'ſchen. Gleich wichtig wie der Amberny'ſche Brief iſt, aber neben ihm — er dient nur zu ſeiner Verſtändigung — der beiliegende Brief, den ich Dir hier für Helene ſchicke, lies ihn. Du erfährſt einige Facta daraus, z. B. daß Helene auch nach baieriſchem Recht großjährig und daß ich zwei Stunden mit dem hieſigen Miniſter des Auswärtigen geſprochen. Er iſt ganz für mich, will Alles thun, was er nur thun kann. Heute wieder Conferenz.

Beiliegenden Brief an Helene inſinuire ihr alſo ſofort, ſowie Du nur ſicher weiſt, daß ſie ihn empfängt, mit dem Amberny'ſchen.

Da Helene wieder in Genf iſt, war es ſehr unrecht, daß Du durch Klapka den Kayſerlingk von Deiner Anweſenheit benachrichtigen ließeſt. Du biſt ja dadurch verrathen, und wirſt nochmals abreiſen und Wohnung wechſeln müſſen, um ſicher zu ſein. Dann aber telegraphiſche Anzeige an mich hierher.

Willſt Du erproben, ob der Weg ſicher iſt, ſo ſchreibe Selbſt Helenen: „„Ich habe zwei ſehr wichtige Briefe für Sie (Amberny'ſchen und den beiliegenden), die Sie ſchlechterdings allein leſen müſſen. Iſt dieſer Weg ſicher, kann ich Ihnen auf ihm dieſe beiden Briefe ſchicken, die keinesfalls in falſche Hände fallen dürfen?““ — Dann wirſt Du ja ſehen. Du kennſt ja ihre Hand. Wenn Du deſſen nicht ſicher biſt, ſo iſt allerdings nichts hiermit gewonnen.

Ich habe heut zwei Briefe Helenen's an die Ärzte vom 5. und 6. August bekommen. Sie ist schon da ganz gebrochen, aber doch ebenso treu. Sie ruft den Tod herbei in der erschütterndsten Weise.

Dein sehr unglücklicher

F. Lassalle."

Der in diesem Briefe erwähnte Amberny'sche Brief war allerdings, und zwar durch Rüstow selbst, an Helene ausgeliefert worden. Letztere erzählt nun aber in ihren Memoiren, daß sie den Brief dem vor der Thür wartenden Yanke übergeben und, ohne ihn zu lesen, jene Antwort Rüstow geben mußte, die dieser als „ganz schlecht" bezeichnet. Wir werden darauf noch weiter unten zu sprechen kommen.

Die für Helene bestimmte Einlage des obigen Briefes lautete:

„München, 19. August.

Helene!

Meine unbeschreiblichen Qualen schildere ich Dir ein ander Mal. Hier nur so viel:

1) Man hat Dich getäuscht. Du bist majorenn. Nicht nur nach Genfer Gesetz, auch nach baierischem mit 21 Jahren. Nach Genfer Gesetz kannst Du jeden Augenblick das Haus Deines Vaters verlassen, eigene Wohnung nehmen (Hotel ꝛc.), die drei actes respectueux machen und, nach drei Monaten von dem ersten an, mich heirathen. Rüstow, Amberny, die Genfer Behörden, die alle benachrichtigt sind, werden Dich während dieser drei Monate schützen.

Uebrigens giebt es einen kürzern Weg. An demſelben Tage, wo Du das Haus Deines Vaters verläſſeſt, bringt Dich Rüſtow ſicher nach Italien, mich hintelegraphirend. In fünf Tagen ſind wir durch den erſten beſten Prieſter dort katholiſch getauft und getraut.

2) Aber auch nach baieriſchem Recht iſt, da Du majorenn biſt, die Einwilligung Deines Vaters zur Ehe nicht unerläßlich, ſondern kann durch die Gerichte gegeben werden, und Haenle hier hat mir ſein Wort darauf gegeben, daß ich ſie erhalte. Eine Welt iſt bereits von allen Seiten für mich in Bewegung. Sehr nützlich wäre es auch, wenn Du mir eine ſchriftliche Vollmacht, einen bloßen Brief für Advocat Haenle in München ſchickteſt, worin Du ihn beauftragſt, von den baieriſchen Gerichten die Einwilligung zu Deiner Ehe mit mir zu erlangen.

3) Dein Brief an Holthoff aus Bex beweiſt nichts. Er iſt erzwungen. Rüſtow telegraphirt mir, daß Du nach einem Brief von Dir an mich, den er hat, mich aufgiebſt. Dies iſt ebenſo erzwungen. Nur in Folge der moraliſchen und phyſiſchen Gewalt und der Täuſchung, die man gegen Dich verübt. Es heißt alſo Nichts — und dennoch ſtarb ich tauſend Tode bei dieſer Nachricht.

4) Ich habe geſtern 2 Stunden mit dem Miniſter des Auswärtigen, Baron v. Schrenk, geſprochen, der ganz und gar auf meiner Seite und empört iſt. Er hat mir verſprochen, Alles zu thun, was

nur irgend möglich. Heute soll ich wieder zu ihm kommen, wo die bestimmten Schritte zwischen uns festgestellt werden sollen.

Ist es möglich, so werden selbst noch mächtigere Mittel in Bewegung gesetzt werden, was bereits vorbereitet wird. Himmel und Hölle werde ich in Bewegung setzen, Dich zu erringen. (Das Kürzeste, Glatteste, Schnellste bleibt immer das factische Verlassen des Hauses Deines Vaters und die Flucht mit Rüstow nach Italien, oder mit mir selbst, wenn Du vorziehst, so lange zu warten, bis ich hier Alles gethan habe und wieder zurück bin.)

5) Ich habe Riesenkräfte und ich werde sie vertausendfachen, um Dich zu erkämpfen. Kein Mensch kann Dich mir entreißen, wenn Du fest und treu bleibst. Seit ich daran zweifle, bin ich der Elendeste aller Menschen. Ich leide stündlich tausendfachen Tod. Und doch, es ist unmöglich! Du kannst mich nicht verrathen, einen Mann wie mich, einen Mann, der Dich so rasend liebt. Ich bin mit Demantketten an Dich geschmiedet. Ich leide tausendmal mehr, als Prometheus am Felsen. Aber wenn Du meineidig wirst nach so vielen Eiden und solcher Liebe gegenüber, so wäre die Menschennatur entehrt, man müßte verzweifeln an jeder Wahrheit, jeder Treue; Lüge wäre Alles, was existirt. Dies sagen Alle, die diese blutige Geschichte kennen.

6) Deine Briefe an die Arson habe ich — sie war verreist, in Interlaken, sonst würdest Du

früher von mir gehört haben, — erst heute hier in München empfangen. Welche fatalistische Complication!

7) Schreibe mir nur ein einziges Wort, ob Du fest und treu bleibst, und ich bin gestählt vom Wirbel bis zur Zeh. Kein Mensch soll Dich mir gegen Deinen Willen rauben. Schreibe mir auch, ob Du die Kammerzofe für treu hältst.

F. L."

Da Lassalle aus Rüstow's Depeschen den Sachverhalt nicht mit der ihm wünschenswerthen Klarheit erkennen konnte, so telegraphirte er ihm nach Genf:

„War Henri's ganz schlechter Brief schon Antwort auf Amb—schen? oder vor Lesung desselben geschrieben? Durch die Lesung nichts verbessert? Rücktelegraphiren. Sterbe stündlich tausendmal. — Hier nicht übel. — Sophie kommt spätestens Sonntag oder Montag in Genf.

Julian."

Lassalle und Rüstow waren, wie man aus diesem Telegramm ersieht, übereingekommen, in telegraphischen Depeschen Helene mit Henri und Lassalle mit Julian zu bezeichnen

Ferner telegraphirte Lassalle am 18. August an Rüstow:

„Briefe copiren. Original augenblicklich hierher, Hotel Oberpollinger. Muth nicht verlieren, festhalten. Wo ist Henri?

Telegraphisch mir anzeigen, wenn bekannt."

fand mich Herrn von Dönniges gegenüber ganz im Recht und ging z. B. soweit zu sagen: Ich würde Ihnen unter solchen Umständen meine Tochter nicht verweigern, obgleich ich begreife, daß es nicht angenehm wäre, einen Schwiegersohn von so überwiegend politischer Bedeutung zu haben. . . . . In Summa: er war ganz für mich, war sich nur nicht darüber einig, was er thun solle und könne; ein gütlicher Brief würde nicht nützen; befehlen könne er nicht. Er verabredete mit mir, daß ich morgen um 12 Uhr mit Haenle zu ihm kommen solle, um dann gemeinschaftlich mit uns festzustellen, was er thun könne.

3) Anbei ein Brief von Holthoff. Er hat einen Brief Helenens vom 9. aus Ber erhalten, worin sie Alles widerruft, was sie ihm geschrieben. Er legt aber gar keinen Werth darauf, schiebt es blos auf rohe Gewalt, erklärt es für ein Dictat des Vaters. In einem andern Briefe von ihm, den ich soeben erhalte, spricht er dies noch stärker aus, sagt, daß dem Briefe Helenens an ihn sogar die gewöhnlichsten Höflichkeitsformen fehlten, er im rohesten Geschäftsstyl geschrieben sei ꝛc. Er hat wohl Recht! Aber der Gedanke ist dennoch furchtbar. Ich leide jetzt noch entsetzlicher als bisher. Meine Ahnung hat sich bestätigt. Aber ich muß sie trotzdem gewinnen!

4) Von Rüstow langt eine Depesche an. Er hat Helene irgend einen Brief — ich weiß nicht, ob einen ganz kurzen lakonischen, den ich ihm ließ,

oder den langen beweglichen, ſogenannten Amberny-ſchen Brief — endlich inſinuirt und von ihr die Antwort bekommen, die er mit „„ganz ſchlecht““ bezeichnet, was in unſerer Verabredung heißt, daß ſie mich aufgiebt. Das heißt natürlich nicht mehr, als auch der Brief an Holthoff, hat ſchwerlich, hat keinenfalls einen größeren Werth Ach! es wäre furchtbar, auch noch an einer Unwürdigen zu Grunde gehen zu müſſen! Und ich ſelbſt trüge die Schuld ihrer Unwürdigkeit! Furchtbare, furchtbare Verwicklung!

5) Die Hauptſache iſt jetzt, daß Sie die Arſon aufpacken, mit ihr nach Genf gehen und Helene, vor allen Dingen Helene ſelbſt wieder feſt machen. Denn daß Helene wieder in Genf iſt, ergiebt ſich aus Rüſtow's Depeſche zwar indirekt, aber doch mit Sicherheit. Sie müſſen alſo vor allen Dingen Helene bei der Arſon ſprechen und mit Ihrer ganzen wilden Beredtſamkeit in ſie dringen. Sie müſſen ſie vor allen Dingen enttäuſchen, denn die Arme iſt vor allen Dingen getäuſcht, ſie hält ſich für minorenn, und wer weiß, was man ihr noch Alles eingeredet haben wird, auch über mich ꝛc. Sie müſſen ihr auch den ſogenannten Amberny'ſchen Brief (Rüſtow hat ihn und weiß, welcher Brief mit dieſem Namen gemeint iſt) inſinuiren. Sie muß ihn auch in Ihrer Gegenwart mit allen ſeinen Einlagen durchleſen. Sie müſſen dieſelben erſt geleſen haben, ehe Sie mit Helenen ſprechen, um zu wiſſen, wie Sie ſie zu nehmen haben.

Stellen Sie mir nur Helenen wieder her, dann verzweifle ich noch nicht. Die Arſon muß Ihnen eine Unterredung in ihrem Zimmer mit ihr verſchaffen. Dieſe Unterredung rettet Alles. Wenden Sie Ihre ganze Beredtſamkeit auf, daß die Arſon mit Ihnen nach Genf geht und Ihnen dieſe Unterredung mit Helenen verſchafft.

Ehe Sie Bern verlaſſen, telegraphiren Sie mir hierher und melden Ihre Abreiſe, ſowie das Hotel, das Sie in Genf beziehen werden, damit ich weiß, wohin ich ſchreiben oder telegraphiren ſoll.

Wie die Dinge laufen, und da Helene dort iſt, bleibe ich wohl noch mehrere Tage hier, wenn ich hier etwas thun kann. Hölle im Herzen.

Ihr F. Laſſalle."

Wir werden auf den Inhalt dieſes Briefes noch ſpäter zurückkommen. Entgegen der ihr in dieſem Schreiben gegebenen Anweiſung ging die Gräfin allein nach Genf, nahm alſo Frau Arſon nicht mit und verabredete mit letzterer nur, daß dieſelbe in einigen Tagen nachkommen ſolle. Sie theilt dies Laſſalle in folgendem Briefe mit:

„Bern, 19. Auguſt.

Liebes, gutes Kind!

Ich komme ſoeben 9 Uhr Abends von Wabern, wo ich Alle anweſend gefunden. Man iſt voll der größten Sympathie für Sie und voll Bewunderung über Ihr Benehmen. Sie hätten Sich wie der echte Ehrenmann benommen, und das könne und dürfe Sie nie gereuen. Madame Arſon hat

mir mehrmals aufgetragen, Ihnen zu ſagen, daß ſie zu Allem bereit ſei, Ihnen nützlich zu ſein, aber auch nur Ihretwegen: Sie möchten ſie nicht verkennen, weil ſie Ihnen nicht früher Nachrichten gegeben; ſie hätte auf alle Briefe an Helene keine Antwort erhalten; die beiden Briefe, die ſie zu Anfang von Helenen erhalten, habe ſie Ihnen nach München geſchickt; der dritte, von dem man Ihnen geſagt, ſei gar nicht von Helenen Es herrſcht hier eine tiefe Entrüſtung gegen die Familie v. Dönniges, Helene nicht ausgenommen. Madame Arſon iſt wüthend, daß es in ihrem Hauſe geſchehen, und ſie wird in einigen Tagen nach Genf kommen, um dort mit Helenen und der Mutter auf das Eindringlichſte zu reden. Mr. Lesley wird auch kommen. Mir hat man gerathen, gleich nach Genf zu gehen, und glaubt, daß es mir ſicher gelingen werde, Helene jetzt ſchon ſelbſt zu ſprechen, ebenſo, daß es keinem Zweifel unterliege, daß es erlangt werden wird, daß Sie eine Unterredung mit ihr bekommen, aber Sie möchten Sich jetzt nicht zu ſehr beeilen, nach Genf zu kommen, ſondern erſt vorarbeiten laſſen. Der Wallache, den man hat kommen laſſen, iſt ein junger Menſch, jünger wie Helene, der ſein Examen noch nicht beendet hat: was der Sache keinen ſchönen Anſtrich giebt.

Alſo, mein liebes Kind, etwas Ruhe und Geduld! Das Schwierigſte iſt geſchehen, ſie iſt aufgefunden, und man kann an ſie herankommen.

Bestehen Sie in München nur auf Ihrem Recht, daß nach einem so positiven Eheversprechen Ihnen nicht verweigert werden darf, aus dem eigenen Munde des Mädchens ihre wahre und ungezwungene Willensmeinung zu hören. Malen Sie mit grellen Farben das ganze ehrlose Benehmen gegenüber Ihrer so loyalen Haltung, damit eine Stimmung dort erzeugt werde, die den Vater bang um seinen Posten macht. Drohen Sie nöthigenfalls mit allen Mitteln der Oeffentlichkeit, um dadurch vielleicht zu den Ohren des Mädchens zu gelangen, indem Sie es für unbedingte Pflicht hielten, sie mit jedem Mittel vor Gewalt zu schützen, bis Sie ihre freie Willensmeinung wüßten, und dies sei nur auf diese einzige Weise möglich, daß Sie sie sehen. Die Leute hier sind alle der Meinung, daß Ihnen bei der ersten persönlichen Zusammenkunft Helene wieder um den Hals fällt, aber sehr sonderbarer Weise, ohne daß ich ein Wort davon gesagt habe (!!), sprachen sie einstimmig die Ansicht aus, daß sie eine andere Heirath, jetzt gleich für gar nicht schlimm für Sie halten würden. Uebrigens soll von einer plötzlichen Heirath nicht die Rede sein.

Soeben erhalte ich Ihr Telegramm. Ich werde hier auf den Brief warten, aber es thut mir leid. Ich glaube, es wäre sehr nützlich, wenn ich gleich in Genf wäre, sowohl weil nur ich gewisse Schritte thun kann, und dann (als auch), damit nicht etwa Dinge geschehen, die meinen Anschauungen entgegen (!!). — Ich hätte den

angekündigten Brief fünf Stunden ſpäter in Genf gehabt. Aber ich mag doch nicht gegen Ihren Willen handeln.

Nun leben Sie wohl, liebes Kind! Ich falle faſt um vor Müdigkeit. Ihre Freundin.

Ich hoffe, nicht lange hier zu bleiben. Ich glaube ſchleunigen Aufenthalt und Rückſprache von mir mit Helenen in Genf ſehr vortheilhaft. Helene iſt proteſtantiſch. S. H."

Das in dieſem Briefe erwähnte Telegramm lautet:

„München, 19. Auguſt.

Morgen Vormittags haben Sie den Brief. Dann ſchnellſtens mit Madame nach Genf. Vor Abreiſe mir Genfer Hotel telegraphiren. Schreibe heute Ihnen Genf poste restante und wichtig."

Man ſieht aus dem obigen Briefe der Gräfin, daß ſie gern allein nach Genf reiſen wollte, um die Sache nach ihren Anſchauungen zu ordnen. Sie wartete nun zwar bis zum anderen Tage (20. Auguſt), allein trotz des beſtimmt ausgedrückten Willens Laſſalle's reiſte ſie ohne Frau Arſon. Auf ihren Wunſch mußte dann am Tage nach ihrer Abreiſe Mr. Lesley an Laſſalle folgendes Telegramm ſchicken:

„Bern, 21. Aug. 12 Uhr 15 Min.

Herrn F. Laſſalle.

Tout est combiné avec et par la comtesse. Ne venez pas sans ses ordres Lesley".

(Alles iſt mit der Gräfin und durch ſie combinirt worden. Kommen Sie nicht ohne ihre Befehle

Lesley.)

Damit hoffte die Gräfin zugleich zu erreichen, daß Laſſalle ſich unter ihren Einfluß ſtelle.

Am Freitag ſchrieb Laſſalle folgende Briefe:

„München, Freitag, den 19. Auguſt.

Lieber Rüſtow!

Deinen Brief vom 17. empfangen. Begreife nicht, daß Du mir nicht telegraphirteſt, als Du Helenens Rückkunft erfuhrſt, die Du, wie ſich zeigt, ſchon am 17., ſchon am 16. wußteſt. Unbegreiflich, denn wenn dafür auch keine Formel verabredet war, ſo war doch ſelbſtredend, daß dieſes Factum im Momente telegraphirt werden mußte. Unendliche Qualen und viele Depeſchen hätteſt Du mir erſpart.

Tödtlich hat mich Deine geſtrige Depeſche „„Ganz ſchlecht““ getroffen! Und dennoch beweiſt ſie gar nichts. Denn Helene iſt getäuſcht und gebrochen. Und überdies wirſt Du ihr den dritten, ganz inhaltsloſen Brief zugeſtellt haben, nicht den Amberny'ſchen Brief, nicht einmal den Lesley'ſchen. Einen von beiden ſuche ihr ſofort zuzuſtellen, und wenn der Weg ganz ſicher iſt, den Amberny'ſchen.

Den Brief, den Du ihr zuſtelltеſt, ſcheint durch die A. gegangen zu ſein. Dieſer Weg ſcheint wohl ſicher. (Möglich, daß der Vater den Brief erhielt und ihr die Antwort aufzwang; möglich auch, daß ſie ganz gebrochen iſt.) Haſt Du nur einen ganz ſicheren Weg, ihr den Amberny'ſchen Brief zu geben, ſo thue es. Ob und auf welchem Wege ſie antworten kann, iſt egal. Wenn ſie den Brief nur erſt geleſen hat! Das iſt das Wichtigſte;

das Andere findet sich. Ist Dein Weg nicht ganz sicher, so versuche es mit dem Lesley'schen. Gleich wichtig wie der Amberny'sche Brief ist, aber neben ihm — er dient nur zu seiner Verständigung — der beiliegende Brief, den ich Dir hier für Helene schicke, lies ihn. Du erfährst einige Facta daraus, z. B. daß Helene auch nach baierischem Recht großjährig und daß ich zwei Stunden mit dem hiesigen Minister des Auswärtigen gesprochen. Er ist ganz für mich, will Alles thun, was er nur thun kann. Heute wieder Conferenz.

Beiliegenden Brief an Helene insinuire ihr also sofort, sowie Du nur sicher weist, daß sie ihn empfängt, mit dem Amberny'schen.

Da Helene wieder in Genf ist, war es sehr unrecht, daß Du durch Klapka den Kayserlingk von Deiner Anwesenheit benachrichtigen ließest. Du bist ja dadurch verrathen, und wirst nochmals abreisen und Wohnung wechseln müssen, um sicher zu sein. Dann aber telegraphische Anzeige an mich hierher.

Willst Du erproben, ob der Weg sicher ist, so schreibe Selbst Helenen: „„Ich habe zwei sehr wichtige Briefe für Sie (Amberny'schen und den beiliegenden), die Sie schlechterdings allein lesen müssen. Ist dieser Weg sicher, kann ich Ihnen auf ihm diese beiden Briefe schicken, die keinesfalls in falsche Hände fallen dürfen?““ — Dann wirst Du ja sehen. Du kennst ja ihre Hand. Wenn Du dessen nicht sicher bist, so ist allerdings nichts hiermit gewonnen.

Ich habe heut' zwei Briefe Helenen's an die Arſon vom 5. und 6. Auguſt bekommen. Sie iſt ſchon da ganz gebrochen, aber doch ebenſo treu. Sie ruft den Tod herbei in der erſchütterndſten Weiſe.

Dein ſehr unglücklicher

F. Laſſalle."

Der in dieſem Briefe erwähnte Amberny'ſche Brief war allerdings, und zwar durch Rüſtow ſelbſt, an Helene ausgeliefert worden. Letztere erzählt nun aber in ihren Memoiren, daß ſie den Brief dem vor der Thür wartenden Yanko übergeben und, ohne ihn zu leſen, jene Antwort Rüſtow geben mußte, die dieſer als „ganz ſchlecht" bezeichnet. Wir werden darauf noch weiter unten zu ſprechen kommen.

Die für Helene beſtimmte Einlage des obigen Briefes lautete:

„München, 19. Auguſt.

Helene!

Meine unbeſchreiblichen Qualen ſchildere ich Dir ein ander Mal. Hier nur ſo viel:

1) Man hat Dich getäuſcht. Du biſt majorenn. Nicht nur nach Genfer Geſetz, auch nach baieriſchem mit 21 Jahren. Nach Genfer Geſetz kannſt Du jeden Augenblick das Haus Deines Vaters verlaſſen, eigene Wohnung nehmen (Hotel ꝛc.), die drei actes respectueux machen und, nach drei Monaten von dem erſten an, mich heirathen. Rüſtow, Amberny, die Genfer Behörden, die alle benachrichtigt ſind, werden Dich während dieſer drei Monate ſchützen.

Uebrigens giebt es einen kürzern Weg. An demſelben Tage, wo Du das Haus Deines Vaters verläſſeſt, bringt Dich Rüſtow ſicher nach Italien, mich hintelegraphirend. In fünf Tagen ſind wir durch den erſten beſten Prieſter dort katholiſch getauft und getraut.

2) Aber auch nach baieriſchem Recht iſt, da Du majorenn biſt, die Einwilligung Deines Vaters zur Ehe nicht unerläßlich, ſondern kann durch die Gerichte gegeben werden, und Haenle hier hat mir ſein Wort darauf gegeben, daß ich ſie erhalte. Eine Welt iſt bereits von allen Seiten für mich in Bewegung. Sehr nützlich wäre es auch, wenn Du mir eine ſchriftliche Vollmacht, einen bloßen Brief für Advocat Haenle in München ſchickteſt, worin Du ihn beauftragſt, von den baieriſchen Gerichten die Einwilligung zu Deiner Ehe mit mir zu erlangen.

3) Dein Brief an Holthoff aus Bex beweiſt nichts. Er iſt erzwungen. Rüſtow telegraphirt mir, daß Du nach einem Brief von Dir an mich, den er hat, mich aufgiebſt. Dies iſt ebenſo erzwungen. Nur in Folge der moraliſchen und phyſiſchen Gewalt und der Täuſchung, die man gegen Dich verübt. Es heißt alſo Nichts — und dennoch ſtarb ich tauſend Tode bei dieſer Nachricht.

4) Ich habe geſtern 2 Stunden mit dem Miniſter des Auswärtigen, Baron v. Schrenk, geſprochen, der ganz und gar auf meiner Seite und empört iſt. Er hat mir verſprochen, Alles zu thun, was

nur irgend möglich. Heute soll ich wieder zu ihm kommen, wo die bestimmten Schritte zwischen uns festgestellt werden sollen.

Ist es möglich, so werden selbst noch mächtigere Mittel in Bewegung gesetzt werden, was bereits vorbereitet wird. Himmel und Hölle werde ich in Bewegung setzen, Dich zu erringen. (Das Kürzeste, Glatteste, Schnellste bleibt immer das factische Verlassen des Hauses Deines Vaters und die Flucht mit Rüstow nach Italien, oder mit mir selbst, wenn Du vorziehst, so lange zu warten, bis ich hier Alles gethan habe und wieder zurück bin.)

5) Ich habe Riesenkräfte und ich werde sie vertausendfachen, um Dich zu erkämpfen. Kein Mensch kann Dich mir entreißen, wenn Du fest und treu bleibst. Seit ich daran zweifle, bin ich der Elendeste aller Menschen. Ich leide stündlich tausendfachen Tod. Und doch, es ist unmöglich! Du kannst mich nicht verrathen, einen Mann wie mich, einen Mann, der Dich so rasend liebt. Ich bin mit Demantketten an Dich geschmiedet. Ich leide tausendmal mehr, als Prometheus am Felsen. Aber wenn Du meineidig wirst nach so vielen Eiden und solcher Liebe gegenüber, so wäre die Menschennatur entehrt, man müßte verzweifeln an jeder Wahrheit, jeder Treue; Lüge wäre Alles, was existirt. Dies sagen Alle, die diese blutige Geschichte kennen.

6) Deine Briefe an die Arson habe ich — sie war verreist, in Interlaken, sonst würdest Du

früher von mir gehört haben, — erst heute hier in München empfangen. Welche fatalistische Complication!

7) Schreibe mir nur ein einziges Wort, ob Du fest und treu bleibst, und ich bin gestählt vom Wirbel bis zur Zeh. Kein Mensch soll Dich mir gegen Deinen Willen rauben. Schreibe mir auch, ob Du die Kammerzofe für treu hältst.

F. L."

Da Lassalle aus Rüstow's Depeschen den Sachverhalt nicht mit der ihm wünschenswerthen Klarheit erkennen konnte, so telegraphirte er ihm nach Genf:

„War Henri's ganz schlechter Brief schon Antwort auf Amb—schen? oder vor Lesung desselben geschrieben? Durch die Lesung nichts verbessert? Rücktelegraphiren. Sterbe stündlich tausendmal. — Hier nicht übel. — Sophie kommt spätestens Sonntag oder Montag in Genf.

Julian."

Lassalle und Rüstow waren, wie man aus diesem Telegramm ersieht, übereingekommen, in telegraphischen Depeschen Helene mit Henri und Lassalle mit Julian zu bezeichnen

Ferner telegraphirte Lassalle am 18. August an Rüstow:

„Briefe copiren. Original augenblicklich hierher, Hotel Oberpollinger. Muth nicht verlieren, festhalten. Wo ist Henri?

Telegraphisch mir anzeigen, wenn bekannt."

An demſelben Tage ſchickte Laſſalle in ſeiner ungeheuren Aufregung und Ungeduld an Rüſtow noch zwei Depeſchen. Die eine davon lautete:

„War von Henri beantworteter Brief durch Brandamante (die Kammerzofe Helenens) beſtellt? Vielleicht in unrichtige Hände gefallen und Antwort erzwungen. Wenn Weg nicht abſolut zweifellos, wage nicht Amberny'ſchen Brief, ſondern erwarte hierzu Sophiens Ankunft. Rücktelegraphiren."

Rüſtow antwortete am folgenden Tage telegraphiſch:

„Genf, 19. Auguſt 1864.

Ferdinand Laſſalle. München,
Hotel Oberpollinger.

Mitternacht zwei Münchener Depeſchen erhalten. Habe perſönlich Amberny'ſchen Brief an Henry abgegeben. Henri's Brief mit meinigem ſeit geſtern nach München unterwegs, weitläufige Aufklärung. Wann kommt Sophie? Wilhelm."

Laſſalle telegraphirte darauf:

„München, 19. Auguſt 1864.

Colonel Rüſtow.

Genève, 68, rue des Pacquis, parterre.

Weitläufige Aufklärungen! Wie? Schlecht? Mittelmäßig? Hoffnungslos? Deute doch an! Ich liege auf glühendem Roſt. Sophie in wenig Tagen da. Julian."

Und ohne die telegraphiſch angemeldeten Briefe abzuwarten ſchrieb er an Rüſtow gleich noch folgenden Brief:

„München, 19. Auguſt, 5 Uhr Nachm.

Theurer Freund!

Du liebſt mich ſo, thuſt ſo viel für mich und tödteſt mich wirklich mit Deinen Nichtdepeſchen, wie mit Deinen Depeſchen. Schon daß Du mir Helenens Rückkehr nicht ſofort telegraphirteſt, war furchtbar: aber durch Deine jetzt erhaltene Depeſche — ich habe ſie bereits telegraphiſch beantwortet — „„Habe perſönlich Amberny'ſchen Brief an Henri abgegeben. Henry's Brief mit meinigem unterwegs, weitläufige Aufklärung““ — durch dieſe Depeſche haſt Du mich getödtet! Ich frage mich: Iſt Helenens „„ganz ſchlechter““ ſchon die Antwort auf den Amberny'ſchen? Oder iſt er nur Antwort auf das dritte kurze Billet? Dann hätte es nicht viel zu bedeuten. Darum habe ich Dich geſtern Abend telegraphiſch deshalb befragt und bekomme in Deiner Antwortsdepeſche keine Antwort darauf!!! Iſt das erhört?! Alles hängt ja für mich davon ab, dieſes zu wiſſen; denn iſt ihr „„ganz ſchlechter““ Brief ſchon eine Antwort auf den Amberny'ſchen, ſo ſteht die Sache traurig, furchtbar traurig für mich, obwohl ich auch dann die Hoffnung nicht aufgebe.

Iſt er aber blos Antwort auf das dritte Billet, ſo hat die Sache weniger auf ſich. Dieſe Dir telegraphiſch geſtellten Fragen haſt Du nicht beantwortet. Ich zermartere mich umſonſt, es zu errathen, die Indicien ſind widerſprechend.

Stande käme, gebe er (der Miniſter) ihm (Dönniges) auf, mir Helene in meiner Gegenwart vor einem Notar zu ſiſtiren, damit ſie vor demſelben und nach den Mittheilungen, die ihr zu machen, frei ihren Willen erkläre, ob ſie mich ehelichen wolle oder nicht, und im Falle des Nein hierdurch mindeſtens jeder Schein von Gewalt beſeitigt ſei, der inconvenable ſei für einen Geſandten, und ich über die Freiheit ihres Willens, und daß ſie nicht ein Opfer brutaler Gewalt ſei, beruhigt ſein könne.

Es iſt jetzt verabredet, und morgen ſchickt der Miniſter den Brief an Haenle. Auch ſoll ich morgen nochmals zu ihm kommen.

Du begreifſt auch, daß, wenn in Helenen nur ein Funken von Wahrheit, Willen und Treue iſt, mit dieſem Schritt Alles hinreichend gewonnen iſt. Denn wenn auch der alte Dönniges ſo eigenſinnig ſein ſollte, nicht nachzugeben, und die Feder des Miniſters nicht energiſch genug ſpricht, um die Widerſtandsgedanken in ihm zu beugen — vor dem Notar muß er ſie mir ſiſtiren, ſonſt koſtet ihm die Sache ſeine Stelle. Und einmal vor dem Notar kann Helene nicht nur ihr lautes: „„Ich will ihn heirathen““, erklären und mir alle möglichen notariellen Vollmachten geben, für ſie zu handeln und ihr Recht wahrzunehmen; ſondern ſie kann — damit wir den ganzen Rechtsquark erſparen — einfach darauf meinen Arm nehmen, mit mir das Haus des Notars verlaſſen, eine andere Wohnung nehmen (Hotel) oder zur Gräfin

gehen, oder am Einfachſten ſofort mit mir nach Italien reiſen, ſo daß wir in drei Tagen Mann und Frau ſind. Alle Genfer Behörden ſtehen jetzt auf unſerer Seite und würden uns, ſtatt irgendwas gegen uns zu thun, in allen Fällen ſogar ſchützen, und Alles iſt jetzt ſo leicht und ſicher, wie bon jour zu ſagen.

Ja, es kann jetzt nicht einmal der geringſte Tadel auf Helene zurückfallen. Denn nach allen Vorgängen hat dieſer Schritt eine andere Geſtalt, als vor denſelben. Jetzt iſt es berechtigter Bruch furchtbaren, furchtbaren Gewaltmißbrauchs, welchen zu brechen ſogar die höchſte Behörde in Baiern feierlich einſchritt! Jetzt würde Alles für ſie geſagt, was ſonſt gegen ſie geſagt worden wäre.

Kurz, gehe ich jetzt zu Grunde, ſo iſt es jetzt nicht mehr an der brutalen Gewalt, die ich gebrochen habe ſondern — wenn ſie mir eben vor dem Notar „„Nein““ erklärt ſtatt „„Ja““ und mit mir zu gehn — an dem grenzenloſen Verrath, an dem unerhörteſten Wankelmuth und Leichtſinn eines Weibes, das ich weit über alles Maß des Erlaubten hinaus liebe! Es wäre wirklich das Grenzenloſeſte von Allem, wenn ich deshalb den Miniſter des Aeußern vermocht habe, ein Commiſſariat zu ertheilen und ſie mir vor dem Notar ſiſtiren zu laſſen, damit ſie mir auch noch das furchtbare Ridicule giebt, mich mit einem „„Nein““ abzuweiſen. Inzwiſchen, wenn ſie mir den Dolch in die Bruſt ſtoßen will,

Ich habe heut' zwei Briefe Helenen's an die Arſon vom 5. und 6. Auguſt bekommen. Sie iſt ſchon da ganz gebrochen, aber doch ebenſo treu. Sie ruft den Tod herbei in der erſchütterndſten Weiſe.

Dein ſehr unglücklicher

F. Laſſalle."

Der in dieſem Briefe erwähnte Amberny'ſche Brief war allerdings, und zwar durch Rüſtow ſelbſt, an Helene ausgeliefert worden. Letztere erzählt nun aber in ihren Memoiren, daß ſie den Brief dem vor der Thür wartenden Yanko übergeben und, ohne ihn zu leſen, jene Antwort Rüſtow geben mußte, die dieſer als „ganz ſchlecht" bezeichnet. Wir werden darauf noch weiter unten zu ſprechen kommen.

Die für Helene beſtimmte Einlage des obigen Briefes lautete:

„München, 19. Auguſt.

Helene!

Meine unbeſchreiblichen Qualen ſchildere ich Dir ein ander Mal. Hier nur ſo viel:

1) Man hat Dich getäuſcht. Du biſt majorenn. Nicht nur nach Genfer Geſetz, auch nach baieriſchem mit 21 Jahren. Nach Genfer Geſetz kannſt Du jeden Augenblick das Haus Deines Vaters verlaſſen, eigene Wohnung nehmen (Hotel ꝛc.), die drei actes respectueux machen und, nach drei Monaten von dem erſten an, mich heirathen. Rüſtow, Amberny, die Genfer Behörden, die alle benachrichtigt ſind, werden Dich während dieſer drei Monate ſchützen.

Uebrigens giebt es einen kürzern Weg. An demſelben Tage, wo Du das Haus Deines Vaters verläſſeſt, bringt Dich Rüſtow ſicher nach Italien, mich hintelegraphirend. In fünf Tagen ſind wir durch den erſten beſten Prieſter dort katholiſch getauft und getraut.

2) Aber auch nach baieriſchem Recht iſt, da Du majorenn biſt, die Einwilligung Deines Vaters zur Ehe nicht unerläßlich, ſondern kann durch die Gerichte gegeben werden, und Haenle hier hat mir ſein Wort darauf gegeben, daß ich ſie erhalte. Eine Welt iſt bereits von allen Seiten für mich in Bewegung. Sehr nützlich wäre es auch, wenn Du mir eine ſchriftliche Vollmacht, einen bloßen Brief für Advocat Haenle in München ſchickteſt, worin Du ihn beauftragſt, von den baieriſchen Gerichten die Einwilligung zu Deiner Ehe mit mir zu erlangen.

3) Dein Brief an Holthoff aus Bex beweiſt nichts. Er iſt erzwungen. Rüſtow telegraphirt mir, daß Du nach einem Brief von Dir an mich, den er hat, mich aufgiebſt. Dies iſt ebenſo erzwungen. Nur in Folge der moraliſchen und phyſiſchen Gewalt und der Täuſchung, die man gegen Dich verübt. Es heißt alſo Nichts — und dennoch ſtarb ich tauſend Tode bei dieſer Nachricht.

4) Ich habe geſtern 2 Stunden mit dem Miniſter des Auswärtigen, Baron v. Schrenk, geſprochen, der ganz und gar auf meiner Seite und empört iſt. Er hat mir verſprochen, Alles zu thun, was

nur irgend möglich. Heute soll ich wieder zu ihm kommen, wo die bestimmten Schritte zwischen uns festgestellt werden sollen.

Ist es möglich, so werden selbst noch mächtigere Mittel in Bewegung gesetzt werden, was bereits vorbereitet wird. Himmel und Hölle werde ich in Bewegung setzen, Dich zu erringen. (Das Kürzeste, Glatteste, Schnellste bleibt immer das factische Verlassen des Hauses Deines Vaters und die Flucht mit Rüstow nach Italien, oder mit mir selbst, wenn Du vorziehst, so lange zu warten, bis ich hier Alles gethan habe und wieder zurück bin.)

5) Ich habe Riesenkräfte und ich werde sie vertausendfachen, um Dich zu erkämpfen. Kein Mensch kann Dich mir entreißen, wenn Du fest und treu bleibst. Seit ich daran zweifle, bin ich der Elendeste aller Menschen. Ich leide stündlich tausendfachen Tod. Und doch, es ist unmöglich! Du kannst mich nicht verrathen, einen Mann wie mich, einen Mann, der Dich so rasend liebt. Ich bin mit Demantketten an Dich geschmiedet. Ich leide tausendmal mehr, als Prometheus am Felsen. Aber wenn Du meineidig wirst nach so vielen Eiden und solcher Liebe gegenüber, so wäre die Menschennatur entehrt, man müßte verzweifeln an jeder Wahrheit, jeder Treue; Lüge wäre Alles, was existirt. Dies sagen Alle, die diese blutige Geschichte kennen.

6) Deine Briefe an die Arson habe ich — sie war verreist, in Interlaken, sonst würdest Du

früher von mir gehört haben, — erst heute hier in München empfangen. Welche fatalistische Complication!

7) Schreibe mir nur ein einziges Wort, ob Du fest und treu bleibst, und ich bin gestählt vom Wirbel bis zur Zeh. Kein Mensch soll Dich mir gegen Deinen Willen rauben. Schreibe mir auch, ob Du die Kammerzofe für treu hältst.

F. L."

Da Lassalle aus Rüstow's Depeschen den Sachverhalt nicht mit der ihm wünschenswerthen Klarheit erkennen konnte, so telegraphirte er ihm nach Genf:

„War Henri's ganz schlechter Brief schon Antwort auf Amb—schen? oder vor Lesung desselben geschrieben? Durch die Lesung nichts verbessert? Rücktelegraphiren. Sterbe stündlich tausendmal. — Hier nicht übel. — Sophie kommt spätestens Sonntag oder Montag in Genf.

Julian."

Lassalle und Rüstow waren, wie man aus diesem Telegramm ersieht, übereingekommen, in telegraphischen Depeschen Helene mit Henri und Lassalle mit Julian zu bezeichnen

Ferner telegraphirte Lassalle am 18. August an Rüstow:

„Briefe copiren. Original augenblicklich hierher, Hotel Oberpollinger. Muth nicht verlieren, festhalten. Wo ist Henri?

Telegraphisch mir anzeigen, wenn bekannt."

Ferner: Sowie Du Helenens Antwort auf dieſen Brief haſt, ſo telegraphirſt Du mir ſofort, je nachdem die Antwort ausfällt. „„Einverſtanden mit rechtlich““, (das heißt, daß ſie blos mit a — ſieh' oben — einverſtanden iſt,) oder „„einverſtanden mit factiſch““, (das heißt, daß ſie auch mit c einverſtanden iſt). Oder endlich — furchtbarer Gedanke — „„einverſtanden mit nichts.““

Dieſe Depeſche nun telegraphirſt Du mir

1) nach München, Hotel Oberpollinger,

2) nach Lindau, Bahnhofs-Bureau restante, (zum Unterſchied vom Telegraphen-Bureau in der Stadt),

3) nach Olten, Bahnhofs-Bureau restante,

4) nach Bern, Bahnhofs-Bureau restante.

Dieſes iſt nöthig, damit ſie mich noch irgendwo trifft, ehe ich Genf erreiche. Denn hier trifft ſie mich ſchwerlich mehr.

Morgen (Sonnabend) erhalten wir den Brief des Miniſters. Dennoch will ich erſt Montag von hier abreiſen — ich, der ich bis jetzt ſo eilte! — um der Gräfin Zeit zu laſſen, vorher, ehe die Entſcheidungsſtunde kommt, Helene zur Ehre, Pflicht und Gewiſſen zurückzurufen! So muß ich jetzt noch abſichtlich Zeit verlieren! Soweit hat ſie mich gebracht!

Wenn ich in der Schweiz bin, telegraphire ich Dir von irgend einer Station aus, ob Du mich und zu welcher Stunde in Genf oder ſchon in Nyon (im letztern Falle mit der Gräfin) auf dem

Bahnhof erwarten ſollſt, damit wir dann ſofort nochmals großen Kriegsrath halten.

Dein

F. Laſſalle."

Es iſt bemerkenswerth, daß, während Laſſalle zur Zeit, als er ſich der Liebe Helenens ſicher fühlte, die Gräfin in ſeiner Angelegenheit zu verwenden ſich ſcheute, weil er ihre Intriguen fürchtete, er jetzt, nachdem in ihm Zweifel an Helenens Treue aufgeſtiegen waren, die Gräfin in erſter Linie in dieſer Sache zu verwenden trachtete. Davon zeugt auch folgender Brief Laſſalle's an die Gräfin, in welchem er ſie auch mit einer Miſſion bei Helene betraute.

Der Brief lautete:

„München, 19. Auguſt, Freitag Nachts.

Gute Gräfin!

Ich gebe Ihnen hier einen nur gedrängten Auszug eines viel ausführlicheren Briefes, den ich heute an Rüſtow geſchrieben und den er Helenen, für die er mit beſtimmt iſt, inſinuiren, vorher aber, falls nichts dadurch verſäumt iſt, von Ihnen leſen laſſen ſoll. Ich war geſtern ohne Weiteres zwei Stunden und heute über eine Stunde bei dem hieſigen Miniſter des Auswärtigen, Baron v. Schrenk. Ich fand in ihm eine günſtige Stimmung. Er war, ſowie er meine Identität mit mir ſelber erfuhr, ſehr entgegenkommend. Er verwickelte mich in ein politiſches Geſpräch, auf das ich mich lebhaft einließ. Er verſprach Alles zu thun, was er könne.

Dies gestern — und irre ich nicht, habe ich Ihnen das auch gestern schon gemeldet. Heute nun wurde folgendes praktische Conclusum zwischen uns vereinbart.

Er giebt dem hiesigen Advocaten Dr. Haenle ein officiöses Commissariat, d. h. einen Brief an Dönniges, worin er diesem sagt: er habe Haenle ersucht, sich zu ihm nach Genf zu begeben, um die Sache à l'aimiable mit ihm beizulegen, da ihm gütliche Beilegung höchst wünschenswerth sei ꝛc. ꝛc. Für den Fall, daß diese gütliche Beilegung nicht gelänge, verlange er von ihm, daß er seine Tochter in meiner Gegenwart vor einem Genfer Notar sistire, damit sie mir vor diesem frei erkläre, ob sie auf ihren Willen beharre, mich zu ehelichen, oder nicht, damit ich, falls nicht, durch diese freie Erklärung wenigstens beruhigt, und jeder Schein einer inconvenablen Gewalt beseitigt sei.

Dennoch hoffe ich keineswegs, daß diese Demarche den Widerstand des alten Dönniges, seinen Willen brechen wird. Aber Sie begreifen, daß demnach Alles dadurch gewonnen wäre, wenn Helene fest ist. Denn vor dem Notar sistiren muß mir Dönniges seine Tochter, sonst riskirt er seine Stelle. Mir aber vor dem Notar gegenübergestellt, kann sie nicht nur ihr lautes „„Ja““ erklären und mir alle möglichen General- und Special-Vollmachten geben, für sie einzutreten und zu handeln, sondern sie kann, majeure nach dortigem wie hiesigem Recht, sofort auch Arm in Arm mit mir das Haus des

Notars verlaſſen, ſich in einem Hotel oder bei Ihnen inſtalliren, ſich unter Ihren, meinen und des Geſetzes Schutz begeben und gar nicht wieder den Fuß in das väterliche Haus zurückſetzen. Alle Genfer Behörden ſind jetzt auf unſerer Seite und würden ſie, ſtatt ſie zu hindern, nur ſchützen. Sie kann endlich ſofort mit Ihnen und mir nach Italien reiſen und in drei Tagen katholiſch getauft und getraut, mein Weib ſein.

Alles, Alles, Alles hängt alſo ab von dem Ausgange dieſer Einen Stunde, die über mein Leben entſcheidet. Jetzt würde ſogar nicht einmal ein inconvenabler Schein auf Helene zurückfallen, wie früher an jenem Mittwoch Abends. Denn jetzt nach jenen Vorgängen, nach der furchtbarſten gegen ſie verübten Gewalt, nachdem ſich ſogar das oberſte Miniſterium in München in Bewegung geſetzt hat, um durch eine ſo auffällige Demarche dieſe Gewalt zu brechen und ihr ihre Freiheit wiederzugeben, nach allem dieſen kann ſie auch in den Augen der Welt das ohne den geringſten Vorwurf thun, was damals ganz anders war.

Wenn ſie umgekehrt vor dem Notar „„Nein““ erklärt, ſo iſt das grenzenloſeſte Ridicule die Folge dies mit ſolcher Mühe errungenen Commiſſariats, ſo iſt jede weitere Hülfe für mich vernichtet, kurz, ſo hat mir die Undankbare und Treuloſe ſelbſt den Dolch in dieſe treue Bruſt gerannt! Ich falle dann mit ihrem und durch ihren

Willen, ein furchtbares Denkmal davon, daß ein Mann ſich nie an ein Weib ketten ſoll. Ich falle dann durch den entſetzlichſten Verrath, die ſchnödeſte Felonie, welche die allſehende Sonne je geſchaut hat.

Alles, Alles, Alles hängt alſo an dem Gewicht dieſer Einen Stunde.

Ihnen fällt alſo die wichtigſte, folgenſchwerſte Aufgabe zu: Helene, ehe dieſer moment suprême naht, wieder feſt zu machen.

Gegenwärtig ſcheint es ſehr, ſehr ſchlimm mit ihr zu ſtehen. Ihre Briefe an die Arſon vom 5. und 6. Auguſt zeigen zwar ſchon, daß ihre Widerſtandskraft gebrochen iſt, athmen aber noch die größte Liebe und Treue! Sie ruft in der rührendſten Weiſe den Tod herbei. Rüſtow's geſtrige Depeſche (vom 18.) ſagt aber ſchon, was ich Ihnen nach Bern gemeldet („„ganz ſchlecht““). Da tröſte ich mich mit dem Gedanken, daß dieſer Brief Helenens, den Rüſtow mit „„ganz ſchlecht““ bezeichnete, nur die Antwort auf einen ganz kleinen trockenen Zettel geweſen wäre, den ich ihm hinterlaſſen, nicht auf den langen, ſo beweglichen, ſogenannten Amberny'ſchen Brief. Ich telegraphirte ihm ſofort um Aufſchluß hierüber, und ſpäter nochmals den Auftrag, den Amberny'ſchen Brief vom Stapel zu laſſen. Darauf bekomme ich folgende, heut' (19. Auguſt, 11 Uhr 25 Min.) von ihm aufgegebene Depeſche: „„Mitternacht zwei Münchener Depeſchen erhalten, habe

persönlich Amberny'schen Brief an Henri gegeben. Henri's Brief mit meinigem seit gestern nach München unterwegs, weitläufige Aufklärung. Wann kommt Sophie?""

Sie sehen, daß aus dieser Depesche nicht klug, sondern nur toll zu werden ist. War also Helenens „„ganz schlechter"" Brief schon eine Antwort auf meinen Amberny'schen, oder, ehe sie diesen gelesen hatte, auf den kürzeren Zettel? Es scheint das Erstere, und das wäre vernichtend, vernichtend!

Ist also der Brief Helenens, der mit dem von Rüstow unterwegs ist, eben der „„ganz schlechte""? Oder ist seit diesem der sogenannte Amberny'sche Brief von Rüstow ihr abgegeben, und Antwort eingetroffen, und bezieht sich darauf das Wort: „„weitläufige Aufklärung?"" Kurz, es ist um rasend zu werden.

O, wenn Helene nur eine Vorstellung hätte von dem zehntausendsten Theile meiner Leiden, nie, nie käme ihr der verbrecherische Gedanke, mir treulos zu werden! Rein so erbärmlich könnte sie dann nicht sein! So traurig es wäre, wenn Helenens „„ganz schlechter"" Brief schon die Antwort auf den Amberny'schen wäre, so gäbe ich auch dann noch nicht alle Hoffnung auf.

Sondern meine Hoffnung steht dann auf Sie. Lassen Sie Helene durch die Arson Sich holen. Lesen Sie ihr diesen Brief vor. Beschreiben

Sie ihr, was Sie in Karlsruhe geſehen*), bringen Sie in ſie mit aller wilden Beredtſamkeit Ihrer Zunge!

An Ihrer Zunge, Gräfin, hängt meine Exiſtenz!

Wie aber, wenn es Ihnen nicht gelungen wäre, die Arſon mit Sich nach Genf zu führen!

Dann reiſen Sie nochmals nach Wabern zurück, erzählen ihr die Intervention des Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten, die ihr Muth und Luſt machen, und ihr Vertrauen beleben wird, ſchildern ihr den bevorſtehenden moment suprême vor dem Notar, und wie Alles daran liege, daß Helene vorher aufgeklärt, geſammelt, entſchloſſen ſei und nicht unvorbereitet überfallen werde. Das wird die Arſon begreifen und um dieſes entſcheidenden Moments willen mit Ihnen gehen. Oder, halten Sie es für beſſer, nicht Genf zu verlaſſen, ſo ſchreiben Sie der Arſon franzöſiſch Alles das ausführlich, was ich Ihnen ſoeben geſagt habe, und beſchwören Sie ſie, ſofort zu Ihnen nach Genf zu kommen. Dieſen Brief ſchicken Sie ihr aber dann nicht durch die Poſt, ſondern durch einen Expreſſen von Genf aus, aber einen intelligenten Mann, dem Sie die Wohnung beſchreiben. (Johann Philipp) Becker ſelbſt, oder ein ganz zuverläſſiger Freund von ihm, oder Mr. Lesley, wenn er noch

*) Laſſalle hatte in Karlsruhe, wie Herr von Hofſtetten ausſagt, geweint wie ein Kind. D. V.

in Genf, wird die Güte haben, die Reise für mich zu machen.

Wie hat denn Rüstow die Helene gesprochen? Können Sie es auf demselben Wege? Lassen Sie Rüstow gleich zu Sich kommen und Sich von ihm Alles, wie es mit Helene steht, und ob sich bei ihr durch den Amberny'schen Brief etwas gebessert, oder ob ihr „„ganz schlechter Brief"" schon die Antwort auf ihn war, und was die „„weitläufigen Erklärungen"" bedeuten, und was seitdem etwa noch — mir unbekannt — vorgegangen, ausführlich und bestimmt schildern. Ich reise wahrscheinlich Montag früh 6 Uhr von hier ab und bin dann Dienstag Abends in Genf. Ich könnte schon Sonntag reisen, verliere aber absichtlich den Tag um Ihnen einen Tag mehr Vorsprung zum Sprechen mit Helenen zu geben. Ich erwarte in Folge meiner heutigen Depesche morgen telegraphische Anzeige von Ihnen, in welchem Hotel (Hôtel des Bergues oder wo sonst) Sie in Genf sein werden. Von der Schweiz telegraphire ich Ihnen dann noch, ob wir direct nach Genf kommen, oder ob Sie (und Rüstow) in Nyon auf der Eisenbahnstation bleiben sollen, um dort nöthigenfalls zu übernachten und vor unserem Einrücken in Genf Kriegsrath zu halten.

Depeschen von Ihnen treffen mich Sonntag Abends und Nachts sicher hier.

Von Montag früh müssen Sie jede Depesche nach 4 Orten aufgeben, nämlich: nach hier, Hotel

Oberpollinger, weil ich doch möglicherweise noch hier bin; 2) nach Lindau, Bahnhofsbureau restante; 3) nach Olten, Bahnhofsbureau restante; 4) nach Bern, Bahnhofsbureau restante.

Nun leben Sie wohl! Es giebt keine Gerechtigkeit, wenn ich dieſes Weib nicht erlange. Denn ſo hat ſich noch nie ein Menſch für ein Weib abgequält, abgehärmt, abgezehrt!

Schon die phyſiſche Arbeit — ich habe heute vielleicht 60 Briefſeiten geſchrieben — Alles in Todesangſt — würde aufreiben, geſchweige dieſe furchtbare Pein.

Mehr todt als lebendig,

Ihr F. L."

Wir ſehen aus dieſen Briefen wiederum, mit welch' raſender Leidenſchaft Laſſalle Helene liebte, und welch' wahnſinnige Anſtrengungen er machte, ſich dieſelbe zu erringen. Es muß uns ein tiefes Mitleid für ihn beſchleichen, wenn wir bedenken, daß Laſſalle ſein Ziel trotz alledem und alledem nicht erreichen konnte, er vielmehr, wie er ahnungsvoll in ſeinen Briefen ſchreibt, dabei „zu Grunde" ging.

Von den ſonſtigen Depeſchen, die Laſſalle während ſeines Münchener Aufenthaltes empfing und abſandte, heben wir folgende als wichtigere hervor:

„Bern, den 20. Auguſt 1 Uhr.

Herrn Laſſalle in München.

Reiſe gleich Genf. Hotel Metropole; ſchreibe heute Brief; jedenfalls abwarten; dort bleiben.

Sophie."

Lassalle antwortete:

„München, 20. August.

An Gräfin Hatzfeld in Genf.

Darf ich nicht vor Ankunft Ihres Briefes abreisen? Montag oder Dienstag? Habe wichtige Demarche in Händen. Briefinhalt ja mündlich mittheilbar; nur nöthig, daß Sie vor meiner Ankunft Henri eindringlich gesprochen haben. Telegraphische Antwort.

Ferdinand."

Von Rüstow erhielt Lassalle folgendes Telegramm:

„Genf, 20. August 1864.

Ferdinand Lassalle. München, Hotel Oberpollinger.

Henri's Brief vor Lesung des Deinigen geschrieben, nach Lesung aber folgte mündliche Bestätigung. Will noch hoffen. Schreib Henri, würdest frühere Briefe nur persönlich zurückgeben.

Wilhelm."

Lassalle's Antwort:

„München, 20. August 1864.

Hältst Du Henri's Willen für innerlich geändert oder blos gebrochen? Telegraphische Antwort. Am 18. abgesandter Brief noch nicht da. Gestern Dir und Henri gemeinschaftlich geschrieben. Abendbrief gieb Henri nicht, wenn Du im Geringsten Verrath seines wichtigen Inhalts befürchtest, sondern erwarte dann zuvor Dir abgesandten Brief vom 20.

Julian."

Von Frau Arson langte nachstehendes Telegramm an:

„Klein-Wabern, le 17 août 1864.

Mons. Ferd. Lassalle.

J'arrive d'un voyage, aucunes nouvelles récentes, je vous envoie lettres.

Gemma Arson.“

(„Ich lange von einer Reiſe an, keine friſchen Nachrichten, ich ſchicke Ihnen Briefe.

Gemma Arſon.“)

Laſſalle antwortete:

„Madame Arson.

Munich, 19 août.

Lettre reçue. Soyez benie, faites ce que Comtesse vous priera, après qu'elle aura reçu ma lettre d'hier qu'elle doit attendre à Berne. Vous bénirai toujours.“

(Brief empfangen. Seien Sie geſegnet. Thun Sie, worum Sie die Gräfin bitten wird nachdem ſie meinen geſtrigen Brief, den ſie in Bern abwarten ſoll, empfangen hat. Werde Sie ſtets ſegnen.)

Die folgenden Depeſchen wurden zwiſchen Rüſtow und der Gräfin mit Laſſalle gewechſelt, da die Gräfin Rüſtow zu ihrer Anſicht beredet hatte, Laſſalle nicht nach Genf kommen zu laſſen, letzterer aber dort unter allen Umſtänden anweſend ſein wollte.

Rüſtow depeſchirte:

„Genf, 21. Auguſt 1864.

Ferdinand Laſſalle. München, Hotel Oberpollinger.

Sophie eben Brief erhalten, ich noch nicht. Wir ſagen Dir: ſiſtire Deine Notar-Maßregeln. Jetzt geradezu gefährlich. Alles hängt an Henri.

Erwarte dort unſere Briefe. Laß Sophie abſolut nothwendige Zeit. Kaltes Blut.

Wilhelm."

Gleichzeitig telegraphirte die Gräfin:

„Genf, 21. Auguſt.

München bleiben, bis ich telegraphire. Hier ſchaden. Heinrich noch nicht geſehen. Brief heute.

Sophie."

Laſſalle antwortete der Gräfin:

„München, den 21. Auguſt.

Abreiſe nicht länger als Dienstag, ſpäteſtens Mittwoch verſchieben. Beauftragter (Dr. Haenle) — ſiehe Brief nach Genf, poste restante — drängt. Eilen Sie, Hauptterrain zu verbeſſern, eventuelle Verbeſſerung ſofort telegraphiren, damit dann noch Dienstag ohne Ihren Brief reiſe.

Ferdinand."

Rüſtow richtete ferner folgendes Telegramm an Laſſalle:

„An Ferdinand Laſſalle. Hotel Oberpollinger. München.

Heute beim Wallachen. Brief unterwegs an Dich, Furcht iſt da, keine Beſſerung.

Wilhelm."

In ſeiner Ungeduld depeſchirte Laſſalle an die Gräfin abermals:

„München, den 21. Auguſt.

Muß Dienstag Mittags abſolut reiſen. Bin Mittwoch früh 10 Uhr Bern, Bernerhof, um 2 weiter nach Genf. Inhalt des Genfer Briefes mir nochmals nach Bern, Bernerhof, Hotel restante,

ſchreiben, weil ihn vielleicht verfehle. Wir können auch in Genf einen Tag incognito ſein und Anweſenheit alſo nicht ſchaden! Telegraphiſche Antwort.

Ferdinand."

Darauf erhielt Laſſalle folgende Depeſche:

„Genf, 22. Auguſt 1864.

An Ferdinand Laſſalle.

München, Hotel Oberpollinger.

Ueber Verhältniſſe im Irrthum, Henri ſchlimmer, unverſchämter als irgend denkbar. Hat Sophien frech aus freiem Willen jede Antwort verweigert, überhaupt von Zwang nicht die Rede. Maßregel notarieller Vorladung, um vermeintlichen Zwang zu beſeitigen, kann jetzt nur zu entſchieden erklärtem Nein Henri's führen. Alſo damit bis zuletzt zurückhalten. Vater pocht noch auf ſeine Stelle, giebt Henri Vorwand, ſich für dieſe Stellung zu opfern; dieſen Vorwand entziehen. Vater Furcht einjagen, jetzt Hauptſache. Alſo das Wichtigſte Brief vom Chef des Vaters an ihn folgenden Inhalts: Beim Chef angelangte Denunciation gegen Vater compromittirte deſſen Stellung, ſchriftliche Beweiſe lägen vor, vollſtändiges Recht Julian's, unglaubliches Benehmen Henri's; leider ſeien ſchon Dinge geſchehen, die mit öffentlicher Stellung kaum vereinbar; Chef fordere entſchieden vom Vater, Löſung in Julian vollkommen genugthuender Weiſe zu befördern, Scandal zu vermeiden, der nur auf Vater und Henri zurückfalle. Haenle's ſchleunige Herkunft

vortrefflich und unerläßlich. Sobald Du den Brief erlangt, ſchleunigſt mit Haenle herkommen.

Sophie. Wilhelm.“

Auch auf den Inhalt dieſer Depeſche werden wir ſpäter noch zurückkommen. Laſſalle empörte dieſelbe, nicht nur, weil ihr Inhalt mit früheren Depeſchen, namentlich wegen ſeiner Reiſe nach Genf, im Widerſpruch ſtand, ſondern auch, weil ſie ſehr ungeſchickt abgefaßt war. Da nämlich die telegraphiſchen Depeſchen in Baiern alle der Regierung mitgetheilt und von dieſer geleſen wurden, ſo mußte der Miniſter des Auswärtigen, der ſoeben das officiöſe Commiſſariat angeordnet hatte, aus dieſer Depeſche erfahren, daß Helenens Wille ihr vollſtändig freier ſei und er, der Miniſter, nur als Mittel benutzt werden ſollte, um Herrn von Dönniges einzuſchüchtern, damit Helene vom Vater jetzt gezwungen werde, Laſſalle zu ehelichen.

Sofort depeſchirte denn auch Laſſalle an die Gräfin:

„München, 22. Auguſt.

Comtesse Hatzfeld. Hôtel Métropole. Genève.

Meiſterhafte Depeſche! Redaction von unvergleichlicher Vorſicht! Sublimer Verſtand! Außerdem nun mich über zwei Tage umſonſt zurückgehalten! Meine Abſicht ohnehin längſt dieſe, und Brief halb und halb dazu hinreichend. Wir treffen Mittwoch früh 10 Uhr Bern, Abends 7 Uhr Genf ein. Erſt mich allein ſprechen.

Julian.“

Wie wir ſehen, duldete es jetzt Laſſalle auch nicht mehr länger in München; trotz aller Verſuche der Gräfin, ihn noch dort feſtzuhalten, wollte er jetzt nun beſtimmt Dienstag abreiſen.

Noch einmal machte die Gräfin aber einen Verſuch. Sie depeſchirte:

„Genf, 22. Auguſt 1864.

Herrn Laſſalle. München, Hotel Oberpollinger.

Durchaus nicht jetzt Notarmaßregel. Wollen Sie entſchiedenes Nein von Henri ſelbſt am Arm des Wallachen? Alles wäre verloren. Ruhe, Zeitgewinn. Einſchüchterungen geben Hoffnungen des Gelingens. Heute noch einmal Depeſche ausführlich. Dort bleiben. Sophie."

Laſſalle antwortete ihr:

„München, 22. Auguſt.

An Gräfin Hatzfeld in Genf, Hotel Metropole.

Kann Notarmaßregel dort ſiſtiren, unmöglich aber Abreiſe über Dienstag hinausſchieben. Steht nicht bei mir.

Ferdinand."

Die Gräfin und Rüſtow depeſchirten jedoch noch einmal an dieſem Tage:

„Genf, 22. Auguſt.

An F. Laſſalle. Glaube uns dieſes Eine Mal. Kannſt von hieſiger Lage keinen Begriff haben.

Sophie und Wilhelm."

Laſſalle ließ ſich aber nun nicht mehr länger abhalten, ſondern reiſte mit Dr. Haenle nach Genf ab. Von ſeinem Freunde Holthoff in Berlin hatte er

während ſeines Münchener Aufenthaltes, was wir noch nachtragen wollen, folgende drei Briefe erhalten:

„Berlin, den 15. Auguſt.

Lieber Freund!

Am Freitag Abends bin ich auf einige Tage von hier verreiſt und kehre ſoeben, Montag Nachmittags, zurück, um vier Briefe zu finden, die mich im höchſten Grade bekümmern; drei von Ihnen, der letzte mit einem Couvert vom 11. Ich thue für jetzt nichts, bevor ich nicht weitere Antwort von Ihnen habe. Der vierte von Helenen, ohne Datum in Bex am 9. auf die Poſt gegeben — nun erſt datirt! — 8. Auguſt im Gebirge auf der Reiſe — meldet im ſtrengſten Geſchäftsſtyl, ohne auch nur die gewöhnlichſten Höflichkeitsformen, daß ſie Alles zurücknehme, was ſie mir anfangs Auguſt aus Bern geſchrieben. Der Brief iſt augenſcheinlich unter dem äußerſten Drucke abgefaßt, mit rothen Lettern, die mir wie aus dem Herzen getropft erſcheinen.

Das arme Kind! Warum konnte ihr dieſe Tragödie nicht erſpart werden! Ich glaube, Sie müſſen in Ruhe abwarten, ſo unmöglich Ihnen auch das erſcheinen mag. Es wird die Zeit kommen, und nicht einmal Wochen können darüber vergehen, wo Sie die Partie in der Hand haben.

An eine plötzliche Heirath mit dem Wallachen iſt nicht zu denken. Er iſt nicht in der unabhängigen Stellung, einen ſolchen Schritt thun zu

können. Sie werden zum Ziel kommen, dafür bürgt mir Ihre Energie.

Ihr Holthoff."

„Berlin, den 17. Auguſt.

Lieber Freund!

Als ich Montag Mittags nach zweitägiger Abweſenheit ankam, fand ich drei Briefe von Ihnen, einen von Helenen vor.

Der letzte, datirt: den 8. auf der Reiſe im Gebirge, zur Poſt gegeben in Ber, meldet mir in der ſterilſten, jeder Courtoiſie entbehrenden Form, daß ſie Alles, was ſie mir anfangs Auguſt aus Bern geſchrieben, freiwillig und aus Ueberzeugung widerrufe.

Es iſt offenbar das Dictat des Vaters, und nach Ihren Mittheilungen habe ich auch den Schlüſſel für die Möglichkeit eines ſolchen Schrittes.

Was ſoll das arme Kind der rohen Gewalt gegenüber thun, als nachgeben mit der Reſervation, die Feſſeln abzuſchütteln, ſowie der Moment gekommen iſt? Und er wird kommen. Sie müſſen aber Geduld haben!

Dem Vater habe ich nicht geſchrieben, weil ich nicht weiß, ob Sie es nach dem Brief von Helenen noch gerathen finden. Die Beſorgniß einer übereilten Heirath mit dem Wallachen liegt nicht vor. Er iſt nicht unabhängig, daß er einen ſolchen Schritt thun könnte. Meine Meinung iſt daher — da Sie auch, wie ich leider erwarte, in München nichts erreichen werden — ruhig

Ihre Stunde abzuwarten, die nicht lange ausbleiben kann.

Sie sind wohl Mann genug dazu, Sich zur Wehr zu setzen und Sieger zu bleiben, wäre es nicht anders, mit verstümmelten Gliedern.

Ihr

Holthoff."

„Berlin, den 20. August.

Lieber Lassalle!

Der alte D(önniges) ist nichts weiter, als ein vollständiger Egoist. Einzig und allein die Besorgniß, durch die Heirath in seiner Stellung compromittirt zu werden, ist — nach meiner Ueberzeugung — der Grund, warum der Herr Gesandte einen so unverschämten Lärm schlägt. Dagegen kann nun allenfalls vielleicht sein vorgesetzter Minister — von Schrenk — helfen. Vor Allem aber scheint es mir nöthig, daß Sie Sich über die Stimmung Helenens vergewissern. Ich zweifle zwar nicht daran, daß ihr der Brief an mich abgepreßt war. Sie hat aus List oder der Gewalt weichend geschrieben.

Möglich ist es aber immerhin, daß sie sich in einen wahren Taumel der Kindesliebe hat hineinschrecken lassen. Mein Rath ist, daß Sie, die angeknüpfte Verbindung benutzend, ihr einen Brief in die Hand spielen und von ihr selbst eine Erklärung ihrer Handlungsweise zu erhalten suchen.

Nach Genf würde ich an Ihrer Stelle nicht gehen. Auch können Sie vor der Hand wohl nur

auf briefliche Mittheilung rechnen, und darum ist Ihre persönliche Anwesenheit nicht nöthig.

Daß Helene in Genf ist, wissen Sie gewiß? Mit ihren Verwandten hier fehlt mir zur Zeit jede Verbindung.

Zunächst müssen Sie wissen, was will sie.

Geben Sie baldige Nachricht

Ihrem Holthoff."

Der Brief welchen Rüstow von Helenen für Lassalle empfangen hatte, lautete:

„Sr. Wohlgeboren Herrn Lassalle!

Nachdem ich mich von ganzem Herzen und in tiefster Reue über die von mir unternommenen Schritte wieder mit meinem verlobten Bräutigam Herrn Janko von Racowitza ausgesöhnt und dessen Liebe und Verzeihung wieder gewonnen habe; nachdem ich davon auch Ihrem Rechtsanwalt Herrn Holthoff in Berlin Nachricht gegeben habe, bevor ich dessen abmahnenden Brief erhielt — erkläre ich Ihnen freiwillig und aus voller Ueberzeugung, daß von einer Verbindung zwischen uns nie die Rede sein kann, daß ich mich von Ihnen in jeder Beziehung lossage und fest entschlossen bin, meinem verlobten Bräutigam ewige Liebe und Treue zu widmen.

Helene von Dönniges."

Wir ersehen aus diesem Briefe, was auch Helene in ihren Memoiren, sich bitter über dieses Doppelspiel beklagend, mittheilt, daß Holthoff, der Freund Lassalle's, ihr einen Brief geschrieben hatte, worin

er sie warnte, Lassalle zu ehelichen, während er an Lassalle Briefe wie die obigen schrieb.*)

Wie erinnerlich, hatte Rüstow an Lassalle geschrieben, daß dieser einen Brief an Helene richten solle, worin er ihr mittheilen möchte, daß er ihr ihre Briefe nur persönlich zurückgeben werde. Diesbezüglich schrieb nun Lassalle an Rüstow:

„München, 20. August.

O Freund, armer Freund! Welche traurige Depeschen mußt Du mir erlassen! Ist solcher

*) Der Verfasser wandte sich, um Aufklärung über dieses räthselhafte Verhalten des Herrn Rechtsanwalt Holthoff zu bekommen, an letzteren mit der Bitte, ihm etwa noch vorhandene diesbezügliche Correspondenzen aus jener Zeit, sowie sonstiges auf die Episode Bezughabendes mitzutheilen.

Daraufhin erhielt der Verfasser folgenden Brief von Herrn Holthoff:

„Geehrter Herr!

Ihre gefällige Zuschrift vom 17. d. M. trifft mich erst heute in Wiesbaden. Ich bedauere Ihrem Wunsche nicht entsprechen zu können. Ich habe die Correspondenz aus jener traurigen Zeit — soll ich sagen leider oder zum Glück — nicht aufbewahrt. Leider, weil doch Manches dadurch hätte klar gestellt werden können, was die Zeit und bester Wille verwischt haben, letzteres — zum Glück — weil ich trotzdem und alledem nicht dazu beitragen möchte, Personen, die mir einst lieb waren, vielleicht aus verletzter Eitelkeit Preis zu geben.

Am wenigsten bin ich aber im Stande, mir in's Gedächtniß zurückzurufen, was ich selbst in dieser bewegten und von Stunde zu Stunde wechselnden Stimmung und Situation den Betheiligten geschrieben und gerathen habe. Nur das Eine weiß ich, daß ich immer meiner Ueberzeugung

Verrath je dageweſen? Habe gerade ich das verdient, das treueſte Herz dieſer Erde! Höre!

1) Hier haſt Du den Brief, den Du für Helene forderſt, daß ich ihr ihre Briefe jedenfalls nie anders als perſönlich zurückgeben würde.

Iſt das Deine ganze Hoffnung — wie ſchwach iſt ſie!

---

treu, und nach meinem Wollen und Wiſſen in dem Intereſſe der Betheiligten, die mir beide nahe ſtanden, gedacht und gehandelt habe.

Aber eins hat mich tief verletzt, daß meine Gattin, die ſich den Verhältniſſen mit richtigem Frauen-Inſtinct ängſtlich fern gehalten hat, auch in die undelicaten ſ. g. Revalationen mit hineingezogen worden iſt, obwohl ſie Laſſalle niemals perſönlich kennen gelernt hat.

Genehmigen Sie, mit dem Ausdruck des Bedauerns die Verſicherung meiner beſonderen Hochſchätzung zu verbinden.

Wiesbaden, den 20. Juli 1879.

Ganz ergebenſt Holthoff."

Herr Holthoff hat vollkommen Recht, wenn er ſich insbeſondere dadurch verletzt gefühlt hat, daß man ſeine Gattin, wie dies wiederholt geſchehen iſt, mit in die ſ. g. Revalationen hineingezogen hat. Dieſelbe war bei der ganzen Affaire unbetheiligt, wie ſich der Verfaſſer überzeugt hat. Der Name der Frau Holthoff kommt daher auch in dieſen Aufzeichnungen nirgends vor.

Im Uebrigen iſt Herrn Holthoff, an deſſen redlichem Character wohl Niemand zweifelt, zu glauben, wenn er ſagt, daß er nach ſeinem „Wollen und Wiſſen in dem Intereſſe der Betheiligten gedacht und gehandelt" hat, wenn er auch nach dieſer Richtung hin Wege einſchlug, die uns, ohne ſpecielle Erläuterung des Herrn Holthoff, nicht verſtändlich ſind, ja ſogar unſympathiſch erſcheinen.

2) Geſtern ſchrieb ich Dir einen, Dir und Helenen gemeinſamen Brief.

Du darfſt ihn aber Helenen nur laſſen, wenn Du ganz ſicher biſt, daß Helene nicht verräth, was drin ſteht, und ihn ausliefert. Biſt Du nicht ganz ſicher, ſo darfſt Du ihn ihr keinenfalls laſſen, ſondern höchſtens vorleſen. Und fürchteſt Du, ſie werde verrathen, ſo darfſt Du ihn ihr auch nicht einmal vorleſen, denn des Miniſters Demarche, Haenle's Ankunft mit des Miniſters Brief darf keinenfalls dem alten Dönniges verrathen werden, ſie muß ihn überraſchen wie ein Blitz aus heiterer Luft, ſonſt verpufft ſie wirkungslos.

Biſt Du alſo nicht ganz ſicher, daß Helene — jetzt iſt Alles zu befürchten — nicht verräth, ſo theile ihr auch nicht einmal den Inhalt des Briefes mit.

Den hier beiliegenden aber gieb ihr jedenfalls.

3) Deinen und Helenens Brief habe ich — Sonnabend Nachmittags 4½ Uhr — noch immer nicht erhalten, obſchon Du ihn am 18. abgeſchickt, und es iſt heut der 20.

4) Heute bekommen wir des Miniſters Brief, und ich hätte, wenn ich gewollt hätte, ſchon morgen (Sonntag) oder jedenfalls Montag reiſen können und müſſen, habe aber, damit Du und die Gräfin noch Zeit haben, die Abreiſe auf Dienstag (früh 6 Uhr) verſchoben; denn Du begreifſt, daß durch Haenle's Miſſion noch vielmehr verdorben wird, wenn Helene ihm wirklich erklärt: Ich will ihn nicht mehr.

Jetzt bekomme ich sogar aber noch folgende Depesche der Gräfin: Ich reise gleich Genf; Hotel Metropole; schreibe heute Briefe; jedenfalls abwarten; dort bleiben. 20. August, 1 Uhr.

Dies scheint mir zu zeigen, daß auch sie erst das bei Helene verlorene Terrain wieder herstellen will. Ich werde also die Abreise bis zu Mittwoch früh 6 Uhr (denn ihr Brief von heute kann erst Dienstag früh 9 Uhr hier sein), obwohl höchst ungern, verschieben. Es ist um so schwieriger, als Haenle, der später keine freie Zeit mehr hat, gegen Verschiebung ist.

Erlebst Du nur irgend ein Zeichen von Besserung in Helenen's Gesinnung für mich, so telegraphire mir sofort: „„Besserung da, komme gleich!““ Damit ich dann, je nachdem Deine Depesche eintrifft, noch Dienstag oder Montag abreise.

Und glaubst Du, daß Hopfen und Malz an ihr verloren, so telegraphire mir „„Zeitverlust überflüssig!““ Ich komme dann auch gleich mit Haenle!

Ich Unglücklicher! Ich hätte nicht verdient, auf eine so Unwürdige zu treffen. F. Lassalle."

Das für Helene diesem Briefe beigelegte Schreiben lautete:

„München, 20. August.

Helene!

Ich schreibe Dir den Tod im Herzen. Rüstow's Depesche hat mich tödtlich getroffen. Du, Du

verräthst mich! Es ist unmöglich! Noch, noch kann ich an so viel Felonie, so furchtbaren Verrath nicht glauben. Man hat Deinen Willen vielleicht momentan gebeugt, gebrochen, Dich Dir Selbst entfremdet; aber es ist nicht denkbar, daß dies Dein wahrer, Dein bleibender Wille sei. Du kannst nicht jede Scham, jede Liebe, jede Treue, jede Wahrheit von Dir geworfen haben bis zu diesem äußersten Grade! Du würdest in Verruf gebracht und entehrt haben Alles, was Menschenantlitz trägt — Lüge wäre jedes bessere Gefühl, und wenn Du gelogen hast, wenn Du fähig bist, diesen letzten Grad der Verworfenheit zu erreichen, so heilige Eide zu brechen und das treueste Herz zu zerstören — unter der Sonne gebe es Nichts mehr, woran irgend ein Mensch noch glauben dürfte!

Du hast mich mit dem Willen erfüllt, nach Deinem Besitz zu ringen; Du hast gefordert, zuerst alle convenablen Mittel zu erschöpfen, statt Dich von Wahern zu entführen; Du hast mir die heiligsten Eide mündlich und brieflich geschworen; Du hast mir noch in Deinem letzten Schreiben erklärt, daß Du nichts, nichts bist, als mein liebendes Weib und keine Gewalt der Erde Dich abhalten soll, diesen Entschluß auszuführen. — — Und nachdem Du dieses treue Herz, das, wenn es sich einmal ergiebt, sich für immer ergeben hat, gewaltsam an Dich gezogen — schleuderst Du mich, nachdem der Kampf kaum begonnen,

nach vierzehn Tagen hohnlachend in den Abgrund, verräthst und zerstörst mich? Ja, es wäre Dir gelungen, was nie einem Schicksal gelang, Du hättest den härtesten Mann, der allen äußern Stürmen stand ohne zu zucken, zertrümmert, zerbrochen!

Diesen Verrath könnte ich nicht überwinden! Ich wäre von Innen heraus getödtet! Es ist nicht möglich, daß Du so ehrlos, so schamlos, so pflichtlos, so ganz und gar schändlich und unwürdig bist! Du würdest meinen furchtbarsten Haß und die Verachtung einer Welt verdienen!

Helene! Es ist nicht Dein Entschluß, den Du Rüstow mitgetheilt hast. Durch Mißbrauch guter Gefühle hat man ihn in Dir hervorgerufen! Du würdest ihn — höre, o höre mein Wort! — wenn Du jetzt an ihm festhieltest, beweinen Dein Lebelang!

Helene, treu meinem Wort „je me charge du reste“ sitze ich hier und thue alle Schritte, den Widerstand Deines Vaters zu brechen. Bereits habe ich treffliche Mittel in der Hand, die gewiß nicht wirkungslos bleiben.

Und führten sie nicht zum Ziel, noch besitze ich tausend und tausend Mittel und will alle Hinderniſſe zu Staub zerreiben, wenn Du treu bleibst; denn weder meine Kraft, noch meine Liebe zu Dir hat Grenzen: Je me charge toujours du reste! Die Bataille ist ja kaum engagirt, Kleinmuthige!

Und während ich hier sitze und Unmögliches bereits erreicht habe, verräthst Du mich dort auf die Schmeichelworte eines anderen Mannes!

Helene! Mein Schicksal steht in Deiner Hand! Aber wenn Du mich zerbrichst durch diesen bübischen Verrath, den ich nicht überwinde, so möge mein Loos auf Dich zurückfallen und mein Fluch Dich bis zum Grabe verfolgen! Es ist der Fluch des treuesten, von Dir tückisch gebrochenen Herzens, mit dem Du das schändliche Spiel getrieben. Er trifft sicher!

Nach Rüstow's Depesche willst Du Deine Briefe zurück. Du würdest sie jedenfalls niemals anders bekommen, als von mir nach einer persönlichen Unterredung. Denn jedenfalls noch einmal will und muß ich Dich persönlich und allein sprechen. Ich will und muß das Todesurtheil aus Deinem eigenen Munde hören. Nur so werde ich glauben, was sonst unmöglich scheint!

Ich betreibe hier weiter die Schritte, Dich von hier aus zu erringen, und komme dann nach Genf!

Mein Loos über Dich, Helene!

F. Lassalle."

Dieser Brief ist niemals in Helenens Besitz gelangt, obgleich Lassalle an Rüstow schrieb, daß er denselben ihr jedenfalls geben sollte. Wie es scheint, hat Rüstow auch in keiner Weise den Versuch gemacht, sich dieses Auftrages zu entledigen und so gewinnt allerdings die Vermuthung, welche Becker in seinem Buche ausspricht, und die auch

Helene v. Racowitza in ihren Memoiren theilt, Raum, daß die Gräfin die Angelegenheit gerade in der von Laſſalle's Wunſch entgegengeſetzten Weiſe in die Hand nahm; offenbar hatte ſie auch auf Rüſtow ihren verderblichen Einfluß ausgeübt, denn gleich nach ihrer Ankunft in Genf beginnt Rüſtow ſeine zweifelhafte Thätigkeit in dieſer Sache, die er bis dahin im Intereſſe ſeines Freundes vertrat.

Bemerkenswerth iſt noch folgender Brief Laſſalle's an Rüſtow, weil es ſich darin zeigt, welchen Eindruck der inzwiſchen empfangene Abſagebrief Helenens auf Laſſalle machte, und weil letzterer in dieſem Briefe Holthoff von dem Verdacht der Zweideutigkeit zu vertheidigen ſucht, der in Helenens Abſagebrief ausgeſprochen war. — Laſſalle ſchreibt:

„Sonntag, 21. Auguſt Abends.

Lieber Freund!

Ich bekomme eben Deinen Brief vom 19. (Wir theilen dieſen Brief mit anderen, die Rüſtow nach München ſchrieb, weiter unten mit.)

Ich approbire Alles, wenn es nur ſicher hilft. Entführung: mit Liſt und Gewalt. Ja ſelbſt, daß Du (dieſe Stelle iſt nicht mittheilbar; nur ſo viel ſei angedeutet, daß ſie im Widerſpruch mit der reinen Liebe ſteht) — — — — — — — — —

Jedes Mittel, das ſicher hilft, iſt mir nicht nur recht, ſondern auch abſolut gleich.

Lege Dich daher auf die großen Mittel. Nur müſſen ſie freilich ganz ſicher ſein, damit ſie nicht blos verderben, was ich hier erlangt habe.

Holthoff thuſt Du Unrecht. Er hat den „„abmahnenden““ Brief nicht geſchrieben, den Helene in jenem Brief (dem Abſagebrief) ihm unterſchiebt. Er iſt vielmehr entrüſtet über die Familie und thut, was er kann: das iſt freilich ſo gut wie gar nichts.

Sophie ſchreibt, Madame Arſon habe ihr alles Mögliche verſprochen; und die Gräfin ſcheint ſich darauf zu verlaſſen.

Den Brief des Miniſters haben wir an der Hand und wären ſchon heute abgereiſt, wenn die Gräfin mich nicht durch ihre Depeſchen zurückhielte. Sie telegraphirte mir, ich ſolle durchaus hier bleiben, könne dort nur ſchaden.

Aber Dienstag Mittags muß ich abſolut — Haenle's wegen — von hier abreiſen, bin Mittwoch 10 Uhr 34 Minuten im Bernerhof zu Bern und frage dort nach Briefen und Depeſchen Hôtel restante, und lange dann mit dem um 2 Uhr abgehenden Zuge in Genf an.

Iſt es abſolut nothwendig, ſo kann von Bern aus Dr. Haenle auf ein bis zwei Tage in's Berner Oberland gehen, das er gern ſehen will, und ich Mittwoch Abends allein und incognito im Hotel Metropole in Genf eintreffen.

Darüber erwarte ich alſo, wie ich ſchon heute der Gräfin telegraphiſch angedeutet, Briefe oder Depeſchen im Bernerhof.

Alles handelt ſich darum, Helene wieder zu gewinnen. Mit dem Alten würde ich ſicher fertig

werden. Alles handelt ſich darum alſo, daß die Gräfin mit Helenen ſpricht. Die wird ſie ſchon verarbeiten! Und ebenſo darum, ihr meine neueſten Briefe — auch noch den alten ſilberpapiernen — ſoweit mitzutheilen, als nicht aus demſelben die hieſige Demarche hervorgeht. Denn in dem jetzigen Augenblick hat man ſie in einen ſolchen Taumel von Kindesliebe hineingeſprochen, daß ich ſie ſogar für fähig halte, die hieſige Demarche dem Alten zu verrathen und dann kann er ſich gegen ſie garbiren und ſie iſt verloren.

Wohl aber muß man Helenen mittheilen, daß die Hülfe von hier nahe ſei und ihr ſo wieder Muth machen.

Denn Hoffnungsloſigkeit erklärt die Hälfte ihres Zuſtandes.

Der Alte hat Dir gegenüber jeu serré geſpielt — aber ein ganz verlogenes Spiel. In den Briefen Helenen's an die Arſon heißt es: „On ouvre toutes mes lettres, — — — je suis enfermée depuis jeudi matin — — — je pars ou plutôt on me part etc. Das iſt Sequeſtration pure et simple. Zugleich ruft ſie in der erſchütterndſten Weiſe den Tod herbei — iſt aber ſchon gebrochen. Warum ſetzte ich ſie Kämpfen aus? Ich bin der Eſel! Dabei bleibt es.

Du haſt Dich bei Dönniges ſehr gut benommen. Vor allen Dingen ſtelle eine Briefverbindung her.

Dein troſtloſer F. Laſſalle."

Am 23. August reiste Lassalle nach Genf ab. Während seiner Abwesenheit von dort hatte er, wie wir bereits mittheilten, seinen Freund Rüstow als Generalbevollmächtigten dort zurückgelassen, damit dieser das abgebrochene Verhältniß wieder herstelle. Ebenso ist von uns schon mitgetheilt worden, daß Helenens Verwandter Dr. Arndt nach Berlin abgereist war, um von dort den Bräutigam Helenens, Janko v. Racowitza, zu holen. Des letzteren Anwesenheit sollte wahrscheinlich den gewaltsamen Bruch zwischen Helene und Lassalle zu einem vollständigen machen. Helene schildert uns mit warmen, sympathischen Worten den hingebenden, uneigennützigen Charakter dieses jungen Wallachen, und ihre Worte lassen darauf schließen, daß eine tiefe nachhaltige Neigung in ihrem Herzen für ihn gewohnt haben muß. In den Jahren, die Beide mit einander vor dem verhängnißvollen Sommer 1864 verlebten, hatte sich diese Neigung unverkennbar in Helenens Herz festgewurzelt und zu inniger Liebe herausgebildet. Freilich erblaßte diese Liebe stets vor Lassalle's glänzender Erscheinung, da wurde Helene von einer wilden dämonischen Leidenschaft zu diesem von aller Welt angestaunten Manne hingerissen — freilich einem Strohfeuer vergleichbar, rasch hochauflodernd, dann bald wieder verlöschend. Dann trat die Liebe zu Janko wieder in ihre Rechte.

Fern von ihrem in Berlin studirenden Bräutigam hatte Helene auf dem Rigi Lassalle wiedergefunden; sein Anblick, sein Liebeswerben ließen auch in ihr

wieder jene Liebe für ihn aufkommen, die sie in seiner Nähe schon so oft empfunden. Diesmal, frei von allem ceremoniellen Zwang, inmitten liebevoller, heiterer Freunde, ohne Aufsicht sittenstrenger Angehörigen, entwickelte sich diese Liebe urplötzlich zur rasenden Leidenschaft, so daß sie ihren Eltern entfloh, als diese ihr die Einwilligung zu ihrer Verheirathung mit Lassalle versagten. Als aber der Geliebte sie nicht vor den Mißhandlungen der Ihrigen schützte, ja sie ihren Peinigern wieder auslieferte, da war bereits die helle Flamme ihrer leidenschaftlichen Liebe zu ihm im Verlöschen. Und als nun gar die Ihrigen sie drängten und quälten, ihr Verhältniß mit Lassalle wieder abzubrechen, da ihr Aller Glück davon abhänge, und schließlich auch Yanko erschien, ihr mit sanften, liebenden Worten entgegenkommend — der einzige Theilnehmende von ihrer ganzen Umgebung — da wandte sich, damit zugleich die erbitterten Eltern versöhnend, das gequälte Herz Helenens Yanko wieder zu, zwar nicht in hellauflodernder Liebe, aber still und desto nachhaltiger wie bisher. Sah und hörte sie doch auch nichts mehr von Lassalle, nur davon erhielt sie Kunde, welcher Art seine Freunde waren und dadurch befestigten sich in ihr die Zweifel an seinem Charakter, die ihr zuerst aufstiegen, als Lassalle sie ihren Eltern zurückgab.

Wir vermögen es nicht, Helenen zu verurtheilen. War sie doch ein schwaches, leichtempfängliches und lenkbares Mädchen, und wenn wir auch nicht mit ihrem Verhalten sympathisiren können, so ist dasselbe doch physiologisch leicht erklärbar.

Doch ſehen wir, in welcher Weiſe Laſſalle's Freunde in Genf bemüht waren, Helene wieder mit Laſſalle zu vereinigen.

Rüſtow hatte von Laſſalle folgendes Einführungsſchreiben für Helene erhalten:

„Genf, 12. Auguſt.

Helene!

Der Ueberſender dieſer Zeilen iſt mein Freund, der Oberſt Rüſtow, der mich ganz vertritt und deſſen Anweiſungen Du nachzukommen haſt, wie meinen eigenen. Er hat überdies zwei wichtige Briefe von mir für Dich, wird Dir aber zuerſt nur dieſen Zettel zukommen laſſen. F. Laſſalle.

Sowie Rüſtow Deine ſchriftliche Antwort hat, daß Du dieſen Brief richtig erhalten, empfängſt Du die beiden Briefe von ihm, die ich ihm zu dieſem Zwecke gelaſſen! Erſt den einen, dann den zweiten, nachdem er wieder über jenen ſchriftliche Empfangsanzeige von Dir hat. — Antworte Rüſtow ausführlich, ſo daß er ſchon aus dem Inhalt erkennen kann, daß der Brief wirklich von Dir kommt. Mit ihm kannſt Du Alles ohne jede gêne beſprechen, er iſt mein alter ego! F. L.“

Rüſtow ſchrieb nun in Folge deſſen an Helene:

„Ich bitte Sie, meine Gnädigſte, mir eine Zeile Antwort für Laſſalle zugehen zu laſſen. Er iſt in Verzweiflung. Sei die Antwort, welche ſie wolle. Gewißheit iſt am Ende weniger tödtlich, als die Qual der Ungewißheit. Er glaubt an Sie. Sagen Sie mir, ob er ein Recht dazu hat.

Für den Fall, meine Gnädige, daß es Ihnen unmöglich wäre, durch die Ueberbringerin Antwort an mich gelangen zu laſſen, bitte ich Sie, es in einem Briefe unter der Adreſſe

A. B. C. 12

poste restante Génève

zu thun; ich werde morgen, Donnerstag Mittags, auf der Poſt nachfragen, dann wieder übermorgen. Ich mag die wichtigen Briefe, deren auch Mr. L(esle)y einen hat, nicht eher zukommen laſſen, als bis ich ſicher bin, daß Sie überhaupt antworten können. Rüſtow."

Nach Yanko von Racowitza's Ankunft in Bex, wo die Familie Dönniges ſich einige Tage aufhielt, kehrte letztere nach Genf zurück. Da Rüſtow ſeine Karte bei dem Grafen Kayſerlingk abgegeben hatte, ſo beſuchte ihn dieſer nach ſeiner Rückkunft, ebenſo Dr. Arndt, der ſeine gegen Laſſalle geſprochenen beleidigenden Worte rectificirte und ſo dieſe Angelegenheit beilegte. Rüſtow ſchrieb über all' dieſe Vorgänge an Laſſalle:

„Genf, 15. Auguſt.

Lieber Laſſalle!

Ich komme ſoeben von der Inſel Rouſſeau, wo ich ein Rendez-vous mit Madame N. N. hatte — um 4 Uhr, alſo bei hellem Tage. Welchem Verdacht ich mich ausſetze, Gott, der in das Inwendige der Menſchen ſieht, weiß es allein und kann begreifen, welche Opferfähigkeit ich beweiſe!

Die allgemeinen Mittheilungen der N. N. ſtimmen mit dem Sonſtigen überein — im Speciellen behauptet ſie zu wiſſen, daß Helene nicht mit der ganzen Geſellſchaft am Mittwoch zurückkommen, ſondern 14 Tage länger ausbleiben wird — und ſie behauptet ferner zu wiſſen, wo Helene ſei. Lesley, der heut' morgen bei mir war, ſagt: Madame Arſon wollte Freitag den 12. nach Wabern zurückkommen. Sie iſt nicht gekommen, ſondern ſtatt ihrer ein Telegramm, welches ſagt, ſie verreiſe und wiſſe nicht, wann ſie wiederkomme. Lesley ſagt, ſie könne nirgend anderswo hingehen, als zu Helenen. Da ſie (Madame Arſon) aber nicht über Bern gekommen, ſei zu ſchließen, daß Helene weder in Chambery, noch in Baſel ſei. Einige Andeutungen der Madame N. N. weiſen darauf hin, daß ſie im ſüdlichen Theile des Cantons Bern oder im Canton Freiburg iſt.

Mein Plan, den Du nach dem Vorigen begreifen wirſt, iſt: den ganzen Mittwoch hier zu warten, um erſt ſicher zu wiſſen, ob Helene hierher mit zurückkommt oder nicht. Wenn nicht, will ich dann am Donnerstag dorthin abgehen, wohin es Madame N. N. mir zeigt. Bis Mittwoch Abends habe ich ihr Geheimniß jedenfalls, ich will nur nicht zu ſcharf draufgehen, um nicht unnütz Geld fortzuwerfen. Lesley, der eben bei mir war, bleibt bis Mittwoch Abend hier, wird bis dahin Briefe haben und glaubt, daß wir darnach controliren können — deſto beſſer. Ich ſchreibe Dir alles

Dieſes der Präparation halber, damit Du meine etwaigen Depeſchen beſſer verſtehſt. Falls ich weg gehe, nehme ich die N. N. als Geiſel ein Stück mit, außerdem irgend einen paſſenden Kerl.

Bei Amberny war ich heut Nachmittags; er hatte nichts Neues. Deine Vollmacht habe ich heute morgen abgeholt und in der Taſche.

Viele Grüße! Ich warte noch mit dem Schluß. Vielleicht kommt noch etwas.

Du mußt bei allen meinen Briefen dies in's Auge faſſen: daß ich Dir möglichſt genau mittheilen will, was vorgeht, damit Du nicht überraſcht wirſt. Du mußt nur das herausleſen, was darin ſteht; immer bedenken, daß mit den Thatſachen Schlüſſe verbunden ſind, die möglicherweiſe falſch ſein können."

Ferner berichtet Rüſtow an Laſſalle:

„Genf, 17. Auguſt.

Lieber Freund!

Du wunderſt Dich vielleicht, daß ich nicht telegraphire. Indeſſen mit gutem Gewiſſen hätte ich noch keine unſerer Formeln anwenden können. Es ſcheint mir darauf anzukommen, daß Du nicht unnütz beunruhigt werdeſt.

Während ich ſchon geſtern Abends mit Sicherheit eine Antwort von Helenen erwartete, kommt heute morgen die A. mit unſerem Billet zurück und ſagt, ſie könne es zwar übergeben, aber wie werde ſie die Antwort empfangen können? Helene ſei beſtändig mit dem Mr. le baron (Janko v. Racowitza) zuſammen. Ich habe nun dem

Billet noch einige Zeilen beigefügt, in welchen ich Helene bitte, für den Fall, daß sie der Ueberbringerin die Antwort nicht übergeben könne, einige Zeilen poste restante unter meiner Adresse und in Chiffern auf die Post zu werfen.

Lesley will im Laufe des heutigen Tages in die Campagne Baucher (die Wohnung der Familie Dönniges) gehen. Ich habe ihm für diesen Fall den Brief im Bleipapiere übergeben. Der Amberny'sche Brief darf nicht ohne die vollständigste Sicherheit abgegeben werden.

Die Arson ist nach einer Depesche, die Lesley heute empfangen hat, in Wabern zurück.

Die Langsamkeit unserer Operationen ist scheußlich ennuyant, und dennoch muß man die Sache vertragen, um nicht durch Brusquerie Alles zu verderben.

Kayserlingk war gestern bei Klapka und wollte von diesem zu mir kommen, ist aber nicht gekommen; ich suche ihn nicht, sondern erwarte seine Anzeige, daß er hier ist. Klapka ist gestern Nachmittags nach Turin verreist und kommt in etwa zehn Tagen wieder.

Fällt noch irgend etwas Erwähnenswerthes vor, so schreibe ich noch einmal oder telegraphire. Deine Depesche habe ich gestern, Deinen Brief (aus Karlsruhe vom 15. August) heute früh erhalten.

Rüstow."

Am 18. August, also einen Tag später, nachdem dieser Brief geschrieben, hatte Rüstow eine Unterredung

mit dem alten Dönniges. Er schreibt darüber an Lassalle:

„Genf, 18. August.

Lieber Freund!

Nachdem ich Dir telegraphirt habe und in Erwartung Deiner Antwort schreibe ich Dir. Gestern waren Kayserlingk, der von Klapka meine Adresse erhalten, und Arndt bei mir. Letzterer theilte mir mit, — die Kleinigkeiten übergehe ich heute — daß der alte Dönniges sehr erfreut sein werde, wenn ich ihm einen Besuch mache. Ich konnte dies nicht ablehnen. Die ganze Familie ist in der That verreist gewesen, und Kayserlingk und Arndt sind gekommen, sobald sie zurück waren. Mit Arndt traf gestern unglücklicherweise Lesley zusammen, so daß ich dem Letztern abrieth, in das Haus des Dönniges zu gehen. Ich selbst hatte die Bestimmung einer Stunde verlangt, — in Folge der Antwort begab ich mich heute um 9¼ Uhr in die Campagne Baucher, und kehrte erst um 11 Uhr zurück, um sogleich auf's Telegraphenamt zu gehen.

Der alte Dönniges sagte mir nun, daß er auf keinen Fall seine Zustimmung zur Verheirathung mit Dir geben könne. Unter anderen Umständen würde er möglicherweise blos seine Zustimmung versagt haben, im Uebrigen Helene überlassend, zu handeln, wie sie wolle. Aber Helene sei verlobt seit vier oder fünf Monaten mit Herrn v. Racowitza. Er, Dönniges, sei dagegen gewesen, allein Helene selbst wäre in ihn gedrungen. Nun

habe er den jungen Mann kommen laſſen, die Verlobung ſei feierlich vollzogen, und er fühle ſich durch ſeine Ehre gebunden, dies Engagement aufrecht zu erhalten, falls Racowitza nicht von ſelbſt zurücktrete, was er nicht gethan.

Ich machte ihn darauf aufmerkſam, dieſes ſei ſein Standpunkt. Ich müßte den Deinigen auseinanderſetzen. Du habeſt Helenens Wort und ſie habe Dein Wort. Du ſeieſt durch Dein Wort gebunden, ganz abgeſehen von dem ihrigen. Du müßteſt vorläufig in der Vorausſetzung handeln, nach Allem, was vorgegangen, daß Helene nicht frei ſei; ſie ſtehe unter moraliſchem und phyſiſchem Zwang. Du wäreſt verpflichtet, ſo lange Du dies annehmen müßteſt, auch das Aeußerſte zu wagen, Du dürfteſt ein Weib, das für Dich den Schritt in der Penſion Bovet gethan, nicht ſo leichtſinnig preisgeben.

Darauf proteſtirte Dönniges feierlich: es herrſche kein Zwang, Helene ſei frei, von Mißhandlungen ꝛc. ſei kein Wort wahr. Er habe eine ruhige Auseinanderſetzung mit ihr gehabt und ſie ſei ihm ſchließlich um den Hals gefallen und habe ihm die größte Reue bezeugt. Uebrigens habe er Helenen geſagt, ſo ohnehin blos abbrechen, ohne ſich Dir gegenüber zu erklären, das gehe nicht; ſie müſſe die Suppe auseſſen, die ſie eingebrockt: ſie müſſe Dir ſchreiben.

Ich fragte darauf, ob Helene frei ſei, ſo frei, daß ich ihr einen Brief von Dir übergeben, und

daß ſie dieſen ungehindert leſen dürfe. Er ſagte ja. Helene wurde gerufen; ſie übergab mir zunächſt den unglücklichen Brief (den Abſagebrief) an Dich, den ihr Vater, ohne ihn zu leſen, in meiner Gegenwart verſiegelte. Gemäß Deiner Autoriſation habe ich ihn erbrochen, um zu ſehen, ob ich Dir, ehe ich telegraphirte, nicht einen Funken Hoffnung machen könnte.

Ich übergab ihr darauf Deinen (Amberny'ſchen), alſo den Hauptbrief — ſie zog ſich zurück um denſelben genau zu leſen, während ich mit dem Alten allein blieb. Nach einer halben Stunde kam ſie zurück; ich ſpähte, eine Bewegung in ihr, irgend ein Zeichen in ihren Augen zu entdecken. Ich entdeckte — nichts. Sie ſagte mir, nur mit der gêne, die unter den Umſtänden, und da ich ſie ſcharf und forſchend anſah, das Mindeſte war, was ſie leiſten mußte: Sagen Sie Herrn Laſſalle, ich habe ſeinen Brief geleſen; es iſt aber Alles vollkommen ſo, wie es in dem Briefe ſteht, den ich Ihnen für Herrn Laſſalle übergeben. — Ich ſagte ihr darauf noch, ich wäre bereit, jeden ihrer Aufträge auszuführen. — Sie zog ſich mit einer Verbeugung zurück.

Nimm mir nicht übel — ich weiß nicht, was ich von dieſer Dame denken ſoll. Vorläufig kann ich nichts Anderes, als mit offenem Maul vor dieſer Verbindung von Thatſachen ſtillſtehen.

Lieber, armer Kerl, die Actien ſtehen ſchändlich ſchlecht. Es wird Dir nichts Anderes übrig bleiben, als daß Du ſuchſt, noch einmal mit Helenen zuſammenzukommen, und dann — unbarmherzig Deine „„Sache““ als Sache behandelſt. Das iſt das Einzige. — Mein Eindruck von heute iſt der, daß ich mir gar kein Gewiſſen daraus machen würde, wenn die Gelegenheit ſich böte, auf Dein Conto ebenſo zu verfahren.*)

Der Alte brachte im Laufe des Geſprächs auch Dein Judenthum zum Vorſchein Als ich ihm ſagte, daß Du ja nicht das Mindeſte dawider hätteſt, einen andern Glauben anzunehmen, ſagte er, das wiſſe er wohl, aber eben dieſen plötzlichen Religionswechſel, unter ſolchen Umſtänden, könne er nicht mit ſeinen Ueberzeugungen vereinigen; worauf ich ihm bemerkte, er ſelber habe ja eine Jüdin geheirathet, welche vorher zum Chriſtenthum übergetreten ſei.

Eben erhalte ich Deine Depeſche. Freilich war ſie (Helene) in Ber, das weiß ich ſeit 3 Tagen auch: warum wußten wir es nicht eher?

Vielleicht — —

Nun noch eine tröſtliche Antwort. Die Heirath mit Racowitza, das weiß ich poſitiv, ſteht noch in weitem Felde. Der Vater von Racowitza verlangt,

*) Siehe oben die Ermächtigung Laſſalle's im Briefe an Rüſtow vom 21. Auguſt, die wir durch eine mit Gedankenſtrichen bezeichnete Auslaſſung angedeutet haben.

daß der junge Mann erſt **Dr. juris** werde, ehe er heirathen darf. Du haſt alſo Zeit zu Ueberfällen.

Arndt iſt laut ſeiner Karte: **Docteur en philosophie et collaborateur aux: Monumenta Germaniae historica.**

Komiſche Scenen kamen natürlich in dieſen Unterredungen auch vor. Unter Anderem ſpielte der „„kleine Geſandte““ zu meiner unwillkürlichen Erheiterung mehrfach eine Rolle. —

Denkſt Du nicht, daß ſich bei dieſer Fähigkeit zu wechſeln die Momente von Kaltbad, Wabern, Penſion Bovet wiederholen können? Dann ergreife ſie.

Eine Specialität iſt vielleicht noch von Intereſſe für Dich. Helene erſchien im rothen Hemde. Schön iſt ſie, aber — man muß bei ihr zugreifen, wenn man ſie hat, und nicht auf ihre Feſtigkeit, auf ihren Willen rechnen. Deine theoretiſch ſogenannte Sache mußteſt Du in aller Realität zu Deiner Sache machen, um ſicher zu ſein, — ſicher des Einen wenigſtens, was Du gehabt haſt.

Lieber Laſſalle — mit Schmerzen wartete ich auf das Telegramm, welches, obwohl es ſchon um 5 Uhr aufgegeben, erſt um $8^1/_4$ hier angekommen, eben jetzt um $8^3/_4$ in meine Hände gelangte. Helene iſt, wie Du aus dem Vorherigen ſiehſt, hier. Du erhältſt von mir ganz genaue Nachricht. Aber ich ſage Dir, es giebt nur ein einziges Mittel daſſelbe, was Dir einſt Heinrich Heine in

Paris ſagte, ſage ich Dir. Im Vertrauen (dies iſt alſo nur für Deinen Gebrauch) ſage ich Dir, daß ich erfahren habe, man ſuche es fertig zu bringen, Helene bis zum 20. September zu verheirathen. Racowitza ſoll ſich in Heidelberg den Dr. juris kaufen.

Verlaß Dich darauf, daß ich wache und arbeite, und durch Nichts mich abhalten laſſe, immer neue Wege zu finden. Doch Du ſiehſt, der Brief Helenens mit Allem, was d'ran hängt und was ich Dir erzähle, könnte Einen raſend machen.

Dein W. R."

Durch die Memoiren der Racowitza erfahren wir, daß Helene den Brief, den ſie in Gegenwart ihres Vaters an Rüſtow abgeben mußte (den ſogenannten Abſagebrief) ſchon vor dem Beſuch Rüſtow's auf das Geheiß des Vaters ſchreiben mußte, während ſie den ſogenannten Amberny'ſchen Brief, den Rüſtow ihr bei dieſer Unterredung übergab, dem draußen vor der Thür ſtehenden Yanko übergeben, und, nach einer halben Stunde zurückkehrend, jene Antwort Rüſtow ertheilen mußte, die dieſen ſo ſehr empörte. Dieſe Erzählung der Racowitza illuſtrirt — ihre Wahrheit vorausgeſetzt — trefflich die Behauptung des alten Dönniges Rüſtow gegenüber, daß Helene ihren freien Willen habe. Außer dem obigen Brief ſchickte Rüſtow noch folgende Depeſche an dieſem Tage an Laſſalle:

„Endlich Beweis. Ganz ſchlecht. Brief Henri's für Dich bei mir. Wohin ſenden?"

Abends ſchrieb Rüſtow jedoch noch einen Brief an Laſſalle, und zwar folgenden:

„18. Auguſt.

Lieber Freund!

Ich habe Dir heute morgen telegraphirt. Meinſt Du nicht auch, Du ſolleſt an Helene ſchreiben? Sag' ihr namentlich, keinenfalls würdeſt Du ihre Briefe zurückgeben, ohne daß Du dieſe Forderung aus ihrem Munde hätteſt; keineswegs würdeſt Du aufhören, an ihre Unfreiheit zu glauben, ſo lange ſie Dir das nicht perſönlich erklären könne.

Ich will jetzt einmal mit dem jungen Mann, dem Racowitza, ſprechen. Vielleicht findeſt Du es dumm; indeſſen ich habe leider geſehen, daß ich mich wirklich auf keinen Menſchen verlaſſen kann. Den Amberny'ſchen Brief hätte Helene noch nicht, wenn ich ihn ihr nicht ſelbſt gab. Ich werde dem Racowitza ſagen: er ſelbſt müſſe darauf dringen, daß Helene eine perſönliche Auseinanderſetzung mit Dir habe.

Von der Intervention der Gräfin verſpreche ich mir nichts. Obwohl ich in meiner Unterredung mit dem alten Dönniges jede Erwähnung von Damen abſchnitt, die mit der Sache nichts zu thun hätten, konnte es mir doch nicht entgehen, daß in der Familie Dönniges ein förmlicher irraiſonirter Haß gegen die Gräfin beſteht. Direct wird ſie nichts ausrichten können; bliebe indirecte Wirkung.

Die Angelegenheit mit dem Dr. Arndt ist in einer Weise beendet, die Dir völlige Satisfaction giebt. Er hat Klapka und mir erklärt, daß er nicht daran gedacht habe, Dich beleidigen zu wollen. Er glaube selbst andere Worte gebraucht zu haben, als die von Dir angegebenen. Indessen er wolle darauf keinen Werth legen, jedenfalls stehe fest, daß er nicht im Entferntesten einen für Dich beleidigenden Sinn in diese Worte gelegt habe.

Speciell sagte er mir noch, daß der alte Dönniges beständig davon gesprochen habe, wie er die Engagements gegen Racowitza nicht aufgeben könne, ohne der Ehre seiner Familie zu nahe zu treten, und daß dies ihm besonders vorgeschwebt habe. Außerdem habe er Dich im Weggehen für den Fall, daß ihm ein zu weitgehendes Wort entfallen, um Verzeihung gebeten. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß ich sagen, daß der Doctor sich bei dieser Geschichte anständig benommen hat; auch das, was wir ihm (unter Anderm in der von mir aufgesetzten species facti) imputirten, fällt jetzt, wenn es nicht ganz sein sollte, doch größtentheils dahin.

Du, armer Freund, bist auf die Gewalt, auf den Raub der Sabinerinnen angewiesen. Mein Streben geht dahin, in irgend einer Weise Dich mit Helenen persönlich zusammenzubringen. Was soll man noch auf Anderes hoffen, wenn sie schriftlich gegen jedes Band mit Dir unter Hervorhebung, daß sie frei, protestirt?

Sobald ich mein Ziel erreicht ſehe, werde ich dies ſchleunig telegraphiren.

Wie ſteht es mit den Dingen in München?

Eine Frage noch: Der Dönniges behauptete, als Helene von Deiner Abſicht, in die Schweiz zu kommen, gehört, habe ſie Dir geſchrieben oder ſagen laſſen, Du möchteſt nicht kommen. Iſt das wahr? Ich erinnere mich nicht mehr, ob Du mir von dieſem Punkt geſprochen.

Eine Beſchleunigung der Ehe ſcheint wirklich beabſichtigt zu ſein. Aber jedenfalls iſt bis jetzt noch kein officieller Schritt geſchehen. In dieſen Tagen und bis morgen incl. iſt wegen der Staatsrathswahl mit keinem Menſchen hier etwas anzufangen. Ich ſchreibe Dir mit einer gewiſſen Trockenheit, um Dich nicht mit banalen Phraſen zu plagen, die einem großen Unglück gegenüber eklig ſind und die doch oft gerade das Einzige ſind, was man außer dem Handeln einem großen Unglück bieten kann.

Lebe wohl. Von der Gräfin eben einen Brief. Hoffentlich auf ein Wiederſehen, welches nicht zu troſtlos iſt. W. R.“

Ob Helene wirklich an Laſſalle geſchrieben hat, oder ihm hat ſagen laſſen, daß er nicht nach der Schweiz kommen möchte, wie der alte Dönniges nach dieſem Briefe behauptete, iſt unaufgeklärt. Laſſalle giebt in ſeinen Briefen keine Antwort darauf, auch Helene gedenkt dieſes Umſtandes in ihren Memoiren

nicht. Wahrſcheinlich iſt's eben nicht, wenn man die Art und Weiſe des Zuſammentreffens Helenens und Laſſalle's auf dem Rigi bedenkt.

Am folgenden Tag nach Abſendung der beiden obigen Briefe ſchrieb Rüſtow nochmals an Laſſalle:

„Genf, den 19. Auguſt.

Lieber Freund!

Ich habe Dir in der That jeden Tag geſchrieben. Heut erhalte ich einen Brief, den ich am 15. nach Karlsruhe abſendete, über Bern zurück. Ich lege ihn hier bei, obwohl er für die Sache jetzt ohne Werth iſt.

Du haſt jetzt meinen Brief von geſtern. Er wird Dir mehr ſagen, als Alles, was bisher geſprochen worden iſt. Ich verſichere Dich, die Sache iſt ſehr faul. Willſt Du, daß ich noch zu den großen Mitteln auf meine Weiſe greife und approbirſt Du ſie? Ich würde dann Helene einfach fragen, ob ſie entführt ſein will. Denn darauf kommt Alles an. Mit Güte iſt gewiß nichts zu machen. Haben und Beſitzen muß die Parole ſein.

Dein

Rüſtow."

Wie in einem der vorhergehenden Briefe mitgetheilt, beabſichtigte Rüſtow mit Herrn von Racowitza zu ſprechen. Er richtete deshalb an dieſen eine ſchriftliche Anfrage und erhielt darauf folgende Antwort:

„Genf, 20. Auguſt.

Hochgeehrter Herr!

Auf Ihr geehrtes Schreiben erlaube ich mir die Antwort, daß es mich freuen wird, wenn Sie die Güte haben wollen, mich morgen zwiſchen $8^1/_2$ und 10 Uhr aufzuſuchen.

Ergebenſt Y. von Racowitza."

In dieſer Unterredung ſtellte Rüſtow Herrn von Racowitza vor, wie es im Intereſſe ſeines Freundes liegen müſſe, daß deſſen Verhältniß zu Helene in anſtändiger Weiſe gelöſt, und daß Helenens Heirath mit ihm (Herrn von Racowitza) nicht überſtürzt werde. Dann legte es Rüſtow Herrn von Racowitza nahe, daß es im beiderſeitigen Intereſſe erwünſcht wäre, wenn Laſſalle noch einmal eine perſönliche Unterredung mit Helene habe, damit dieſer ſich ſelbſt überzeugen könne, daß Helene, frei von allem Zwange, nach ihrem eigenſten Willen handele. Offenbar wollte Rüſtow damit den Raub der Sabinerinnen vorbereiten. Herr von Racowitza aber war auf ſeiner Hut. Nicht mit Unrecht hob er hervor, daß man ſich nicht wundern dürfe, wenn Helene ſo raſch von Laſſalle wieder zu ihm (Racowitza) übergeſprungen ſei, da ſie ja vorher ebenſo raſch von ihm (Racowitza) zu Laſſalle übergeſprungen wäre. Der Abſagebrief, den ihm Helene nach ihrer Zuſammenkunft mit Laſſalle von Wabern aus geſchrieben, habe ihn zwar ſchmerzlich berührt, allein er habe ſich reſignirt in ſein Schickſal ergeben gehabt; möge nun Laſſalle daſſelbe thun. — So verlief denn dieſe Unterredung, ohne

daß Rüſtow ſeinen Zweck, eine perſönliche Unterredung zwiſchen Helene und Laſſalle herbeizuführen, erreicht hätte.

Am Abend vor dieſer Unterredung (am 20. Auguſt) war die Gräfin von Hatzfeld in Genf eingetroffen. Stand vorher die Sache ſchlimm für Laſſalle, ſo wurde ſie dies jetzt umſomehr, je eifriger die Gräfin in dieſelbe ſich einmiſchte. Wir haben bereits wiederholt erwähnt, daß Laſſalle die Intriguen der Gräfin, deren aus Eiferſucht entſpringenden Widerwillen gegen ſeine Verheirathung er kannte, fürchtete, und deshalb war er auch bemüht geweſen, dieſelbe von Genf zurückzuhalten, oder nur in Begleitung der Frau Arſon dahin gehen zu laſſen. Dieſes Beſtreben Laſſalle's, ſie von einer Einmiſchung in dieſe Angelegenheit abzuhalten, hatte ſie nur zu gut gemerkt, und ſie ſuchte ſich nach ihrer Ankunft dadurch zu rächen, daß ſie nun ihrerſeits Laſſalle von Genf zurückzuhalten ſuchte, wie wir dies aus ihren Briefen und Depeſchen erſehen haben. Jedenfalls liegt es klar am Tage, daß ſie bemüht war, die Pläne Laſſalle's zu durchkreuzen. Von vornherein war übrigens ihr Hineinmiſchen in dieſe Angelegenheit nicht opportun, da die Gräfin keinen guten Ruf bei der Familie Dönniges beſaß, wie Rüſtow dies bei ſeinem Beſuche dort erfahren und auch Laſſalle mitgetheilt hatte. Deshalb hatte auch Rüſtow Laſſalle vor einer Einmiſchung der Gräfin gewarnt.

Wie Helene von Racowitza in ihren Memoiren glaubwürdig verſichert, hat ihr die Gräfin auf ihren

„töchterlichen" Brief vom 1. Auguſt 1864 nicht geantwortet, ihr ſpäter vielmehr nur einen „Wiſch" geſchickt. In dem von der Gräfin und Liebknecht herausgegebenen Buche über die letzten Lebenstage Laſſalle's behauptet die Gräfin jedoch, daß ſie auf jenes Schreiben Helenens folgenden Brief an ſie abgeſandt habe, den ſie (die Gräfin) freilich erſt nachträglich unter den Papieren Laſſalle's gefunden haben will. (Wie kommt dieſer Brief unter die Papiere Laſſalle's, da er an Helene gerichtet war?)

Der Brief ſoll gelautet haben:

„Wildbad, den 7. Auguſt.

Laſſen Sie mich vor Allem, liebes Fräulein, Ihnen ſagen, wie ſehr mich Ihr ſo lieber Brief gefreut, wie tief mich das ſchöne Gefühl gerührt hat, das Sie antrieb, mir ſobald zu ſchreiben. Es iſt ein ſicheres Zeichen, daß Sie den Mann, den Ihr Herz gewählt, auch ganz verſtehen, und die beſte Bürgſchaft für Ihr beiderſeitiges Glück. Daß meine wärmſten Segenswünſche Sie beide auf Ihrem Lebenswege begleiten werden, ſo lange ich lebe, daß Niemand ſich Ihres Glückes inniger freuen wird, als ich — brauche ich wohl nicht erſt zu ſagen.

Seit langen Jahren war ich Ferdinands vielleicht einziger, jedenfalls ſein beſter Freund. Es waren Jahre der Leiden, des Kampfes, der Gefahren, in denen er mir, ſo wie ich ihm, treu und feſt zur Seite geſtanden habe (hat). Wir waren durch die Verhältniſſe faſt ganz nur auf einander an-

gewieſen, und oft hat mich der Gedanke gequält, daß er nach mir völlig herzenseinſam in der Welt bleiben würde. Ich lege jetzt dieſe Sorge in Ihre Hände nieder. Ihnen fällt jetzt die ſchönere Aufgabe zu, ihm das Vergangene vergeſſen zu machen, und durch Ihre Liebe und ungetrübten jugendlichen Frohſinn die ernſten Seiten ſeines Lebens zu mildern, die guten ihm noch zu verſchönen.

Seinen ſtarken Geiſt, ſeine außergewöhnliche Thatkraft und Energie haben Viele, ſogar ſeine Feinde anerkannt; je mehr ſie es erkannten, je mehr haben ſie ihn allerdings gehaßt, verleumdet, verfolgt, da die Welt nun einmal keine wahre Superiorität duldet noch verzeiht und ſtets nur den ſchärfſten Bannfluch dagegen ſchleudert. Aber daß dieſer Mann dabei auch ein faſt kindlich gutes liebevolles und doch ſtarkes Herz ſich trotz aller Stürme und bitteren Erfahrungen bewahrt hatte, das habe bis jetzt nur ich ganz wiſſen und beurtheilen können. Auf dieſes Herz, auf dieſen Arm, der Sie durch's Leben führen ſoll, können Sie mit vollem unbegrenztem Vertrauen Sich ſtützen; dieſe Stütze kann nie wanken! Wie wenig Frauen wird dies ſeltene Glück zu Theil!

Ich fürchte ſehr, liebes Fräulein, bei unſerer erſten Begegnung, die hoffentlich recht bald ſtattfindet, Ihnen etwas ſehr ernſt zu erſcheinen. Lebensſchickſal und Erfahrungen haben mir leider dieſe Außenſeite, die früher gar nicht die meinige war, gegeben [redacted] nicht dadurch

abſchrecken, denn es iſt nur Außenſeite. Mein Herz iſt weder hart noch bitter geworden, und ich habe mir vielleicht mehr als Andere dennoch die Fähigkeit erhalten, die Jugend zu verſtehen und mit ihr ſympathiſiren zu können.

Seien Sie verſichert, daß ich ſchon jetzt nur mit den Gefühlen einer Mutter für eine liebe Tochter an Sie denke, und erlauben Sie mir, Sie herzlich in Gedanken zu umarmen — en attendant, daß ich es in Wirklichkeit thun kann.

Von Herzen ganz die Ihre

S. v. Hatzfeld.

Nachſchrift. Sie klagen Sich Selbſt des Fehlers an, daß Sie Laſſalle an ſeiner Molkenkur gehindert. Ich finde das zwar ſehr natürlich; aber nichtsdeſtoweniger ergreife ich meinen Vortheil, den Sie mir durch dieſes Geſtändniß geben und lege Ihnen eine Sühne auf, nämlich folgende: daß Sie Alles thun, um Laſſalle zu bewegen, daß er, bevor er nach Berlin geht, ſich wieder impfen und recht ordentlich impfen läßt, da gegenwärtig dort eine furchtbare Pocken-Epidemie herrſchen ſoll."

Dieſer, nach Stil wie Inhalt gleich klaſſiſche Brief iſt höchſt wahrſcheinlich gefälſcht, nämlich inſofern gefälſcht, als ihn die Gräfin allem Anſcheine nach erſt lange nachdem das traurige Drama ſeinen Abſchluß gefunden zum Zwecke der Veröffentlichung und ihrer Vertheidigung geſchrieben hat. Wäre dies aber auch nicht der Fall, ſo würde doch das Datum dieſes Briefes ein ſonderbares Licht auf die Gräfin

werfen, denn der Brief iſt angeblich am 7. Auguſt geſchrieben, alſo an dem Tage, wo die Gräfin Laſſalle's Brief vom 4. Auguſt empfangen haben muß, in welchem dieſer ſchreibt, daß Helene in dem Hauſe ihrer Eltern gemißhandelt und vollſtändig ſequeſtrirt werde. Die Gräfin hätte alſo bei dem Abſenden ihres angeblichen Briefes wiſſen müſſen, daß derſelbe nicht in die Hände Helenens gelangen würde.

Nachdem die Gräfin in Genf angekommen war, ſandte ſie ein Schreiben an Helene, dasjenige, welches letztere in ihren Memoiren als „Wiſch" bezeichnet. Die Gräfin veröffentlichte dieſes Schreiben in dem mit Liebknecht verfaßten Buche über Laſſalle's Tod, indem ſie von demſelben vorher ſelbſt ſagt: „Von dieſem Brief iſt nur ein Concept vorhanden, welches von dem Briefe ſelbſt vielleicht in dieſem oder jenem Ausdruck, jedenfalls aber nirgends im Sinne abweicht."

Wir wollen nun den Brief der Gräfin in der Faſſung, wie ſie ihn ſelbſt der Oeffentlichkeit übergiebt, ſowie darauf in der Faſſung, wie ihn Helene in ihren Memoiren mittheilt, folgen laſſen.

Nach der Gräfin Mittheilung:

„Genf, den 22. Auguſt 1864.

Mein Fräulein!

Ich bin hierher gekommen, um womöglich eine Angelegenheit in Ordnung zu bringen, die, wie ich glaube, wäre ich gleich zu Anfang hier geweſen, nicht eine ebenſo unglückliche, als unpaſſende Wendung genommen hätte.

Ich halte mich zur Einmiſchung berechtigt wie verpflichtet, einestheils durch meine langjährige Freundſchaft für Herrn Laſſalle, durch das volle Vertrauen, mit welchem er dieſe Angelegenheit in meine Hände gelegt hat, ſowie, was Sie betrifft, durch Inhalt und Form des Briefes, den Sie, mein Fräulein, vor kurzer Zeit an mich gerichtet haben.

Ich muß nach allem Vorgefallenen annehmen, daß Sie Sich vollſtändige Illuſionen machen über die Schwere der geſchehenen Thatſachen, ſowie darüber, daß derartige Angriffe um ſo ſchwerer in's Gewicht fallen, wenn ſie gegen einen Mann wie Herrn Laſſalle gerichtet ſind; ebenſo über die unausbleiblichen ernſten Folgen, wenn auf die angefangene Weiſe weiter fortgefahren werden ſollte.

Sie werden zugeben müſſen, daß Laſſalle ſich gegen Sie auf die ehrenhafteſte, ſelbſt bewundernswürdigſte Weiſe benommen hat, und werden ebenſo zugeben müſſen, daß bei der hervorragenden politiſchen Stellung des Herrn Laſſalle es ganz undenkbar iſt, daß ſeine Freunde und zahlreichen Anhänger eine ſolche Umkehrung aller Thatſachen und Verhältniſſe vor der Welt zulaſſen werden.

Sie werden ebenſo einſehen, daß es nach Allem, was geſchehen, in Ihrem Intereſſe als dann noch weit mehr, als in dem des Herrn Laſſalle liegt, daß Ihr Verhältniß zu ihm in der allerrückſichtsvollſten Form ſeine Löſung finde.

Nur durch meine Vermittlung könnte dies vielleicht noch möglich sein, und ich habe mich entschlossen, aus wahrer Freundschaft für Herrn Lassalle dieses nicht angenehme Vermittleramt zu übernehmen. Zu diesem Zwecke ist mir eine Unterredung mit Ihnen, mein Fräulein, absolut nothwendig. Ich schlage Ihnen demnach vor, entweder heute oder spätestens morgen zwischen 2—4 Nachmittags zu mir kommen, denn jede Zögerung könnte Alles verderben.

Ich halte es gänzlich unter meiner Würde, Ihnen, mein Fräulein, noch irgendwelche Versicherung hinzuzufügen, daß bei mir keine schlechten Romanscenen zu befürchten sein können; wohl aber spreche ich Ihnen meine Ueberzeugung aus, daß ich durch den Schritt, den ich jetzt thue, am allermeisten Sie zu Dank verpflichte.

Sophie, Gräfin von Hatzfeld."

Nach Helene von Racowitza's Mittheilung:

„Fräulein!

Ich bin hierher gekommen, um eine Angelegenheit zu ordnen, die eine ebenso unglückliche als unpassende Wendung genommen hat. Ich halte mich zur Einmischung berechtigt wie verpflichtet, einestheils durch meine langjährige Freundschaft für Herrn Lassalle, durch das volle Vertrauen, mit welchem er diese Angelegenheit in meine Hände gelegt hat, so wie was Sie betrifft, durch den Brief, den Sie vor Kurzem an mich gerichtet haben. Sie werden einsehen, daß nach Alledem

alsdann in Ihrem Intereſſe es noch weit mehr, als in dem des Herrn Laſſalle liegt, daß Ihr Verhältniß zu ihm in der allerrückſichtsvollſten Form gegen ihn ſeine Löſung finde! — Nur durch meine Vermittelung kann dies möglich ſein, und ich habe mich entſchloſſen, aus wahrer Freundſchaft für Herrn Laſſalle dieſes nicht angenehme Amt zu übernehmen. Zu dieſem Zwecke ſchlage ich Ihnen demnach vor, entweder heute oder morgen zwiſchen 2—4 Nachmittags zu mir zu kommen, denn jedes Zögern könnte Alles verderben. — Ich halte es unter meiner Würde, mein Fräulein, Ihnen zu verſichern, daß Sie keine ſchlechten Romanſcenen bei mir zu fürchten haben, wohl aber ſpreche ich Ihnen meine Ueberzeugung aus, daß ich durch den Schritt, zu dem ich mich herbeilaſſe, am allermeiſten Sie zu Dank verpflichte.

Sophie, Gräfin von Hatzfeld."

Welcher Brief nun auch dem Wortlaute nach am richtigſten wiedergegeben ſein mag, ſo viel ſteht feſt, daß Helene vollen Anſpruch darauf hatte nach Empfang deſſelben empört zu ſein, und daß ſie nicht im Entfernteſten daran dachte, zu der vorgeſchlagenen Unterredung zu kommen. Aber gerade dies bezweckte die Gräfin, die ihren Freund Laſſalle in der unerhörteſten Weiſe verrieth. Denn ſo und nicht anders können wir es bezeichnen, wenn ſie in einem Briefe an Helenen dieſe auffordert, das Verhältniß mit Laſſalle zu löſen, während letzterer ſie beſchworen

hatte, vermöge ihrer „wilden Beredtſamkeit" Helene feſt und ſtandhaft zu machen, damit dieſelbe vor dem Notar erkläre: ſie wolle Laſſalle heirathen. Und noch am 19. Auguſt hatte Laſſalle in ſeiner Verzweiflung an die Gräfin geſchrieben: „Alles, Alles, Alles hängt ab von dieſer Einen Stunde (der Unterredung, in welcher die Gräfin Helenen wieder feſt machen ſollte), die über mein Leben entſcheidet . . . Alles, Alles, Alles hängt alſo an dem Gewicht dieſer Einen Stunde! Ihnen fällt alſo die wichtigſte folgenſchwerſte Aufgabe zu: Helene, ehe dieſer moment suprême naht, wieder feſt zu machen . . . An Ihrer Zunge, Gräfin, hängt meine Exiſtenz!" Schon daß die Gräfin ohne Frau Arſon — entgegen dem ſtricten Gebote Laſſalle's — nach Genf reiſte, mußte ſie verdächtigen. Der obige Brief zeigt das Doppelſpiel der Gräfin in klarem Lichte.

Helene gab auf den Brief zunächſt weiter keine Antwort, als daß ſie dem Dienſtmann, der ihr denſelben gebracht hatte, auf einem Zettel blos beſcheinigte: „**Lettre reçue. Hélène de Doenniges.**" Dieſes Nicht-Antwort-Geben Helenens beleidigte die Gräfin ſo, daß ſie Rüſtow veranlaßte, ſofort nachſtehendes geharniſchtes Schreiben an Herrn v. Dönniges zu richten:

„Genf, den 22. Auguſt 1864.

Soeben läßt mich die Frau Gräfin von Hatzfeld rufen, um mir zu ſagen, daß ſie heute Morgen an Ihre Fräulein Tochter geſchrieben, daß ſie darauf die mündliche Antwort erhalten: es wäre

keine Antwort darauf. (So hatte nämlich der Dienstmann auf Befragen der Gräfin geantwortet.)

Ich meinerseits sage Ihnen, daß wenn Sie mir nicht binnen zwei Stunden erklären, daß Ihre Fräulein Tochter morgen Nachmittags zwischen 2—4 Uhr der Frau Gräfin von Hatzfeld einen Besuch in aller Bescheidenheit machen wird, — ich aufhören werde, Lassalle von den Schritten abzuhalten, die vorbereitet sind, und an denen ich ihn bis jetzt gehindert habe. (Damit scheinen die Depeschen gemeint zu sein, welche Lassalle in München zurückhalten sollten.)

Alle Freunde Lassalle's, und ich in erster Reihe, sind überzeugt, nach Allem, was vorangegangen, daß es für Lassalle das größte Unglück wäre, wenn er die Hand des Fräulein Helene noch erhielt.

Aber es muß Ihnen und Ihrer Familie bewiesen werden, daß Sie weder das Recht, noch die Macht haben, einen Mann, wie Lassalle, eine Dame wie die Gräfin von Hatzfeld, wie Zigeuner zu behandeln, die man keiner Antwort würdigt. Glauben Sie mir, Sie haben auf Gottes Welt Niemand für sich. Es muß Lassalle die Möglichkeit gegeben werden, selbst zu sehen, daß sein über jeden Tadel erhabenes Benehmen in dieser Sache deplacirt war. (!!)

Und dies wird geschehen. Nehmen Sie mein Wort darauf, das ich nie umsonst gegeben habe.

W. Rüstow."

Dieſer Brief kreuzte ſich mit folgendem Schreiben Helenens an die Gräfin:

„Genf, den 22. Auguſt 1864.

Frau Gräfin Hatzfeld, Hochgeboren!

Schon vor drei Tagen habe ich Herrn Oberſt Rüſtow meine ſchriftliche Willenserklärung an Herrn Laſſalle übergeben, welche freiwillig und ohne jeglichen Zwang von mir geſchrieben iſt; und betrachte daher die ganze Angelegenheit für beendet. Helene von Dönniges."

Herr von Dönniges beantwortete den Brief Rüſtow's ſofort wie folgt:

„Genf, den 22 Auguſt 1864.

Meine Tochter hat der Gräfin von Hatzfeld das Reçu ihres Briefes eigenhändig ausgeſtellt und mir den Brief ſogleich mitgetheilt. Wenn Sie, Herr Oberſt, noch irgend etwas in der Sache mitzutheilen haben, ſo ſtehe ich vollkommen zu Dienſten. W. von Dönniges."

Noch am ſelben Tag ſchickte aber Herr von Dönniges Herrn Rüſtow noch folgenden Brief:

„Genf, den 22. Auguſt.

Herr Oberſt!

Erſt, nachdem ich Ihren Brief von heute (22. Auguſt) genauer geleſen und gewürdigt, kann ich Ihnen auch natürlich Antwort darauf geben. Ich habe Ihnen als unparteiiſchem Vermittler in der Sache vollkommen und aufrichtig meine Anſicht dargelegt, habe Ihnen ſogar die Gelegenheit gegeben, Sich in Gegenwart meiner

Tochter des Briefes des Herrn Laſſalle zu entledigen und Sich Selbſt zu überzeugen, daß ich auf meine Tochter nicht einwirkte, noch einwirken konnte, da ſie das Zimmer verließ, wir beide zuſammen blieben, und ſie ebenſo unaufgefordert zurückkam, um Ihnen den Brief an Herrn Laſſalle zu übergeben, welcher ihren Rücktritt von Allem, was ſie Herrn Laſſalle zugeſagt hatte, enthielt.

Ihr heutiger Brief, in welchem Sie mir nun als Partei der Frau Gräfin von Hatzfeld und Ihres Freundes, Herrn Laſſalle's, ſchreiben, enthält zunächſt eine Unwahrheit als Veranlaſſungsgrund aufgeführt.

Die Kammerjungfer hat den Brief an meine Tochter Helene hinter dem Rücken meiner Frau übergeben, Helene hat ihn geleſen, dann ihn ihrem Bräutigam und mir mitgetheilt Ich weiß, daß meine Tochter ſelbſt ein Reçu geſchrieben hat und ſpäter antworten wollte. Ich ſelbſt hatte den Boten gerufen und um die Adreſſe der Gräfin von Hatzfeld gefragt, die im Briefe nicht ſtand und mir dann Hotel Métropole angegeben wurde.

Wie kommen Sie alſo darauf, mir zu ſchreiben, die Gräfin von Hatzfeld habe die mündliche Antwort erhalten: Es ſei keine Antwort darauf? Dies das Thatſächliche.

Nun aber weiter erkläre ich Ihnen, Herr Oberſt, daß meine Tochter nach meinem väterlichen Willen in keinerlei Berührung mit der Gräfin von Hatzfeld treten oder kommen ſoll, und

daß meine Frau und meine Tochter damit vollkommen einverstanden sind, sowie auch ihr Bräutigam.

Was die rein menschliche Seite der Sache für mich betrifft, so irren Sie sowohl wie Herr Lassalle, wie es scheint, wenn Sie glauben, daß ich Herrn Lassalle (sei es aus politischen, sei es aus persönlichen Rücksichten) keiner Antwort würdigte, oder, wie Sie Sich ausdrückten als „„Zigeuner behandelte.““

Ich sage Ihnen, daß ich schon vorgestern meinem Neffen, dem Dr. Arndt, mittheilte, sobald Herr Lassalle zurückgekehrt sei, ihm durch Sie, Herr Oberst, wissen zu lassen, daß ich sowohl ihn wie Sie noch einmal empfangen und Herrn Lassalle persönlich als Vater eine Erklärung in dieser Sache geben wolle, die ihn zufrieden stellen könne, soweit dies nämlich ohne erneute Scenen menschenmöglich sei.

Sie aber, Herr Oberst, hatten ja Selbst Herrn Dr. Arndt erklärt, an demselben Tage, wie mir Herr Dr. Arndt sogleich sagte, daß Herr Lassalle abwesend in Karlsruhe oder in München sei. Ueberdem hatte Herr Lassalle im zweiten Briefe an mich gar keine Adresse angegeben. Das war der Grund, weshalb ich, wie ich Ihnen ebenfalls anführte, an seinen Rechtsanwalt Holthoff nach Berlin hin bereits einen Brief für ihn im Entwurf aufgesetzt hatte, als Sie zu mir kamen. (In den bekannt gewordenen Briefen Rüstow's an Lassalle ist dieser Punkt nirgends angegeben.)

Was neben Ihren Drohungen oder Warnungen die Insinuation betrifft, als verließe ich mich in dieser Angelegenheit auf meinen diplomatischen Charakter, als wenn er mich schütze u. s. w, so können solche persönliche Imputationen, zu denen Sie weder ein Recht, noch eine Veranlassung haben, nur mein innigstes Bedauern erwecken, da Sie Sich vom Gegentheil zu überzeugen die Gelegenheit gehabt haben, sowohl weil ich, um Scandal zu vermeiden, Genf auf 8 Tage mit meiner Familie verlassen hatte, als auch daraus, daß ich nicht einmal die Hilfe der Polizei weiter in Anspruch nahm, als es mir angeboten war, als Herr Lassalle mein Haus mit Spionen und Rodeurs umgeben ließ. (Dies hatte Lassalle thatsächlich gethan.) — Doch widert es mich an, darüber Worte zu verlieren, denn die Sache ist nicht darnach angethan, mich den Vater vergessen zu machen.

Ergebenst

W. v. Dönniges."

Das, offenbar von der Gräfin inspirirte, Antwortschreiben Rüstow's auf diesen Brief lautete:

„Genf, 24. August 1864.

Herr von Dönniges!

Der Worte sind genug gewechselt; ich habe mich überzeugt, daß der beste Wille nichts hilft, und ziehe mich also von dem undankbaren Geschäft des Vermittlers zurück. Nur noch Ein Wort zur Klarstellung des Vorangegangenen.

Ich habe keinen Grund, dem Commissionär, der den Brief der Gräfin von Hatzfeld überbrachte, bei einer für ihn so gleichgiltigen Angelegenheit eine Unwahrheit zuzutrauen. Das Reçu in drei Worten erfolgte erst, als er zum zweiten Mal kam. Daß später die Gräfin von Hatzfeld eine Antwort von Ihrem Fräulein Tochter erhielt, schließt nicht aus, daß der Bote anfangs allerdings den Bescheid erhielt: „es sei keine Antwort darauf.“ Kann übrigens Fräulein von Dönniges nur mit Erlaubniß Ihrer Frau Gemahlin Briefe empfangen, so wäre sie, die volljährige, also sequestrirt.

Wenn Sie am 20. August dem Herrn Dr. Arndt gesagt haben, daß Sie Lassalle persönlich eine Erklärung geben wollten, so thut es mir einfach leid, daß ich davon nichts wissen konnte, da ich nichts mit den Sinnesorganen jenes Herrn höre, sehe ꝛc., sondern mit den meinigen. Und mir hatten Sie wiederholt erklärt, von einer Explication mit Lassalle könne nicht die Rede sein. Die Abwesenheit Lassalle's von hier, die ich bei seinem Zustande für nöthig gehalten (?), konnte kein Hinderniß sein, da ein Telegramm von mir genügte, ihn in zwei, spätestens drei Tagen nach Genf zu schaffen.

Drohungen sind nicht meine Sache. Gewarnt und aufmerksam gemacht habe ich allerdings und, wie ich glaube, in der convenabelsten Weise, ohne indiscret und irritirt zu werden. Daß ich das Ueberspringen von einem Liebesverhältniß zum

andern in so kurzer Zeit unter solchen Umständen nicht für eine leichte Sache nehmen kann, sondern allerdings es sehr schwer auffasse, ist nicht meine Schuld, es liegt in meinem Charakter, meiner Erziehung und meiner Lebenserfahrung.

Meine Ansicht, wie ich sie neulich noch dem Herrn von Racowitza mit all' der Delicatesse, die mir seine Stellung gebot, andeutete, war die, daß bei der Lage der Dinge nach dem Vorgange in der Pension Bovet, nach den glühenden Briefen an Lassalle ꝛc., ihm doch wenigstens eine Unterredung mit Fräulein von Dönniges gestattet werden müsse, und daß dann auch Herr von Racowitza sich auf einige Zeit, z. B. ein halbes Jahr, zurückziehen möge, um nach Ablauf dieser Zeit erst seine Beziehungen öffentlich wieder anzuknüpfen wenn er es dann noch wollte. Nur auf diese Weise schien mir den Bedingungen genügt werden zu können, die nun einmal die Gesellschaft stellt, thue sie das mit Recht oder mit Unrecht; Form und Sitte sind in meinen Augen Dinge, über die man ungestraft sich um so weniger hinwegsetzt, je höher man steht.

Meine Ansicht ist, daß die acht Tage Abwesenheit, zumal in Begleitung des Herrn von Racowitza, nicht genügen.

Daß ich sagte, Sie schienen Sich auf den Schutz Ihres diplomatischen Charakters zu sehr zu verlassen, war doch wohl nicht so ganz ohne Grund. Ohne Zweifel erinnern Sie Sich, daß

Sie mir z. B. von einer Ausweiſung Laſſalle's ſprachen, die Sie bewirken könnten.

Die Gräfin von Hatzfeld hatte anfänglich die Abſicht, ſich durch ein Schreiben ihrer Schwägerin, der Fürſtin, welche angeblich mit Ihrer Frau Gemahlin bekannt iſt, bei Ihrer Familie einzuführen. Von Laſſalle gedrängt (noch nicht nach Genf zu reiſen!) wartete Sie das Schreiben nicht ab, ſondern kam früher hierher. Geſtern nun erhielt ſie von ihrem Bruder, dem Fürſten, einen Brief, in welchem dieſer ſagt, ſeine Frau ſei in Oſtende, und er werde ſogleich dorthin ſchreiben, bezweifle aber, daß ſie mit Ihrer Frau Gemahlin bekannt ſei, da er den Namen nie gehört habe.

Das Einführungsſchreiben iſt nun freilich durch die Antwort des Fräuleins von Dönniges und durch Ihre kategoriſche Erklärung an mich auch überflüſſig geworden.

Ihr ergebenſter
W. Rüſtow,
Oberſt-Brigadier.
Ritter des Militäriſchen Ordens von Savoyen."

Rüſtow zeigt ſich in dieſem Briefe nicht von der beſten Seite, während man mit den Briefen des Herrn von Dönniges ſympathiſiren könnte, wüßte man aus den Memoiren der Helene von Racowitza nicht, daß derſelbe ein durchaus falſches Spiel ſpielte, ſich Fremden gegenüber und auch in den obigen Briefen als wohlwollender Vater ſeiner Tochter gerirte, letztere aber durch Liſt und Gewalt ſeinem Willen

beugte. Wir erinnern nur daran, auf welche Weiſe er Laſſalle's Briefe und Geſchenke von Helene abſchmuggelte, und ſeine Tochter zwang in ihrer Sache wichtige Briefe nach ſeinem Dictate zu ſchreiben

Endlich kam Laſſalle in Begleitung des Herrn Dr. Haenle wieder in Genf an. Zunächſt ſollte Dr. Haenle noch einmal den Streit gütlich beizulegen ſuchen, zu welchem Zwecke Laſſalle Herrn von Dönniges nochmals um eine Unterredung bitten ſollte. Erſt dann, wenn dieſer Verſuch mißlänge, ſollte Dr. Haenle Gebrauch von dem Schreiben des Miniſters machen und Herrn von Dönniges auffordern, Helene vor einem Notar zu ſiſtiren, damit dieſe dort ihre Erklärung abgeben könne, ob ſie Laſſalle heirathen wolle oder nicht.

Demgemäß richtete Laſſalle zunächſt folgenden Brief an Herrn von Dönniges:

„Genf, 25. Auguſt.

Geehrter Herr!

Sie empfangen dieſen Brief durch Herrn Dr. Haenle, welcher von Sr. Excellenz dem Herrn Miniſter des Auswärtigen erſucht worden iſt, ſich zur gütlichen Beilegung der Sache zu Ihnen nach Genf zu begeben. Trotz Allem, was ich erlitten, entſchließe ich mich, wiederum damit zu beginnen, Sie um eine Unterredung zu bitten, um eine Unterredung mit Ihnen allein oder in Gegenwart Ihrer Frau Gemahlin, aber mit Ausſchluß jeder anderen Perſon. Ich kann nicht annehmen, daß Sie dieſe Bitte zum dritten Male unerfüllt laſſen werden!

Ich habe niemals die geringſte Feindſeligkeit gegen Sie begangen. Ich habe mit Aufopferung meines ganzen Lebensglücks Ihre Tochter ihrer Mutter zurückgeführt! Ich habe in dieſer Sache überall das Wohlwollen und Entgegenkommen ſelbſt ſolcher Perſonen gefunden, die ich niemals verpflichtet hatte, warum ſollten Sie allein ſo unbillig ſein, nicht hören zu wollen, was ich Ihnen zu ſagen habe, und eine Unterredung zurückweiſen, deren Stattfinden nichts ändert, wenn es mir nicht gelingt, Ihren eigenen Willen und Ihre eigne Einſicht beſtimmende Gründe geltend zu machen.

Ew. Hochwohlgeboren wiſſen nicht einmal, was ich Ihnen zu ſagen habe. Sie ſind nach dem Bericht, den mir Oberſt Rüſtow giebt, durchaus nicht unterrichtet über den wirklichen Hergang, und gleichviel, welches Reſultat unſere Unterredung hat, ſchon meine Ehre erfordert, Sie mindeſtens über den wahren Hergang aufzuklären.

Endlich Se. Excellenz, der Herr Miniſter des Auswärtigen, hält es wenigſtens für ganz ſelbſtredend, daß, wenn ich nach meinen beiden vergeblichen Verſuchen, Gehör bei Ihnen zu erlangen, dazu übergehen ſollte, zum dritten Male mit dieſem gütlichſten und convenabelſten aller Schritte zu beginnen und Sie um eine Unterredung zu erſuchen Ew. Hochwohlgeboren ſchon in Rückſicht auf ſeine Demarche mir ſicher nicht zum dritten Male das erbetene Gehör abſchlagen werden. Ich habe mich entſchloſſen, zum dritten Male das

zweimal nachgesuchte Gehör zu erbitten, um alle aus dieser unglückseligen Verwickelung entstehenden Folgen weit von mir abzuwenden. Noch stärker und dringender erfordert es aber Ihr eigenes Interesse, damit Sie in Kenntniß der Sache handeln.

Ich verharre in erwartungsvoller Hochachtung

F. Lassalle."

Lassalle erhielt darauf die gewünschte Unterredung mit Herrn von Dönniges. Was in derselben verhandelt wurde, erhellt aus folgendem Schreiben, das Herr von Dönniges nach der Unterredung an Herrn Dr. Haenle, der ihn bereits besucht hatte, richtete:

„Genf, den 25. August 1864.

Verehrter Herr Doctor!

Nachdem ich heute um 2 Uhr Herrn Lassalle bei mir empfangen hatte, kam er nach mehrstündigen Auseinandersetzungen seiner Angelegenheit und meinerseitigen Erwiderung keineswegs auf den Vorschlag zurück, von dem Sie mir heute morgens sprachen und von dem in Freiherrn von Schrenk's Brief die Rede ist, „„in Ihrer und Herrn Lassalle's Gegenwart vor einem Notar und in meinem Hause die Willensäußerung meiner Tochter Helene constatiren zu lassen,"" sondern Herr Lassalle verlangte die Entfernung des Herrn Janko von Racowitza aus meinem Hause, während

er ſeinerſeits den freien Zutritt zu demſelben erhielte, weil man ihm nur dadurch beweiſen könne, daß Helene freiwillig von ihm zurückgetreten ſei.

Auf dieſes in meinen Augen ſinnloſe und unmögliche Verlangen konnte ich natürlich gar nicht eintreten und ſagte ihm, daß das Aeußerſte, wozu ich mich entſchließen würde, die freie Erklärung meiner Tochter vor den beiden betheiligten Parteien ſei.

Anſtatt darauf einzugehen und nach ſtundenlangen Erörterungen zog es Herr Laſſalle immer wieder vor, „„auf den ſogenannten moraliſchen Zwang oder Gewalt gegen meine Tochter zurückzukommen;"" ich ſtrafte ihn alſo in's Geſicht Lügen, zeigte ihm den Beweis ſeiner Verleumdungen aus ſeinem Briefe an Herrn Rechtsanwalt Holthoff (demnach hatte Holthoff den Brief Laſſalle's Herrn von Dönniges überliefert.) Dies ſcheint im Zuſammenhange zu ſtehen mit dem abmahnenden Briefe Holthoff's, den Helene erwähnt und als er ſich auf die Erzählungen meiner Köchin berief, wurde dieſe herbeigerufen und erklärte dem Herrn Laſſalle in's Geſicht, daß dieſes Unwahrheiten ſeien. Herr Laſſalle nannte dann als Quelle ſeiner Verleumdungen Herrn Colonel-Lieutenant Baucher, meinen Hauswirth. Ich komme ſoeben von dieſem Letzteren, den ich befragt habe, ob er nur irgend etwas der Art von Zwang oder gar Mißhandlungen Helenens geäußert habe. Herr

Baucher ist empört über diese Verleumdung und wird morgen früh zum Rechtsanwalt Dr. Amberny gehen, um seine Schritte mit demselben gegen Herrn Lassalle, da er öfters in den Briefen (somit waren von Holthoff mehrere Briefe überliefert) als Zeuge genannt, zu berathen.

Ich theile Ihnen, Herr Doctor, dies in aller Eile mit, weil ich jedenfalls wünsche, Ihnen natürlich an Herrn Baron v. Schrenk schriftlich oder mündlich meine Entschuldigung mitzugeben, wann Sie nach München zurückreisen.

Hochachtungsvoll und ergebenst

von Dönniges."

Herr Baucher hatte in Wirklichkeit aber doch von Mißhandlungen erzählt, die Helene von ihrem Vater zu erdulden gehabt hatte. Helene selbst bekennt ja in ihren Memoiren, daß sie von ihrem Vater auf das Roheste mißhandelt worden sei. Um aber von Herrn von Dönniges nicht wieder der Lüge geziehen zu werden, wenn er die Thatsache der Mißhandlungen ihm gegenüber wieder zur Sprache bringe, ließ er sich von einem seiner Freunde, dem jetzt noch lebenden Johann Philipp Becker, folgende Bescheinigung ausstellen:

„Bescheinigung.

Ich bescheinige hierdurch, daß soeben Herr Advocat Amberny in meiner Gegenwart Herrn Ferd. Lassalle wiederholt erklärt und bestätigt hat: es sei ihm von Herrn Baucher erzählt worden, daß nach einer Angabe der Köchin des Herrn

v. Dönniges dieſer ſeine Tochter an den Haaren über den Parquetboden gezogen und gemißhandelt habe; er, Herr Amberny, habe dies damals Herrn Laſſalle mitgetheilt.

Herr Advocat Amberny war bereits durch Herrn Baucher davon unterrichtet, daß Herr von Dönniges von dieſer Mittheilung des Herrn Baucher an ihn Kenntniß erhalten habe; er erklärte, daß, obwohl dies ohne jede Schuld des Herrn Laſſalle und nur durch den Zufall, daß der Brief des Herrn Laſſalle an ſeinen Rechtsanwalt Herrn Holthoff in die Hände des Herrn v. Dönniges gerathen, geſchehen ſei, ſowohl Herrn Baucher als ihm ſelbſt die durch dieſen Zufall hervorgebrachte Mittheilung an Herrn von Dönniges höchſt unangenehm ſei, daß er aber dennoch, da ſie einmal geſchehen, der Wahrheit gemäß keinen Augenblick beſtreiten könne, obige Mittheilung damals gemacht zu haben.

Zu Urkund deſſen habe ich, als der bei der ſoeben zwiſchen den Herren Amberny und Laſſalle ſtattgehabten Unterredung gegenwärtige Zeuge, Vorſtehendes aufgeſetzt und beſtätige die genaue Wahrheit ſeines Inhaltes mit meiner Ehre.

Genf, den 26. Auguſt 1864.

Joh. Ph. Becker, Oberſt."

Laſſalle ſchrieb ſodann noch folgende Erklärung nieder:

„26. Auguſt.

Nachdem ich geſtern bei Herrn v. Dönniges vergeblich eine gütliche Beilegung der obſchwebenden Angelegenheiten verſucht habe: nachdem Herr

v. Dönniges bei dieſem Anlaß und trotzdem ich ihn darauf aufmerkſam machte, daß ſein Charakter als Vater Helenens ihn für mich unangreifbar machte, ihn aber deshalb um ſo mehr verpflichte, jede beleidigende Aeußerung zu vermeiden, gleichwohl gegen mich, wegen meiner Behauptung, daß gegen Helene Zwang verübt worden ſei, beleidigende Aeußerungen ausgeſtoßen und dieſe abſichtlich in ſeinem Briefe an Herrn Dr. Haenle wiederholt hat, mich der Lüge und Verleumdung beſchuldigend, obwohl dieſer Zwang durch die eignen ſchriftlichen Erklärungen ſeiner Tochter: „„on ouvre toutes mes lettres — il y a eu des scènes affreuses — je suis enfermée depuis jeudi matin — je pars ou plutôt on me part — je ne sais ce que l'on fera de moi““ etc. etc. klar bewieſen iſt, und die in meinem Briefe an den Rechtsanwalt Holthoff in Berlin erwähnte Erzählung der Köchin, „„daß Herr v. Dönniges ſeine Tochter auch körperlich gemißhandelt habe““, von mir in jenem Briefe ausdrücklich nur als eine durch andere Perſonen zu mir gelangte Erzählung der Köchin hingeſtellt worden iſt;

nachdem Herr von Dönniges durch ſeine abſichtliche und ſchriftliche Wiederholung jener Aeußerungen ſogar die Entſchuldigung momentaner Uebereilungen ausgeſchloſſen hat, erkläre ich:

„Mir den zuſtändigen Regreß gegen Herrn von Dönniges wegen jener Beleidigung einſtweilen zu verwahren.“

In der obſchwebenden Angelegenheit ſelbſt aber, und da Herr von Dönniges in ſeinem Brief an Dr. Haenle den Schein erregen will, daß ich den von dem Freiherrn von Schrenk an die Hand gegebenen Weg verließe, während ich vielmehr genau in dem Sinne des Vorſchlags des Freiherrn von Schrenk zunächſt gütliche Beilegung verſuchte, ehe zu notariellen Schritten und anderen Wegen übergegangen würde, erkläre ich nunmehr hiermit nach der von Herrn von Dönniges abgelehnten gütlichen Beilegung und in genauer Ausführung des Vorſchlags des Freiherrn von Schrenk folgende Forderung zu ſtellen:

Herr von Dönniges geſtattet mir, vierzehn Tage lang mit ſeiner Tochter in ſeinem Hauſe ungehindert und frei zu verkehren:

eventuell und mindeſtens:

Herr von Dönniges ſiſtirt ſeine Tochter vor einem Notar zu der betreffenden notariellen Erklärung, welche vor ſich zu gehen hat, nachdem ich in dem Nebenzimmer des notariellen Cabinets eine höchſtens zweiſtündige Unterredung allein oder in Gegenwart des ohnehin in dieſe Sache eingeweihten Oberſt Rüſtow mit Helene gehabt habe, um ihr die erforderlichen Mittheilungen zu machen und die Freiheit und Wahrheit ihrer ſonſt zu einem bloßen Schein herabſinkenden notariellen Erklärung zu ſichern — eine Sicherung, die um ſo mehr erforderlich iſt, als durch die geſtrigen Erklärungen des Herrn von Dönniges in mir

die Ueberzeugung von der Unfreiheit, in welcher ſich in Folge des zuerſt gegen ſie verübten phyſiſchen, und des noch fortdauernden moraliſchen Zwanges ſeiner Tochter Willen befindet, nur erhöht worden iſt; und mir Herr von Dönniges auf meine beſtimmte Frage, ob er behaupten wolle, daß Helene aus eigenem Willen und ohne den beſtimmenden Einfluß ſeines Verbots das zwiſchen uns ausgetauſchte Heirathsverſprechen zurückziehe, erklären mußte, eine ſolche Behauptung könne er allerdings nicht aufſtellen.

Die notarielle Erklärung hat vor ſich zu gehen im Beiſein eines von den Eltern Helenens zu bezeichnenden Mitgliedes oder Freundes der Familie, aber mit Ausſchluß der Eltern ſelbſt, da durch die ſtattgehabten Vorgänge hinreichend bewieſen iſt, daß durch die Gegenwart der Eltern die Freiheit des Willens Helenens vollſtändig aufgehoben wäre.

Um jede Entſtellung zu vermeiden, habe ich dieſe Erklärung und Forderung ſchriftlich aufgeſetzt und Abſchrift derſelben durch Herrn Dr. Haenle dem Herrn von Dönniges zugeſtellt.

Genf, den 26. Auguſt 1864.

F. Laſſalle.

Gleichzeitig habe ich die beifolgende ſchriftliche Erklärung des Oberſt Becker, welche die Thatſache erhärtet, daß und in welcher Weiſe mir die in meinem Brief an Herrn Rechtsanwalt Holthoff

erwähnte körperliche Mißhandlung Helenens mitgetheilt worden sei, Herrn von Dönniges durch Herrn Dr. Haenle zugestellt. F. Lassalle."

Danach wollte also Lassalle kurz vor dem entscheidenden Acte vor dem Notar in einem Nebenzimmer eine zweistündige Unterredung mit Helene haben, um ihr die ihm nothwendig erscheinenden Mittheilungen zu machen. Diese Unterredung kam jedoch nicht zu Stande. Das nachstehende Schriftstück giebt darüber nähere Aufklärung:

„Genf, 26. August 1864.

Herr von Dönniges hatte sich bereit erklärt, auf den zweiten eventuellen Theil der ihm überreichten schriftlichen Forderung des Herrn Lassalle einzugehen, falls seine Tochter selbst damit einverstanden sei; und ließ in Folge dessen, trotz unserer wiederholten Ablehnung, seine Tochter herbeirufen. Nach Wunsch des Herrn Lassalle constatiren wir Unterzeichnete den Verlauf der Besprechung, die wir in der Gegenwart des Herrn von Dönniges mit seiner Tochter hatten, in ihrer Wesenheit, wie folgt:

Sie erschien uns vollkommen geistig frei und unbefangen, zeigte eher kalten Hohn und conventionelle Heiterkeit, als auch nur die Spur eines bestandenen oder noch fortdauernden Seelenkampfes. Oberst Rüstow erörterte ihr mit Ruhe und Entschiedenheit, aus welchen Gründen Herr Lassalle auf einer höchstens zweistündigen Unterredung bestehe, mit ihr allein oder unter einer Begleitung, die etwa

aus Convenienz verlangt werden sollte, die aber die Freiheit der Besprechung nicht beeinträchtige. Sie lehnte ab, indem sie auf einzelne Vorstellungen erwiderte:

„Wozu das, ich weiß, was er will. Ich habe die Sache satt."

Auf die Erinnerung an ihre Schwüre erwiderte sie neckisch:

„Schwüre! Ich schwöre ja nicht!"

Auf die Bemerkung, daß diese Antworten doch im schroffsten Widerspruch stünden mit den so außergewöhnlichen Schritten, die sie gegenüber Lassalle gethan habe, z. B. mit dem Schritte in der Pension Bovet, entgegnete sie leichthin:

„Ja, das ist richtig; aber das geschah nur im ersten Moment."

Endlich stellte ihr Rüstow auch noch vor, daß eine ihrer Aeußerungen die Deutung zulasse: als ob sie von einer persönlichen Besprechung mit Lassalle eine Rückkehr zu ihrer früheren Stimmung selbst befürchte. Das verneinte sie und bezeichnete die Besprechung als „ganz nutzlos;" und da Dr. Haenle die Ansicht äußerte, es sei ja nicht nöthig, daß die Besprechung volle zwei Stunden dauerte, da ja Lassalle, wenn sie ihm in derselben Weise entgegnete, sicher früher abbrechen würde, sprach sie lächelnd:

„Lassalle spreche gern und viel, es würden wohl kaum die zwei Stunden reichen."

Oberſt Rüſtow ſtellte ihr vor, daß ſie ſelbſt zugebe, Laſſalle ein tiefes Unrecht angethan zu haben, und daß ſie ihm daher eine Genugthuung ſchulde. Sie warf dagegen lächelnd ein:

„Seiner Eitelkeit?“

Und Oberſt Rüſtow berichtigte:

Nein, ich ſpreche von ſeinem Mannesbewußtſein.

Nachdem alſo dieſer Dialog beendigt war, führte ihr Dr. Haenle noch vor, daß ſie die gewünſchte Beſprechung doch aus dem doppelten Grunde gewähren, ja ſelbſt wünſchen ſollte, weil ſie einerſeits an Herrn Laſſalle ein Unrecht begangen habe — und dies gab ſie ſofort zu — für das ſie ihm irgend eine Genugthuung ſchulde, und weil für ſie und ihre Familie hierdurch vielleicht die unangenehmen Folgen gemindert werden könnten, welche drohten, wenn die vorausſichtlich leidenſchaftliche Verfolgung der Sache durch Laſſalle das Bekanntwerden der Vorgänge im Gefolge hätte. Sie erklärte, daß ſie die Richtigkeit dieſer Vorſtellung nicht beſtreiten könne, ſich daher die Sache überlegen und ihren Entſchluß an Dr. Haenle ſchriftlich mittheilen wolle.

W. Rüſtow, Oberſt-Brigadier. Dr. Haenle.“

Es kann kaum beſtritten werden, daß dieſer in dem obigen Schriftſtück niedergeſchriebene Dialog der Wahrheit entſpricht, da der hochachtbare Dr. Haenle das Document mit unterzeichnete. Selbſt Helene muß in ihren Memoiren dies als höchſt wahrſcheinlich hinſtellen; ſie ſchreibt nämlich: „Ob jene, ebenſo

geistlos groben, wie unglaublich herzlosen Antworten, die mir später in den Mund gelegt worden sind, wirklich von mir gegeben wurden — ich glaube es kaum, will es aber bei meiner entsetzlich gereizten, fast bis zur Nervenkrisis gehenden Abneigung gegen Rüstow als möglich zu lassen.“ Selbstverständlich behauptet sie in ihren Memoiren, auch zu diesem Verhalten vor Rüstow und Haenle von ihrem Vater gezwungen worden zu sein, und betont sodann noch, daß sie in Dr. Haenle ihre letzte Hoffnung gesetzt und diesem habe schreiben wollen. Allein es kann kaum mehr bezweifelt werden, daß zu der Zeit, als diese Unterredung stattfand, die Liebe Helenens zu Lassalle bereits erkaltet war. Erschien sie doch auch zu der Unterredung in coquettem Putz, bewegte sich in voller Gleichgültigkeit und spielte beständig mit den an ihren von durchsichtigem Tüll bedeckten Armen haftenden Bracelets. Und ihre Kammerjungfer hatte bereits bekundet, daß Helene unbegreiflicherweise von ihrem Racowitza ganz entzückt sei und an Lassalle nicht mehr denke; auch erzählten die Nachbarsleute, daß Helene mit ihrem Walachen auf dem Grase des Hausgartens in den zärtlichsten Umarmungen schwelge. Wenn in letzterer Beziehung auch viel auf Rechnung des Altweiberklatsches gesetzt werden muß, so kann doch wohl die Stimmung Helenens zum mindesten nicht so verzweifelt gewesen sein, wie sie in ihren Memoiren glauben machen will.

Als Lassalle von der Unterredung erfuhr, tobte er wie ein Wahnsinniger. Nicht nur, daß er seine

Liebe vernichtet ſah, ſo ſah er, der ſtolze, eitle Mann, ſich auch verrathen, verhöhnt, dem Spotte preisgegeben. Furchtbar waren ſeine Verzweiflungs- und Wuthausbrüche, die ſich insbeſondere gegen die Familie Dönniges richteten.

Nachdem er ein wenig ruhiger geworden war, telegraphirte er an alle ſeine Freunde, die für ihn in dieſer Sache thätig waren, ſie möchten alle weiteren Schritte einſtellen. Unter Anderem ging folgende Depeſche an Richard Wagner in Starnberg bei München ab: „Ich habe wegen abſoluter Unwürdigkeit der Perſon verzichtet. Beſten Dank für guten Willen; nichts mehr thun. Laſſalle.“

Da in Folge der obigen Unterredung, deren Mittheilung auf Laſſalle einen ſo außerordentlichen Eindruck machte, Dr. Haenle ſeine Miſſion als beendet anſah, ſo reiſte derſelbe alsbald von Genf wieder ab. Vorher richtete er jedoch an Herrn von Dönniges folgenden Brief:

„Genf, 26. Auguſt 1864.

Verehrteſter Herr Geſchäftsträger!

Der Bericht, den Herr Oberſt Rüſtow und ich über Form und Inhalt der heutigen Erklärungen Ihrer Fräulein Tochter wahrheitsgetreu an Herrn Laſſalle erſtatten mußten, hat auf dieſen einen Eindruck gemacht, durch welchen das in Ausſicht geſtellte Schreiben Ihrer Fräulein Tochter ebenſo, wie jede weitere anwaltliche Thätigkeit überflüſſig wird. Ich verlaſſe daher Genf, verabſchiede mich

auf diesem Wege und benutze diesen Anlaß zur Versicherung vorzüglichster Hochachtung.

Ihr ganz ergebenster

Haenle."

Helene fand also keine Gelegenheit mehr, an Dr. Haenle den angekündigten Brief abzuschicken.

Der Zorn Lassalle's richtete sich selbstredend und wie auch schon oben erwähnt in erster Linie gegen die Familie Dönniges und ohne lange Ueberlegung erfolgte nun seinerseits die Provocation zum Duell, wie aus den nachfolgenden Briefen hervorgeht:

„Genf, 26. August.

Herrn v. Dönniges, Hochwohlgeboren.

Nachdem ich durch den Bericht des Oberst Rüstow und des Herrn Dr. Haenle vernommen habe, daß Ihre Tochter Helene eine verworfene Dirne ist und es folgeweise nicht länger meine Absicht sein kann, mich durch eine Heirath mit ihr zu entehren, habe ich keinen Grund mehr, die Forderung der Satisfaction für die verschiedenen mir von Ihnen widerfahrenen Avanien und Beleidigungen länger zu verschieben und fordere Sie daher auf, mit den beiden Freunden, die Ihnen diese Erklärung überbringen, die erforderlichen Verabredungen zu treffen.

F. Lassalle."

„Genf, 26. August.

Herrn v. Racowitza, Hochwohlgeboren.

Nachdem Sie durch den Oberst Rüstow zum Theil über das zwischen mir und Fräulein Helene

von Dönniges bestehende Verhältniß unterrichtet worden sind, würde es Ihnen vielleicht auffallend erscheinen können, nicht von mir aufgesucht und über die Uebernahme der eigenthümlichen Rolle, die man Ihnen zugetheilt hat, zur Rede gestellt zu werden.

Zur Erklärung dessen übersende ich Ihnen Abschrift der Sie interessirenden Stelle eines Briefes, den ich soeben an Herrn von Dönniges zu richten mich genöthigt sah.

Sie ersehen daraus, daß Sie in mir keineswegs mehr einen Rivalen haben, und daß ich Ihnen ein Glück von nun an ungetheilt gönne, auf das ich meinestheils nach den heute erlangten Ueberzeugungen freudig verzichte.

Mit aufrichtiger Theilnahme

F. Lassalle."

Also war es Lassalle, der zum Duell forderte, und zwar in einer Weise, die man am wenigsten chevaleresk nennen kann. Früher war er ein Gegner des Duells gewesen und hatte wiederholt seiner Principien wegen Duellforderungen abgelehnt, wie dies z. B. Julian Schmidt erfahren hatte. Jetzt war er es selbst, der, noch dazu in rohen Redensarten wie ein Klopffechter, zum Duell provocirte! Er sollte es schwer büßen!

Am Tage nach der Absendung der obigen Briefe setzte er sein Testament auf. Dasselbe lautet:

„Dies ist mein Testament.

Durch Zeitmangel gedrängt, testire ich in Eile durch folgendes olographisches Testament, welches

in jeder Form, in welcher es am besten Bestand hat, aufrecht erhalten werden soll.

Zur Erbin meiner Hinterlassenschaft soweit über dieselbe nicht durch nachstehende Legate und Bestimmungen verfügt ist, setze ich meine Mutter ein, zu Testamentsexecutoren die Herren Rechtsanwalte Holthoff und Lothar Bucher zu Berlin.

Ich vermache hierdurch der Gräfin Sophie von Hatzfeld eine lebenslängliche Leibrente von zwölfhundert Thalern jährlich, die ihr unter allen Umständen und primo loco aus meinem Vermögen ausgezahlt werden soll.

Ich vermache ferner dem Oberst Wilhelm Rüstow in Zürich eine jährliche Rente von achthundert Thalern. Diese soll ihm bis zum Jahre 1870 incl. ausgezahlt werden, wenn in diesem Jahre mein Antheil an der Dividende der Breslauer Gas-Actien-Gesellschaft erlöschen sollte. Sollte aber, wie ich nicht zweifle, im processualischen Wege die Fortdauer meines Anspruchs entschieden werden, oder im Wege des Vergleichs ein Aequivalent meinen Rechtsnachfolgern gezahlt werden, so soll diese Rente an Rüstow lebenslänglich gezahlt werden.

Mit den gleichen Bestimmungen vermache ich eine Rente von 566 Thlrn. Herrn Lothar Bucher in Berlin und eine Rente von 200 Thalern dem Herrn Candidat Aleri, Lehrer in Neuruppin.

Aus meiner Bibliothek soll sich Herr Lothar Bucher 200 Bände, dann Dr. von Schweitzer und

Herr Candidat Alexi jeder 100 Bände auswählen dürfen. Der Rest der Bücher soll meistbietend zu Gunsten der Masse versteigert werden.

Ich bestimme ferner, daß während der Dauer von 5 Jahren jährlich 500 Thaler dem Secretär des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins in Berlin, Herrn Eduard Wilms, ausgezahlt werden, damit dieser sie nach seinem Belieben zur Agitation für den Verein bestens und gewissenhaft verwende. An Wilms selbst soll zum Lohn für seine Bravheit eine jährliche Rente von 150 Thlrn. außerdem aus meinem Vermögen gezahlt werden.

Dem Allemeinen deutschen Arbeiterverein empfehle ich zu meinem Nachfolger den Frankfurter Bevollmächtigten Bernhard Becker zu wählen. Er soll an der Organisation festhalten! Sie wird den Arbeiterstand zum Sieg führen.

Herrn von Hofstetten vermache ich meine sämmtlichen Waffen, sowohl die auf den drei Waffenschildern, als die andern. Dem Rechtsanwalt Holthoff vermache ich meine marmorne Minerva nebst Piedestal und eine Summe von 2000 Thalern.

Herrn Hans von Bülow vermache ich meinen Apollo nebst Untersatz, Lothar Bucher den Satyr, alle meine Alabasterstatuen der Gräfin.

Meine sämmtlichen Briefschaften und Papiere vermache ich der Gräfin. Die gelehrten und schriftstellerischen Aufsätze und Notizen soll sie an Bucher ausliefern. Das Eigenthum an meinen

ſämmtlichen ſchriftſtelleriſchen und gelehrten Werken vermache ich L. Bucher.

Mein ſämmtliches Silbergeſchirr ſoll zwiſchen meiner Mutter und der Gräfin gleich getheilt werden. Alles Mobiliar, worüber vorſtehend nicht beſonders verfügt iſt, wird zu Gunſten der Maſſe verſteigert.

Die Koſten einer Reiſe nach Genf und zurück nach Berlin ſollen Herrn von Hofſtetten aus der Maſſe erſetzt werden. Dr. Guſtav Schöneberg in Stettin ſoll ſich noch nach den Obengenannten 100 Bände aus meiner Bibliothek wählen können.

An Georg Herwegh ſoll ein Legat von 100 Napoleons gezahlt werden.

In ſehr großer Eile und durch den Zeitmangel an ſorgfältiger Ausarbeitung gehindert, habe ich dies Teſtament hier in Genf, wo der Code Napoleon gilt, als olographiſches Teſtament aufgeſetzt, wiederhole aber, daß es in jeder Form gelten ſoll, in der es am beſten beſtehen kann.

Eigenhändig geſchrieben und unterſchrieben.

Genf, den 27. Auguſt 1864.

Ferdinand Laſſalle."

Ueber das Duell berichtet Rüſtow in dem Buche der Gräfin:

„Die Würfel waren gefallen, die Briefe Laſſalle's an Herrn von Dönniges und Herrn von Racowitza abgeſchickt. Ich war in Verzweiflung, aber die Sache ließ ſich nicht ändern, ebenſowenig, wie ſie hat verhindert werden können. Laſſalle bat Oberſt Becker und

mich, ihm vorkommenden Falles zu secundiren; da Becker aus principiellen Gründen ablehnte, wählte er (Lassalle) an seiner Statt den ungarischen General Bethlen; die Weigerung Becker's war auch der Grund gewesen, daß der Brief an Dönniges, statt durch Becker und mich überbracht zu werden, durch einen Commissionär besorgt worden war.

Noch an demselben Abend ging ich zweimal in das Haus des alten Dönniges, fand ihn aber nicht. Am 27. Vormittags begab ich mich zu General Bethlen, um mit ihm zu Dönniges zu gehen, er konnte mich aber nicht begleiten, und ich kehrte deshalb in das Hotel Victoria zurück, um zu sehen, ob mittlerweile dort eine Botschaft von Seiten des alten Dönniges eingetroffen sei. Im Salon der Frau Gräfin von Hatzfeld fand ich Lassalle, der mich bald auf sein Zimmer führte. Er wollte mir mein Ehrenwort abnehmen, mit der Frau Gräfin nichts über die ganze Angelegenheit zu reden, was ich jedoch entschieden verweigerte. Er theilte mir darauf mit, daß am Morgen Graf Kayserlingk und Dr. Arndt bei ihm gewesen seien, um ihn im Namen des Herrn von Racowitza zu fordern. Ich erklärte, auf diese Forderung könne er sich nicht einlassen, ehe der alte Dönniges ihm Genugthuung gegeben. Dieser habe die Priorität, und es sei gegen alle Regeln, dem Herrn von Racowitza, der sich hier wieder dazwischen schieben lasse, zu Gefallen zu sein. Lassalle antwortete, mich bei meiner Freundschaft beschwörend, es dürfe unter keinen Umständen eine Verzögerung

eintreten; um zwölf Uhr würden Kayserlingk und Arndt wieder bei ihm sein, um mich zu treffen.

Ich protestirte, sah aber bald, daß Lassalle entschlossen war, und fügte mich in das Unvermeidliche.

Ich blieb auf Lassalle's Zimmer. Zur angegebenen Stunde kamen die beiden Herren und machten mir, nachdem Lassalle sich entfernt, ihre Mittheilung. Ich wies nachdrücklich auf die Priorität des alten Dönniges hin; allein man zeigte mir an, daß dieser in aller Eile nach Bern entflohen sei und die Vertretung der Familienehre seinem künftigen Schwiegersohne anvertraut habe. Man äußerte das Verlangen, daß das Duell noch am selbigen Abend — 27. August — stattfinden solle. Hiergegen protestirte ich auf das Entschiedenste, hervorhebend, daß ich in so kurzer Zeit den zweiten Secundanten nicht zur Stelle haben könne. Man kam zu keinem definitiven Beschluß und schließlich wurde verabredet, daß die Herren um drei Uhr in meine Wohnung kommen sollten.

Nachdem die Herren sich entfernt, erstattete ich Lassalle Bericht über die Zusammenkunft. Nochmals brachte ich die Prioritätsfrage vor und drang auf Ablehnung der Forderung Racowitza's. Lassalle wies aber mit Heftigkeit jeden Aufschub zurück. Ich erwiderte, die Sache habe keine solche Eile; Bethlen schien ebenfalls einen Aufschub zu wünschen — doch Lassalle wollte auf Nichts hören und forderte mich peremtorisch auf, für den nächsten Morgen Alles für das Duell anzuordnen.

Was ſollte ich thun? Laſſalle war von ſeinem Entſchluß nicht abzubringen. Meine Aufgabe war nun, die nöthigen Vorbereitungen möglichſt günſtig für Laſſalle zu treffen, falls das Duell nicht zu verhindern ſei, was ich immer noch für möglich hielt.

Zunächſt eilte ich zu General Bethlen, theilt ihm Alles mit und beſtellte ihn auf 3 Uhr zu mir.

Um 3 Uhr Nachmittags erſchienen General Bethlen, Graf Kayſerlingk und Dr. Arndt in meiner Wohnung. Ich verſuchte ein Arrangement zu bewerkſtelligen. Die Gegenpartei beſtand auf folgenden Bedingungen: Abbitte ſeitens Laſſalle's und Rückgabe der Briefe des Fräulein von Dönniges.

Dies mußten wir zurückweiſen. Da ich aber doch die Hoffnung auf eine gütliche Beilegung nicht aufgeben wollte, veranlaßte ich, daß eine nochmalige Zuſammenkunft bei mir auf Abends 8 Uhr feſtgeſetzt wurde. Hierauf wurde der Modus des Duells für den Fall, daß es ſtattfinden ſollte, feſtgeſetzt. Die Gegner beſtanden auf gezogenen Piſtolen, wir auf glatten, und unſer Vorſchlag ging auch durch. Ich wußte aber, daß glatte Piſtolen ſchwer zu haben waren, daß in ganz Genf blos Ein gutes Paar exiſtirte.

In das Victoria-Hotel zurückgekehrt, bat ich Laſſalle, ſich etwas einzuſchießen, und gab ihm einen Ort an, wo er Gelegenheit habe. Er erklärte das aber für „„dummes Zeug.““ Wie ich nachträglich erfuhr, war Herr v. Racowitza anderer Anſicht, wenigſtens hieß es allgemein in Genf, er habe an

dieſem Nachmittag auf dem Schützenſtand 150 Uebungsſchüſſe abgefeuert.

Mit Becker — an den ich mich wendete, weil er den Büchſenſchmied kannte, der das geeignete Paar Piſtolen hatte — und mit Herrn Dr. Arndt holte ich hierauf die Piſtolen, um ſie einzuſchießen. Ich hatte noch viel zu thun und bat deshalb Becker, ſie einzuſchmieren.

Um 8 Uhr war zweite Zuſammenkunft in meiner Wohnung. Alle Verſuche, zu einem Arrangement zu gelangen, blieben fruchtlos. Die Gegenpartei beharrte auf ihren Forderungen, die nicht blos ich, ſondern auch General Bethlen für unzuläſſig hielt. Ich war indignirt über die Forderung. Laſſalle, der ſo tief gekränkte, ſollte abbitten! Das Duell wurde nun auf den 25. Morgens feſtgeſetzt.

Gegen 9 Uhr kam Becker mit dem Büchſenſchmied, ſagte, daß an der einen Piſtole eine Feder geſprungen ſei, und brachte zwei Paar andere, ganz ſchlechte, glatte Piſtolen, außerdem noch ein Paar gezogene (Kuchenreuter). (Wie es demnach ſcheint war Becker, da er das Duell nicht hindern konnte, nunmehr bemüht, das Duell möglichſt ungefährlich zu machen, indem er ein Paar ſchlechte, glatte Piſtolen brachte, da vorher, wohl nicht ganz ohne ſeine Veranlaſſung, eine Feder an der einen Piſtole des guten Paares geſprungen war. D. V.) Ich verlangte, die Feder ſolle gemacht werden und zwar ſogleich, und entſchloß mich, um ganz ſicher zu gehen, ſelbſt mit zum

Büchsenschmied zu gehen. In seiner Wohnung angekommen, erklärte mir dieser, wegen des Belagerungszustandes — in Folge der bekannten Genfer Augustereignisse — könne er bei Nacht nicht arbeiten, den andern Morgen in aller Frühe werde er die Feder machen. Ich gestehe, daß ich über dieses Hinderniß beinahe mein kaltes Blut verlor, zumal ich ohnehin schon in einer sehr gereizten Stimmung war.

Es mochte unterdessen 10 Uhr geworden sein, und ich begab mich nun in's Victoria-Hotel, wo ich schon am Morgen ein Zimmer bestellt hatte, um bei Lassalle sein zu können. Ich theilte ihm das Vorgefallene mit, und er nöthigte mich dann, einen Brief an Dr. Arndt zu schreiben, in welchem ich diesem sagen mußte, daß möglicherweise für den 28. keine glatten Pistolen zu haben wären: für den Fall nehme er gezogene an, und da der General Bethlen solche absolut verwerfe, würde er dann an dessen Statt Herrn von Hofstetten zum Secundanten wählen. Diesen Brief besorgte Herr von Hofstetten selbst noch um 11 Uhr Nachts.

Ich unterhielt mich noch bis um Mitternacht mit Lassalle und machte ihn namentlich darauf aufmerksam, daß wir die Stellung beim Duell beliebig ausgemacht hätten, damit er sich nach seiner Bequemlichkeit postiren könne, und daß er doch nicht, wie es seine fehlerhafte Gewohnheit war, zu lange zielen möchte, da er nicht allein schieße u. s. w.

Um Mitternacht ging ich zu Bette. Schon um drei Uhr des andern Morgens stand ich auf und

eilte, nachdem ich mich angekleidet, in meine Wohnung, wo ich mehrere Kleinigkeiten zu holen hatte. Von da ging ich zum Büchsenschmied, fand ihn — um 4 Uhr — an der Arbeit, nahm gleich die eine Pistole mit und kehrte in's Victoria-Hotel zurück. Um 5 Uhr weckte ich Lassalle, der sanft schlief. Zufällig sah er gleich die Pistole. Er ergriff sie, fiel mir um den Hals und sagte: „„Da habe ich ja gerade, was für mich paßt!““

Um $5^1/_2$ Uhr war ich wieder beim Büchsenschmied und erhielt nun auch die andere Pistole, die ich in's Hotel brachte.

Dann holte ich Bethlen ab.

Nach $6^1{}_2$ Uhr fuhren wir mit Hofstetten, den Lassalle für alle Fälle mitnehmen wollte, nach Carrouge, einer Vorstadt von Genf, ab. Hier sollten sich die Parteien um $7^1/_2$ Uhr treffen. Vor der Abfahrt hatte mir Lassalle sein Testament übergeben, das ich im Fall eines unglücklichen Ausgangs der Frau Gräfin von Hatzfeld zur Beförderung an die Genfer Justiz übergeben sollte; wie auch geschehen ist. Vor 7 Uhr waren wir in Carrouge. Unterwegs hatte mich Lassalle wiederholt gebeten, ich möge doch machen, daß das Duell auf französischem Boden stattfinde, damit er doch in Genf bleiben und die Angelegenheit mit dem „„alten Ausreißer““ erledigen könnte. So sehr ich mich über seine Sicherheit freute, war mir das doch zu arg. Ich bemerkte ihm, daß er auf der Mensur nicht allein stehe, und daß jede Kugel treffen könne; man dürfe einen

Gegner nie verachten. Aber meine Worte machten keinen Eindruck.

Vor 7 Uhr waren wir in Carrouge, und da die Gegenpartei noch nicht angekommen war, warteten wir; Lassalle, der nicht die geringste Aufregung verrieth, trank eine Tasse Thee.

Um 7½ Uhr kamen die Andern. Sie hatten den Dr. Seiler bei sich, der einen passenden Ort kannte. Sie fuhren voraus, und wir folgten. Hofstetten ließen wir in Carrouge zurück, er sollte in einer Droschke nachfahren. In der Nähe des Platzes, den Dr. Seiler im Auge hatte, stiegen wir aus und gingen durch das Gebüsch, bis wir an Ort und Stelle waren.

Ich wurde durch das Loos dazu bestimmt, für den ersten Schuß (also war mehrmaliger Kugelwechsel ausgemacht) zu laden und das Commando zu geben.

Die Parteien wurden nun auf die Mensur gestellt, während ich lud. Man ermahnte mich von mehreren Seiten, ja recht accentuirt und laut zu commandiren; dieser Ermahnung bedurfte es natürlich nicht. Für jeden Schuß waren 20 Secunden gegeben, welche von dem ladenden Secundanten dadurch zu markiren waren, daß er beim Anfang 1, bei 10 Secunden 2, bei 20 Secunden 3 commandirte. Ich beobachtete die Vorsicht, vorher noch: „„Achtung!““ zu rufen.

Ich gab das Commando 1. Kaum 5 Secunden nachher fiel der erste Schuß und zwar von Seiten

des Herrn von Racowitza. Unmittelbar nachher, es verging nicht eine Secunde, antwortete Lassalle.

Er schoß vorbei, er hatte den Tod schon im Leibe. Es war ein Wunder, daß er überhaupt noch hatte schießen können.

Nachdem er gefeuert, trat er unwillkürlich zwei Schritte links. Nun erst hörte ich — denn ich hatte auf die Uhr sehen müssen — wie Jemand (ich weiß nicht, war es General Bethlen oder Dr. Seiler) fragte: „„Sind Sie verwundet?““

Darauf antwortete Lassalle: „Ja.“

Wir führten ihn nun sogleich auf eine Decke, wo man ihn niederlegte und den ersten Verband anlegte.

Während die Gegenpartei sich entfernte, führten Dr. Seiler und ich Lassalle zu einer Kutsche und halfen ihm hinein. Wir beide fuhren mit ihm und unterstützten ihn unterwegs so gut es ging. Bethlen fuhr mit Hofstetten in der Droschke zurück, in welcher der letztere gekommen war.

Ich ließ den Kutscher die Wege einschlagen, wo es kein Pflaster gab. Nur 200 Schritte weit hatten wir über Steine zu fahren.

Lassalle war unterwegs sehr still; nur, als wir über das holperige Steinpflaster kamen, sprach er von dem Schmerze, den ihm die Wunde verursache, und fragte, ob wir bald zu Hause seien.

Daß die Wunde gefährlich, wußte ich aus Erfahrung. Daß sie tödtlich sei, erfuhr ich erst gegen Mittag, als ich auf sein Dringen zu einem Notar eilte, von Dr. Seiler, der mir begegnete.

Als der Notar kam, schickte ich ihn wieder fort, weil Lassalle mir damals nicht in dem Zustand schien, Jemand zu empfangen.

Den Tag darauf mußte ich aber auf den dringend ausgedrückten Wunsch Lassalle's zum Advocaten Amberny gehen, mit dem er noch über sein mir vorher schon übergebenes Testament sprechen wollte. Amberny fand das Testament ganz in der Ordnung, und in seiner Gegenwart wurde es von Lassalle wieder versiegelt, der auch eine neue Adresse darauf schrieb. . . ."

So weit Rüstow's Bericht.

Auf dem Schmerzenslager sprach Lassalle nur wenig noch, fast gar nichts. Nur einmal schnellte er vom Schmerz empor und verlangte stürmisch zu trinken. Um seinen Schmerz zu stillen, wurde ihm so viel Opium eingegeben, daß er fortwährend davon ganz betäubt war. Die ihn behandelnden Aerzte erklärten seinen Zustand für hoffnungslos, auch die telegraphisch herbeigerufenen Aerzte Professor Dr. Chelius aus Heidelberg und Dr. Billroth aus Zürich schlossen sich dieser Ansicht an.

Schon nach drei Tagen, am Mittwoch, den 31. August 1864, Morgens 7 Uhr starb Lassalle; er hatte ein Alter von 39 Jahren und fünf Monaten erreicht.

Es möge noch ein anderer, kürzerer Bericht über die Vorgänge beim Duell hier Platz finden:

„. . . Kurz nach 8 Uhr waren die Vorbereitungen zu Ende. Lassalle stand mit der linken Schulter

etwas nach vorn gebeugt; — in dem Augenblicke, als er losdrücken wollte, blitzte Racowitza's Pistol auf, eine Kugel drang Lassalle von der linken Seite her an der tiefsten Stelle in den Unterleib, zerriß alle edlen Theile und drang an der rechten Seite wieder heraus. Der in demselben Moment von Lassalle abgefeuerte Schuß hatte nicht getroffen. Lassalle hielt sich noch einige Zeit aufrecht, er wurde in's Victoria-Hotel gebracht, schleppte sich, was bei den erhaltenen Wunden fast unmöglich scheint — selbst die Treppe hinauf, brach dann aber zusammen und wurde zu Bette gebracht."

Rüstow schließt seinen Bericht mit folgender Betrachtung:

„Nachträglich noch eine Bemerkung über den tödtlichen Schuß.

Wenn man die Ursache des Duells betrachtet; —

Wenn man speciell frühere Aeußerungen des Fräulein v. Dönniges erwägt, die sie dem Herrn v. Racowitza gegenüber gethan haben wollte, nämlich: sie werde ihm nie treu bleiben, sobald sie Lassalle wieder begegne —

Wenn man betrachtet, daß Herr v. Racowitza sich am Nachmittag des 27. August sehr sorgfältig eingeschossen: —

so muß einem unwillkürlich der Gedanke kommen, daß Herr von Racowitza sich diesen Schuß einstudirt habe.

Das habe ich wiederholt öffentlich gesagt und das bleibt bestehen. Wollte ich aber eine Gewißheit darüber aussprechen, so würde man mich einfach auslachen.'

Und in einer von Tölke verfaßten und im Jahre 1873 erschienenen Broschüre, welche von der Generalversammlung des damals noch der Eisenacher Partei feindlich gegenüberstehenden streng Lassalleanischen „Allgemeinen deutschen Arbeiter-Vereins" geprüft worden war, heißt es ähnlich:

„Man kann sich des Verdachtes unmöglich erwehren, daß die ganze Verlobungs- und Duellgeschichte, welcher Lassalle zum Opfer fiel, planmäßig angelegt und durchgeführt wurde, in der Absicht, Lassalle zu beseitigen. — Man rechnete dabei auf das große Ehrgefühl und die Reizbarkeit Lassalle's. — Welche Kräfte dazu mitgewirkt haben, daß es einer „verworfenen Dirne" aus adligem Geschlechte gelang, den Geistesriesen in ihrem Netze zu fangen, um ihn dann tödtlich zu beleidigen und dadurch zum Duell zu treiben, damit er durch den „ersten Schuß" eines Junkers aus der Walachei auf schweizerischem Gebiete niedergestreckt wurde — welche Hände die geheimen Fäden dieses Dramas gesponnen und geleitet, bis sie vom Blute des gefürchteten Arbeiterapostels geröthet waren —, darüber wird wohl ewig der dunkle Schleier des Geheimnisses ausgebreitet bleiben."

Es ist klar, daß diese Auslassungen nur auf die Bestrebungen von Lassalle's Freunden und Anhängern zurückzuführen sind, das keineswegs lobenswerthe Verhalten Lassalle's in dieser Angelegenheit zu beschönigen

seinen Tod, den er leichtsinnig selbst in seiner tollen Liebesaffaire aufsuchte, als einen solchen hinzustellen, den die „besitzenden Klassen" gegen den gefürchteten Apostel und Agitator der „nichtbesitzenden Klassen" durch alle möglichen und unmöglichen Intriguen herbeizuführen beflissen waren, also als einen „Märtyrertod für die Arbeitersache."

Aus den obigen Aufzeichnungen, die zum Theil von Socialdemokraten selbst herrühren, geht aber unbestreitbar das gerade Gegentheil der obigen Deductionen hervor. Nicht Lassalle war beleidigt worden, sondern er selbst hatte auf die roheste Weise beleidigt, mit dem ausgesprochenen Zwecke, ein Duell herbeizuführen. Er büßte seine Unbesonnenheit mit dem Tode! —

Gleich nachdem sein Tod bekannt geworden war, bildete sich in Genf ein internationales Comité aus Republikanern aller Länder, um eine großartige Todtenfeier zu veranstalten. Diesem Comité gehörten u. A. an: Oberst Becker aus Biel, General Graf Bethlen aus Ungarn, Bakunin aus Rußland, Friedrich Bosak aus Polen, Elie Ducomme und James Fazy aus Genf, Francesco Garrida aus Madrid, General Georg Klapka aus Ungarn, Alexander Herzen aus Rußland, Friedrich Reusche aus Groß-Glogau, Thaddäus Strinski aus Polen, sowie Giuseppe Pino und Giuseppe Zamperini aus Rom. Die Todtenfeier, zu welcher sich über 4000 Personen eingefunden hatten, wurde am 2. September im **Temple unique** in Genf abgehalten.

Den Leichnam Laſſalle's ließ die Gräfin einbalſamiren und führte denſelben mit nach Deutſchland, in der Abſicht, den theuren Todten an allen den Orten auszuſtellen, wo er gewirkt und ſich eine größere Anzahl Anhänger erworben hatte, allein ſowohl die preußiſche Regierung als auch die Angehörigen Laſſalle's legten ſich in's Mittel und vereitelten den Plan der Gräfin, indem dieſe angewieſen wurde, die Leiche Laſſalle's direct nach Breslau transportiren zu laſſen. In Breslau langte die Leiche am 14. September an und wurde dort in der Laſſalle'ſchen Familiengruft auf dem jüdiſchen Friedhofe beigeſetzt. Das einfache Denkmal, das Laſſalle am 21. December 1864 an der Stelle, wo er ſeinen ewigen Schlaf ſchläft, errichtet erhielt, trägt folgende Inſchrift:

„Hier ruhet was ſterblich war
von Ferdinand Laſſalle
dem Denker und Kämpfer."

— — — — — — — — — — —

Laſſalle war todt! Nach kaum einem halben Jahre reichte Helene ihre Hand demjenigen, der ihren „herrlichen Aar" getödtet; freilich nur zu einem kurzen Ehebunde, denn Herr von Racowitza ſtarb bald darauf.

Wir wollen Helene wegen dieſes Schrittes nicht richten. Beſchreibt ſie doch in ihren Memoiren, welche Höllenqualen ſie erdulden mußte, und wie Alles ſie zu dem Ehebunde mit Racowitza drängte. Mag da auch Wahrheit und Dichtung mit untermiſcht ſein — ſoviel ſteht feſt, ſie hat ihr Vergehen an Laſſalle

(und ein solches bleibt es trotz alledem) durch Mißhandlungen ihrer Angehörigen, durch Lassalle's Tod, an welchem doch sie die Veranlassung war, sowie durch Selbstvorwürfe reichlich gebüßt.

— — — — — — — — — — —

Lassalle ist todt! Was ist in den fünfzehn Jahren, die seit seinem Tode verflossen sind, aus der von ihm in's Leben gerufenen Arbeiterbewegung geworden? Wie würde Lassalle staunen, wenn er heute wiederkäme! Seine Lehren sind zum Theil durch andere ersetzt, die nichts mit denselben gemein haben, theils sind sie durch halbgebildete Agitatoren gänzlich unverstanden in die Volksmassen eingedrungen und haben dadurch letztere noch mehr verwirrt, als es sonst der Fall sein würde. Die ganze Richtung der durch Lassalle hervorgerufenen Arbeiterbewegung ist eine andere geworden, als sie bei seinen Lebenszeiten war. Lassalle war gut national gesinnt und sah ein, daß es Preußens Mission sein müsse, Deutschland einig zu machen. Seine jetzigen Anhänger haben sich aber vom Vaterlande losgesagt und sind zur Internationalen übergegangen, und die Consequenzen der Principien dieser Vereinigung schufen die Königsmörder. Wie würde heute Lassalle mit seiner gewaltigen Stimme unter diejenigen wettern, die, seinen Namen mißbrauchend, sich seine Nachfolger, seine Anhänger nennen!

Lassalle hatte auch noch nicht das letzte Wort bezüglich seiner Bestrebungen gesprochen. Wie er in den Briefen an die Gräfin zu erkennen giebt, daß es

ihm so ernst mit seiner Arbeiterbewegung nicht sei (und auch seine Briefe an Rodbertus bekunden dies), so ließ sich von ihm auch erwarten, daß er bei geeigneter Gelegenheit, wo es seiner Eitelkeit eben dienlich sein konnte, manche von ihm aufgestellte Lehrsätze widerrufen und dadurch die Arbeiterbewegung von dem Wege des Umsturzes der bestehenden Ordnung und Gesellschaft wieder zurückführen würde.

So haben nicht nur Lassalle's „Parteigenossen", sondern auch in erster Linie seine politischen Gegner seinen zu frühen Heimgang, das tragische Geschick, dem er zum Opfer fiel, tief zu beklagen.

Druck von Alexander Wiede in Chemnitz.

Im Verlag von **Ernst Schmeitzner** in **Chemnitz** ist erschienen und durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes zu beziehen

Friedrich Nietzsche's Schriften.

Der 1. Band derselben

Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik

Preis 3 Mark 60 Pfg.,

erschien im Jahre 1872 in erster und im Jahre 1878 in zweiter mit Zusätzen vermehrter Auflage. Unter dem Gesichtspunkt der Schopenhauer'schen Weltanschauung gibt dieses Werk zunächst eine philosophisch-historische Betrachtung der griechischen Tragödie: Das in der hellenischen Kultur anfänglich vorherrschende apollinische dem **Schauen** zugewandte Element gebiert das Epos aus sich; das später hervorbrechende **dyonisische**, dem Rausche ähnliche Element erzeugt die Lyrik und dem Dithyrambus. Die Gestaltung der Tragödie vollzieht sich durch Verbindung des Dyonisischen mit dem Apollinischen: Musik und Mythus durchdringen sich gegenseitig im tragischen Kunstwerk. Die Ursache von dessen baldigem Verfall wird in der um sich greifenden sokratischen Verstandeskultur gefunden. — Der zweite Theil des Werkes wendet die tiefsinnigen Entdeckungen über das Wesen der Tragödie, den tragischen Künstler und eine ihm gemäße Kultur auf unsere Zeit und die in ihr sich entwickelnde musikalische Tragödie an: Dieser Theil gibt sonach **die erste, mit Ernst unternommene Interpretation von Rich. Wagners Kunst und deren Konsequenzen in ästhetischer und kulturhistorischer Hinsicht.**

In den Jahren 1873 bis 1876 veröffentlichte Nietzsche unter dem Titel

Unzeitgemäße Betrachtungen

vier Bücher, die sich die Aufgabe stellen, das in obigem Werke angeregte Problem der Kultur, speciell **der deutschen** Kultur, nach allen Richtungen zu durchforschen, die Prärogativen und Mängel unserer jetzigen sowohl, als auch die Ziele der künftigen Kultur zu bezeichnen und vor Allem jeden berufenen Einzelnen auf Das, was ihm nach der wahren Erkenntniß des Wesens der Kultur selber noth thut, aufmerksam zu machen.

1. Stück:

David Strauß, der Bekenner und der Schriftsteller.

Preis 3 Mark.

In der einleitenden Schilderung der deutschen Bildung und Kultur nach dem 70er Kriege, wird der reine **Begriff der Kultur**, der in Deutschland verloren gegangen scheint, festgestellt und erwiesen. Als Schädiger der wahren Kultur müssen u. A. auch Die erkannt werden, die in Strauß'ens Werk „der alte und der neue Glaube" ihre Ansichten ausgesprochen finden. Die eingehendere Kritik dieses Buches gibt Nietzschen Gelegenheit, seinen hohen Standpunkt in der Frage der Kultur deutlich zu machen, sodaß diese 1. unzeitgemäße Betrachtung die rudimentalen Anschauungen enthält, die zum Verständniß der folgenden erforderlich sind.

2. Stück:
Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben.

Preis 3 Mark.

Nietzsche wendet in dieser unzeitgemäßen Betrachtung sein Augenmerk hauptsächlich der Verderblichkeit der modernen historischen Bildung zu. Er weist nach, warum „Belehrung ohne Belebung", warum Wissen bei dem die Thätigkeit erschlafft, warum Historie als kostbarer Erkenntniß-Ueberfluß und Luxus uns ernstlich verhaßt sein muß, — deshalb, weil es uns noch am Nothwendigsten fehlt, und weil das Ueberflüssige der Feind des Nothwendigen ist. — Eine derartige Betrachtung gab es noch nicht, weder in unserer noch in auswärtiger Litteratur.

---

3. Stück:
Schopenhauer als Erzieher.

Preis 3 Mark.

Dieses Werk bringt, bei Anlaß der Würdigung Schopenhauers als eines der größten Erzieher, alle jene Elemente zur Sprache, welche das Moralische der wahren Cultur ausmachen. Es enthält sozusagen die Ethik, den Lebenskanon aller Hochgesinnten und ist mithin selber ein Buch von höchster erzieherischer Richtung, desgleichen keines zuvor existirte.

---

4. Stück:
Richard Wagner in Bayreuth.

Preis 3 Mark.

Als Festschrift gelegentlich der Bayreuther Spiele geschrieben, sucht diese Betrachtung das Gesammtbild

von Wagner's Individualität und ihren Aeußerungen und Wirkungen verständlich zu machen. Bereits in der „Geburt der Tragödie ꝛc." wies Nietzsche auf Wagner's Bedeutung als Kulturgewalt hin; in vorliegendem Buch wendet er diesem sublimen Thema ein noch eingehenderes Interesse zu. Dem künftigen Biographen Wagner's wird dies Dokument der Gesinnung eines bedeutenden Zeitgenossen unentbehrlich und eine Quelle von höchstem kulturhistorischen Werthe sein.

Von letzterer Schrift ließ die Verlagshandlung eine durch den Verfasser autorisirte französische Uebersetzung erscheinen, betitelt:

Richard Wagner à Bayreuth

par Frédéric Nietzsche.
Traduit en français par M. Baumgartner.

Preis 2 Mark 70 Pfg.

In solcher Gestalt empfiehlt sich das Buch der Theilnahme des Auslandes. Die Uebersetzung trifft, nach dem Urtheil deutschverstehender Franzosen, den Ton des Originals so gut es die französische Sprache ermöglicht. Den Abweichungen vom deutschen Text liegen die Angaben des Autors selbst zu Grunde.

Es folgte im Jahre 1878 Nietzsche's umfassendes Werk:

Menschliches, Allzumenschliches.

Ein Buch für freie Geister.
Dem Andenken Voltaire's geweiht zur Gedächtnißfeier seines Todestages, des 30. Mai 1778.
24 Bogen groß Octav.
broch. 10 Mark, gebd. 11 Mark 50 Pfg.

Dieſes überaus anregende Buch, das

in Rußland verboten

iſt, enthält 638 größere und kleinere Aphorismen und Sentenzen, die ſich nach folgenden Ueberſchriften in neun Hauptſtücke ordnen:

I. Von den erſten und letzten Dingen. II. Zur Geſchichte der moraliſchen Empfindungen. III. Das religiöſe Leben. IV. Aus der Seele der Künſtler und Schriftſteller. V. Anzeichen höherer und niederer Kultur. VI. Der Menſch im Verkehr. VII. Weib und Kind. VIII. Ein Blick auf den Staat. IX. Der Menſch mit ſich allein.

Hierzu publizirte der Verfaſſer im Frühjahr 1879 einen 2. Band

Menſchliches, Allzumenſchliches.

Anhang. Vermiſchte Meinungen und Sprüche.

Preis 5 Mark.

Beide Bände zuſammen bilden ein Ganzes. Der Geſichtskreis der unzeitgemäßen Betrachtungen, der nur die Frage der **deutſchen** Kultur betraf, hat ſich hier zum Ueberblick über die Kultur des geſammten Menſchengeſchlechts erweitert. Außer in der früheren Art ſeines Auftretens zeigt ſich Nietzſche als Moraliſt und als Politiker. Als Erſterer dringt er — gegenüber der metaphyſiſchen Philoſophie, die das Metaphyſiſche ſelber durch ihre modernſten Vertreter zum Spott der Wiſſenſchaft werden läßt — auf das **hiſtoriſche Philoſophiren**, welches die Welt, wie es einzig möglich, aus ihrem **Werden** nicht aber aus

ihrem dem Erkennen unzugänglichen Sein erklärt. Als Moraliſt kommt Nietzſche an der Hand der hiſtoriſchen Betrachtungsart zu den folgenreichſten Aufſchlüſſen, u. A. muß hiernach die Begründung der Moral aus der Metaphyſik, wie ſie Schopenhauer liefert, für unhaltbar befunden worden, inſofern nämlich der hiſtoriſchen Philoſophie eine natürliche Entſtehungsgeſchichte der Moral bereits gelungen iſt: in dem ſpäter aufgeführten Werke Paul Rée's: „Der Urſprung der moraliſchen Empfindungen", als deſſen Erweiterer und Fortſetzer Nietzſche ſich hier bekundet. — Als Politiker urtheilt N., wie durchgängig im Buche, vom parteiloſen Standpunkte des Freigeiſtes aus und vermag durch ſeine erwähnte Betrachtungsart bedeutende Einblicke in das Weſen z. B. des Socialismus, der Beziehung zwiſchen Staat und Religion, der Unentbehrlichkeit der Kriege u. ſ. w. zu geben. Es iſt unmöglich den reichen Inhalt beider Bände in einer kurzen Ueberſicht anzudeuten; als Denkmäler der Freigeiſterei unſeres Zeitalters ſichert ihnen nicht nur ihre Gedankenfülle, ſondern auch ihre meiſterhafte Form einen dauernden Werth in der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes.

In meinem Verlag erſchien ferner

Overbeck, Prof. Dr. Franz. Ueber die Chriſtlichkeit unſerer heutigen Theologie. Streit- und Friedensſchrift.

Preis 3 Mark.

Die Irreligioſität jeder Theologie, ſofern ſie Glauben und Wiſſen in Berührung bringt, des

Beſondern aber die Unchriſtlichkeit der verſchiedenen chriſtlichen Theologien, kennzeichnet der Autor erſchöpfend und mit Superiorität in prägnanten Zügen. Als gründlichſter Kenner der Kirchengeſchichte über allen Parteien ſtehend, muß er doch der kritiſchen Theologie die Aufgabe zuſprechen, das Chriſtenthum gegen alle die Theologien zu vertheidigen, welche es zu vertreten meinen indem ſie es der Welt akkomodiren und, durch Gleichgiltigkeit gegen ſeine Lebensbetrachtung, entweder zu einer todten Orthodoxie ausdörren oder zur Weltlichkeit herabziehen, d. h. es auf beide Weiſen vernichten. Das Ganze ſchließt mit einer Reihe praktiſcher Vorſchläge über die Auswege aus den Schwierigkeiten der Stellung unſerer heutigen Theologie. Neben **Paul de Lagarde's** „Verhältniß des deutſchen Staates zu Theologie, Kirche und Religion", iſt vorliegende Schrift die hervorragendſte Anleitung, Nicht-Theologen über Tendenz und Werth der beſtehenden theologiſchen Parteien zu orientiren, ſomit in eine öffentliche Angelegenheit Licht zu bringen, deren gedeihliche Löſung allzugroße Verwirrung und Unklarheit gefährden.

Overbeck, Prof. Dr. Franz. Studien zur Geſchichte der alten Kirche. Heft 1.

Inhalt: 1. Ueber den pſeudojuſtiniſchen Brief an Diognet. — 2. Ueber die Geſetze der römiſchen Kaiſer von Trajan bis Mari Aurel gegen die Chriſten und ihre Auffaſſung bei den Kirchenſchriftſtellern. — 3. Ueber das Verhältniß der alten Kirche zur Sclaverei im römiſchen Reiche.

Preis 3 Mark.

Von diesen drei eminent gelehrten Aufsätzen, welche die Beziehung der alten Kirche zur griechisch-römischen Außenwelt betreffen, zieht Nummer 1 die Aechtheit eines bis jetzt ohne Widerspruch in's 2. Jahrhundert gesetzten und stets besonders gepriesenen apologetischen Schriftstückes in Frage. Anscheinlich ist es dem Verfasser weniger um dieses seiner Meinung nach weit überschätzte Schriftstück zu thun, als darum, einige Beiträge zur Charakteristik der Apologetik der alten Kirche zu liefern und den Zustand der Unreife zu konstatiren in welchem sich die litterarhistorische Kritik der Theologie noch befindet. — Nummer 2 behandelt die kaiserliche Strafgesetzgebung gegen die Christen im 2. Jahrhundert und die Meinungen darüber in der christlichen Tradition, wobei sich lehrreiche Einblicke in die frühesten Schwierigkeiten und Komplikationen des Verhältnisses der Kirche zum Staate ergeben. — Nummer 3 sucht ein sehr zähes und charakteristisches modernes Vorurtheil gegen die altkirchliche Auffassung der Sklaverei im römischen Reiche aus dem Wege zu räumen, indem nachgewiesen wird, daß man über das eigentliche Interesse dieser Kirche, soweit sie sich mit der antiken Sklaverei befaßt, völlig in die Irre geht, wenn man es in der Erschütterung der politischen Institution als solcher findet.

Das 2. Heft dieser Studien soll binnen Jahresfrist erscheinen.

Reé, Dr. Paul. Der Ursprung der moralischen Empfindungen.

Preis 2 Mark 80 Pfg.

Inhalt: Einleitung. §. 1. Der Ursprung von gut und böse. §. 2. Der Ursprung des Gewissens.

§. 3. Die Verantwortlichkeit und die Willensfreiheit. §. 4. Der Ursprung der Strafe und des Gerechtigkeitsgefühls; über Abschreckung und Vergeltung. §. 5. Der Ursprung der Eitelkeit. §. 6. Der moralische Fortschritt. §. 7. Das Verhältniß der Güte zur Glückseligkeit. Rückblick und Schluß.

Wie bereits bei „Nietzsche, Menschliches ꝛc." erwähnt, gelingt es dieser Schrift, die moralischen Phänomene unter **Vermeidung** metaphysischer Annahmen begreiflich zu machen: nämlich auf Grund der Entdeckungen **La Marck's** und **Darwin's.** Damit ist die Moralphylosophie auf eine ganz neue Bahn gewiesen und diesem Buche gebührt der Ruhm, dies zuerst gethan zu haben. Sein Beurtheiler in der „Jenaer Literaturzeitung" (1877 / Nr. 44) sagt: „Dieses Buch entwickelt in seiner gedrängten und aphoristischen Kürze mehr lichtvolle Gedanken, als viele dickleibige Moralfolianten der herkömmlichen Art. . . . Ein Kapitel z. B. wie das über die Eitelkeit kann sich den besten Moraldeduktionen, die wir besitzen, kühn an die Seite stellen. Zweifellos wird das Buch von allen professionellen Moralisten verdammt werden; um so mehr Zukunft darf es sich versprechen. . . ."

Widemann, Paul. Ueber die Bedingungen der Uebereinstimmung des diskursiven Erkennens mit dem intuitiven. Eine Untersuchung des Ursprungs der Formen und Gesetze des Denkens.

Preis 1 Mark 20 Pfg.

Der Verfaſſer wurde durch die Beobachtung, daß nach den neueren philoſophiſchen Syſtemen, insbeſondere nach Kant und Schopenhauer, die **Principien** und **Geſetze** der anſchauenden und die der abſtrakten reflektiven Erkenntnißweiſe hingeſtellt werden, als ob ſie gänzlich unvermittelt im Erkenntnißvermögen nebeneinander lägen, auf die Entdeckung ihrer durchgängigen intimen Verwandſchaft hingeleitet und es gelang ihm zugleich, die Urſache dieſes Verwandtſchafts-Verhältnißes aufzufinden und in evidenter Weiſe darzulegen. Das Werkchen, welches eine für ſeinen geringen Umfang und nur ſkizzenhafte Ausführung bedeutende Menge anregender kritiſcher Gedanken enthält, will der Verfaſſer nur als Vorläufer eines umfaſſenderen Werkes angeſehen wiſſen, das u. A. auch die genauere Ausführung jener vielleicht epochemachenden Fundamentalerkenntniß liefern ſoll.

Dieſes größere Werk wird betitelt ſein

Die Grundlagen des menſchlichen Erkennens

von Paul Widemann

und ſoll im Frühjahr 1880 in meinem Verlag erſcheinen. Ich mache ſchon jetzt ein philoſophiſches Publikum darauf aufmerkſam.

Dühring, Dr. E. Robert Mayer, der Galilei des 19. Jahrhunderts. Eine Einführung in ſeine Leiſtungen und Schickſale. Mit ſeinem Portrait in Stahlſtich.

Preis 4 Mark.

Robert Mayer (1814—1878) der deutsche Galilei und zweite Begründer der Physik, gehört zu den größten Entdeckern aller Zeiten und Völker, und seine Entdeckung des mechanischen Aequivalents der Wärme und Ausbildung des Princips der Erhaltung der Kraft ist unleugbar die bedeutendste wissenschaftliche That unseres Jahrhunderts. In vorliegender Schrift schildert Dühring das unsterbliche Verdienst Robert Mayer's um die höhere Naturwissenschaft und die empörenden Schicksale, die dem großen Forscher von Seiten einer nichtswürdigen Coterie von Neidern bereitet wurden, in jener überaus lichtvollen, einfachen und dabei schneidigen Sprache, wie wir sie von dem berühmten Gelehrten längst gewohnt sind. Dühring richtet dieses Buch „nicht blos an" „diejenigen, welche sich für Naturwissenschaft, für" „die Art, wie die Wissenschaft zur Welt gebracht" „wird und für die Schicksale ihrer größten Träger" „interessiren. Sie ist auch für diejenigen bestimmt," „welche überhaupt an Geistesthaten und Geistes-" „schicksalen von allgemein menschlicher Tragweite" „theilnehmen."

Dühring ist es gelungen, Robert Mayer ein **redendes** Denkmal zur dauernden Schmach der Feinde und Unterdrücker Robert Mayer's und zur Genugthuung und Freude Aller, die Verdienst haben und Verdienst gelten lassen, zu errichten. Noch ferne Geschlechter werden dem Verfasser Bewunderung zollen für die unerhörte Tapferkeit, mit der er für den großen deutschen Forscher gekämpft und das Infamiengewebe der Gegner desselben zerrissen und bloßgelegt hat.

Meghaduta, das ist der Wolkenbote. Ein Gedicht von Kalidasa. Aus dem Sanskrit metrisch übersetzt von Ludw. Fritze.

Preis broch. 1,50 Mark; eleg. gebd 2 Mark.

Diese berühmte Elégie Kalidasa's, das seelenvollste aller indischen Gedichte, von welchem Goethe sagt: „Meghaduta, den Wolkengesandten, wer schickt ihn nicht gerne zu Seelenverwandten!“ ist hier nach den besten Originaltexten neu übersetzt. Diese Arbeit zeugt von dem ebenso feinen poetischen als kritischen Geiste des gelehrten Sanskrit- und Prakritkenners und zählt zu den vorzüglichsten und treuesten Uebersetzungen, welche jemals von orientalischen Werken geliefert worden sind.

Indisches Theater.

Sammlung indischer Dramen in metrischer Uebersetzung von Ludwig Fritze.

Mit den 3 nachverzeichneten Bänden beginnt diese Sammlung; sie soll nach und nach die bedeutendsten Bühnenwerke der Indier umfassen, und zwar unter Berücksichtigung der neuesten Forschungen, direkt aus der Ursprache übersetzt und mit zahlreichen kulturhistorischen Anmerkungen versehen. Durch ihre Treue im Wiedergeben, durch die Schönheit des deutschen Ausdrucks und Wahrung des morgenländischen Gepräges werden diese Uebersetzungen dazu beitragen die eigenartige dramatische Poesie der Indier jedem Gebildeten in ansprechender und fesselnder Weise zugänglich zu machen. — Jeder Band ist einzeln käuflich und zu Festgeschenken vorzüglich geeignet.

I. Band. **Sakuntala.**

S. VIII. 200. Preis broch. 2 Mark 70 Pfg. eleg. gebd. 3 Mark 50 Pfg.

Das nun seit 90 Jahren in Europa bekannte Drama wird hier nach dem ursprünglicheren und schöneren Texte der bengalischen Recension und mit Benutzung aller zeither ermöglichten kritischen Aufschlüsse dargeboten. Die Vergleichung mit den früheren Uebersetzungen von Forster, Rückert, Lobedanz, Ernst Meier und B. Hirzel wird die Vorzüge der vorliegenden metrischen in's günstigste Licht stellen, sowohl wegen der erwähnten Benutzung des vollendeteren bengalischen Textes, als auch um der fließenden Diktion willen, in welcher es als wahrhaftes Kunstwerk erscheint.

II. Band. **Ratnavali** oder: Die Perlenschnur.

S. XVI. 107. Preis broch. 2 Mark 40 Pfg. eleg. gebd. 3 Mark.

Aus dem Sanskrit zum ersten Male in das Deutsche übersetzt, dürfte dieses Intriguenstück seine Wirkung in Deutschland nicht verfehlen, umsomehr als es geeignet ist den Begriff von der dramatischen Kunst der Indier zu erhöhen, sodann aber in kulturhistorischem Betracht, weil es das Leben und Treiben am Hofe eines despotischen Haremkönigs auf ebenso interessante wie geistreiche und naive Weise zur Anschauung bringt.

III. Band. **Mriechakatika** oder: Das irdene Wägelchen.

S. XVI. 315. Preis broch. 4 Mark 50 Pfg.

Dieſes großartige Schauſpiel in 10 Aufzügen erſcheint hier in **metriſcher** deutſcher Ueberſetzung ebenfalls zum erſten Male. Es iſt unter Kennern der indiſchen Litteratur als dasjenige Drama geſchätzt, welches wie kein anderes den reichſten und tiefſten Blick in das indiſche Volksleben geſtattet, die ſittlichen Anſchauungen und Grundſätze der verſchiedenen Kaſten am wahrſten und freimüthigſten enthüllt. Der Leſer wird ſich bald im Banne eines großen Dichters fühlen, der das geſammte geiſtige Leben ſeiner Nation widerſpiegelt, der mit gerechtem Stolz die Tugenden feiert, deren der edle Hindu fähig iſt, und mit Entrüſtung und Wehmuth die ſittlichen Gebrechen und drückenden Lebensformen verurtheilt und beklagt, unter denen ſein Volk leidet.

Die Sammlung wird fortgeſetzt.

Piſchel, Richard. Aſſalâyanaſuttam.

(unter der Preſſe) Preis circa 1 Mark 50 Pfg.

Dieſer Sutta in Sanskrit (mit lateiniſcher Umſchrift) und engliſcher Ueberſetzung nebſt Vorrede und Kommentar, von dem rühmlichſt bekannten Orientaliſten Profeſſor R. Piſchel herausgegeben, enthält eine Disputation des Buddha mit dem Brahmanen Aſſalâyana über die Kaſten. Dieſer Sutta iſt ſowohl religionsgeſchichtlich als auch in Betreff allgemeiner hiſtoriſcher Beſtimmungen von höchſter Wichtigkeit und für Forſcher auf dieſen Gebieten nicht zu entbehren.

Wolzogen, Hans von. Grundlage und Aufgabe des Patronatvereines zur Pflege und Erhaltung der Bühnenfeſtſpiele in Bayreuth.

Preis 1 Mark 20 Pfg.

Eiſer, Dr. Otto. Ueber Wagner's Beziehungen zu Schopenhauer und zur Grundidee des Chriſtenthums.

Preis 60 Pfg.

Eiſer, Dr. Otto. Richard Wagner's: „Der Ring des Nibelungen".

Ein exegetiſcher Verſuch.

Preis 1 Mark.

Dieſe drei vortrefflichen kleinen Schriften werden zum Beſten des Bayreuther Patronatvereines verkauft.

Aus den deutſch-öſterr. Kronländern.

Heft I. **Wanderungen in Böhmen.**
Von Dr. Anton Ohorn.

Preis 3 Mark.

Da über Cisleithanien zum Theil irrige zu Theil nur ſehr mangelhafte Kunde im deutſchen Publikum

herrscht, so hat sich die Verlagsbuchhandlung zur Herausgabe einer Sammlung von Broschüren entschlossen, die über dieses Land berichten soll und von welcher die **Wanderungen in Böhmen** den Anfang bilden. In fesselnder Darstellungsweise giebt dieses 1. Heft ein deutliches Bild von Land und Leuten in Böhmen. Es schildert das Leben und Treiben der Deutschen und Tschechen, ihre gesellschaftliche und politische Stellung zu einander, die Verhältnisse an der Prager Hochschule und in Klöstern, das Leben im Riesengebirge und im Böhmerwald, in den weltbekannten Bädern und auf dem tschechischen platten Lande. In der Form von Wanderungen durch die verschiedenen Theile Böhmens abgefaßt, ist das Buch sowohl als Reiseführer als auch als geographische Lektüre angelegentlichst zu empfehlen.

Keller, Julius. Das deutsche Handwerk und praktische Vorschläge zur Hebung desselben.

Preis 2 Mark 40 Pfg.

Unter unseren Handwerkern ist der Glaube noch zu sehr verbreitet, daß eine intensive, anhaltende, den ganzen Handwerker als Mensch, Gemeinde- und Staatsbürger umfassende Thätigkeit **nicht** nothwendig sei. Das ist hauptsächlich die Ursache, daß dieser Stand sich bisher noch nicht wieder auf diejenige Stufe der Entwickelung und Macht erhoben hat, auf der er im 14. und 15. Jahrhundert zum Stolze und Segen Deutschlands stand. Außer den Pflichten des Staates für das deutsche Handwerk bezeichnet der

Verfaſſer diejenigen Stellen, wo der Handwerker ſelbſt Hand an's Werk zu legen hat. Dieſe ſind Ausſtellungen, Bibliotheken, Muſeen, Muſterlager, Regelung des Lehrlings- und Geſellenweſens, des Borg- und Kreditweſens, Schiedsgerichte, Vereinigungen zu gemeinſchaftlichen Einkäufen u. ſ. w. u. ſ. w. Das Buch enthält unendlich viel des Beherzigenswerthen und ſollte von keinem Handwerksmann überſehen werden.